

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

~~P 2721 II~~

EDITH NASADZKI

Heimat im Weichselland

Edith Masadzei

Heimat im Weichselloand

1132931

Inst. Baltysk

898709

Edith Masadzki

Heimat im Reichsland

Eine Erzählung aus schwerer Zeit

(1919 bis 1926)



Luther-Verlag, Posen, Ritterstraße 20

[1940]

Nie pożycz się do domu

II 412212



Biblioteka Główna

UNIWERSYTETU GDANSKIEGO



1100601381

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Lutherverlag Posen.

Zeichnung des Einbandes: Axel Plath - Nafel.

Druck: Paplerdruck, Karl Jacob, Posen, Stöbelstraße 6.

D 222/3/106

152

„Er kommt, der Neue“, raunte es durch die Dorfklasse. Die kleinen Körper strafften sich, die Blicke richteten sich gespannt zur Tür. Schritte erklangen auf dem Korridor, die Tür öffnete sich. „Dzięk dobry, dziecil“¹⁾ Kerzengerade standen die Kinder da: „Guten Morgen, Herr Lehrer“, antworteten sie mit hellen Stimmen dem Eintretenden, wie sie es bisher bei ihrem früheren Lehrer gefan hatten. Der Ankömmling runzelte die Stirn. „Nicht so, Kinder! Ich sagte zu euch dzięk dobry, also müßt ihr auch so antworten. Wir sind hier eine polnische Schule, da wollen wir es von jetzt ab so halten, daß wir uns auch in unserer Landessprache begrüßen. Und damit ihr euch recht bald daran gewöhnt, werdet ihr auch eure Eltern zu Hause stets so begrüßen! Also wollen wirs mal üben. Wiederholt zehnmal gemeinsam „dzięk dobry“.“

Mit diesen Worten führte sich der neue Lehrer Dombrowski, kaum vier Monate nach der Besitzergreifung Westpreußens durch die Polen, in der bisher deutschen Dorfschule von Schöntal ein. Der bisherige Lehrer war seines Amtes enthoben worden, weil er die polnische Sprache nicht beherrschte. Jetzt verließ er die Heimat, weil er seinem alten Vaterlande treu bleiben wollte, wie er sagte.

„Es war mir nicht leicht“ — bekannte er seinem Nachbar Friedrich Gall zum Abschied — „mich zu entscheiden, ob ich die Heimat oder das Vaterland wählen sollte, man ist doch von Kindheit an in dem Glauben aufgewachsen, daß beides eins sein muß — und man hängt doch an beiden, auch wenn man nur ein Lehrer ist und nicht auf eigenem Grund und Boden lebt. Euch Bauern aber wird es bitter schwer sein, die Scholle zu lassen um des Vaterlandes willen.“

„Ich bleibe“, entgegnete herbe Friedrich Gall, „die Treue zur Heimat steht mir genau so hoch wie die Treue zum Vaterlande. Doch warum sollten wir denn nicht auch hier in Polen als gute Deutsche leben können, wenn wir nur friedlich unserer Arbeit nachgehen — und dann sind doch auch unsere Rechte in den Minderheitsverträgen festgelegt.“ „Verträge, Gall“, lachte der Lehrer, „vertraut nicht zu sehr auf papierne Worte — jedenfalls werden wohl noch viele mehr oder minder gezwungen Platz machen müssen für die Eindringlinge aus dem Osten. Schaut her, da kommt ja gerade solch ein Päckchen an! Wo wollen die denn hin?“

„Das sind Nettos Nachfolger, er erwartet sie heute; nächste Woche will er ja schon raus.“ Die Straße entlang kam ein schmaler Bauernwagen, von einem struppigen, mageren Pferdchen gezogen. Zwischen Bündeln und

1) Guten Morgen, Kinder.

Risten saßen auf dem Wagen ein Rudel struwelköpfiger Kinder und ein Weib, welches trotz des warmen Wetters ein buntes, wollenes Tuch um sich geschlagen hatte. Neben dem Wagen ging, die Leine haltend, ein Mann in kurzem, ärmellosen Schafspelz und breiten Hosen, deren Beinlinge er in die Schäfte seiner langen Stiefel gesteckt hatte. Das ganze Gefährt machte einen sehr armseligen, verwahrlosten Eindruck. Es paßte so gar nicht zu dem schmucken, sauberen Anwesen, auf dessen Hof es jetzt einbog.

Ordentlich und gut bewirtschaftet sah jedes Gehöft in dem großen Dorfe aus, das fast ausschließlich von Deutschen bewohnt war. Die wenigen Polen, die ebenfalls hier anfässig waren, hatten mit der Zeit so die Wirtschaftsmethoden ihrer deutschen Nachbarn angenommen, daß ihre Höfe sich in nichts von denen der letzteren unterschieden.

Eins der schönsten Grundstücke des Dorfes war das von Friedrich Gall. Das behäbige Wohnhaus mit der weinumrankten Veranda davor, die stattlichen Scheunen, die in Reih und Glied ausgerichteten Wagen auf dem Hofe, der große Obstgarten mit dem grüngestrichenen Zaun darum, — alles dies sah so nach Ordnung und einer gewissen Wohlhabenheit aus. Aus dem Stalle kam die Bäuerin mit einer Magd, schwere Milchheimer tragend. „Vater“, rief die Frau dem Bauern zu, der gerade über den Hof ging, „ist der Georg schon da?“ Nein, Mutter, wird aber wohl gleich kommen, Lene und Peter fuhren schon vor einer Stunde mit dem Boot hinaus, ihn abzuholen.“ „Na, dann geh’ man rein, Vater, ich bin auch gleich mit der Milch fertig.“

Friedrich Gall setzte sich an das Fenster des Wohnzimmer und zündete sich sein Feiertabendpfeifchen an. Von hier konnte er bequem den Weg entlang schauen, der zur Weichsel hinunterführte. Jetzt erschienen zwei junge Männer und ein Mädchen auf diesem Wege. Nun hatten sie die Dorfstraße erreicht. Der eine der beiden Männer, Peter Hardt, verabschiedete sich, und die Geschwister Georg und Magdalene Gall schritten ihrem Vaterhause zu.

„Guten Abend, Vater.“ Georg reichte dem Bauern die Hand. „Mutter ist wohl noch beschäftigt?“ „Ja, mit der Milch.“ „Na, was gibt es Neues, Vater, konnte auch die ganze Woche lang nicht herkommen.“

„Es ist ein Schreiben da für dich, Georg — vom Bezirkskommando — sollst dich stellen.“ Des Sohnes Antlitz verfinsterte sich. „Lene sagte es mir bereits. Peter bekam ebenfalls solchen Wisch.“ „Und —?“ des Bauern Augen waren fragend auf den Sohn gerichtet. „Da werd ich eben raus müssen. Noch einmal möchte ich nicht hinaus in den Krieg, habe vier Jahre lang meine Pflicht getan an der Front. Und dann, Vater — für wen, für wen müßte ich jetzt kämpfen?“

Der Alte nickte. „Über dein Erbe, Georg, der Hof, kannst ihn so leicht lassen? Weißt, daß du nicht mehr zurück darfst, hast du erst mal für Deutschland optiert!“

Mit unruhigen Schritten ging Georg im Zimmer auf und ab. „Das weiß ich alles, Vater, und nicht leicht lasse ich die Heimat!“

Doch Gottfried ist ja noch da, er wird den Hof schon halten. Ich werde nicht polnischer Soldat, lieber will ich in Deutschland als Knecht mein Brot verdienen und meine Überzeugung nicht verstecken.“ „Ja, da wirst du dich eben nach einer Anstellung umsehen oder was in Pacht nehmen müssen. Viel Geld kann ich dir nicht mitgeben, denn unsere polnische Mark hat keinen Wert und die Bodenpreise sind drüben hoch. Aber — vielleicht überlegst es dir noch, Georg. Der Krieg gegen die Bolschewisten kann doch nicht mehr lange dauern, vielleicht kommst du gar nicht mehr ins Feld.“ Georg gab seine Wanderung auf und ließ sich dem Bauern gegenüber nieder. „Mein Entschluß ist fest, ich gehe!“

Die Hausfrau trat herein, ihren Sohn herzlich begrüßend, und man begab sich zum Abendbrot auf die breite, kühle Veranda. Das Gespräch drehte sich jetzt um die Arbeiten der letzten Woche. Georg bewirtschaftete ein kleines, zwei Stunden entfernt in der Niederung gelegenes Grundstück. Dieses und ein Mietshaus in Bromberg hatte seine Schwester Magdalene vor etlichen Jahren von ihrer Patentante geerbt und seitdem hieß es im Dorf, die Lene wäre mal die beste Partie weit und breit. Wer aber mal diese beste Partie heimführen würde, darüber war man sich gar nicht im Zweifel, denn die frühere Kinderfreundschaft, die Magdalene mit dem vier Jahre älteren Peter Hardt verband, hatte sich mittlerweile in herzliche Kameradschaft gewandelt. Die Eltern des Mädchens hätten eine Verbindung ihrer Tochter mit Peter, dem einzigen Sohne des verwitweten Gutsbesizers Hermann Hardt, gern gesehen, und der alte Hardt sagte oft im Scherz: „Wenn ich nur 30 Jahre weniger auf dem Rücken hätte, würde ich die Lene vom Fleck weg heiraten, so aber muß ich sie wohl meinem Peter überlassen.“ Dabei dachte er wohl auch daran, daß das Vermögen des Mädchens seinem verschuldeten Gute schon dringend nötig wäre.

Am andern Nachmittage, einem Sonntage, kam ein junges Mädchen, Meta Gluck, zu Magdalene. Diese stand gerade am Küchenherde, um Kaffee zu kochen. Peter saß auf dem Fensterbrett und drehte die Kaffeemühle, wobei er gefühlvoll vor sich hinpiff: „Weh', daß wir scheiden müssen.“ „Ja, ja, Peter, Sie haben recht, wir werden bald scheiden müssen.“ — Die Dorfknädel und Burschen sagten „Sie“ zu ihm, weil er doch der Gutsbesizerssohn war. — „Heute früh war der Agent mit einem Käufer beim Vater, ich glaube, er wird wohl kaufen, es gefiel ihm alles so gut bei uns. Ach, ich bin ja so unendlich glücklich, daß wir nach Deutschland ziehen. Fühlst du nicht auch, Lene, wie sich hier alles täglich ändert, so fremd wird? Schon diese fremden Gesichter, die hier immer mehr im Dorfe auftauchen, und auf den Markt mag ich schon gar nicht fahren, man versteht ja nicht mal, was die Leute überhaupt wollen!“ Lene hatte inzwischen den Kaffee gebrüht. „Komm, Meta, mit zu den Eltern. Das wird meiner Mutter aber leid tun, daß ihr fort wollt, sie hatte sich doch immer so gut mit der deinen verstanden.“

Friedrich Gall war sehr erstaunt über Metas Nachricht. „Aber warum denn, Metachen, Sie haben doch keinen militärpflichtigen Bruder, weshalb

will denn da der Vater fort?" „Eben, weil bei uns nur Mädchen sind, sagt der Vater. Da hat er ja doch nicht das Grundstück wem zu vererben und so will er sich denn lieber im Reich ansiedeln, wo wir doch unter den Unsrigen sein werden. Übrigens ist mein Schwager, der Zollbeamte, nach Magdeburg versetzt. Da meint Mutter, es wäre zu schrecklich, wenn eine Grenze die Familie trennen sollte. Mutter hängt doch so sehr an den Kindern meiner Schwester.“

„Siehst du, Vater, siehst du“, ereiferte sich Fran Gall, „so wird es uns ja auch gehen, wenn wir hier bleiben. Georg wird sich drüben eine Familie gründen, und wir werden diesseits der Grenze sein und einander vielleicht nie mehr wiedersehen. Wenn es nach mir ginge, ich würde am liebsten gleich mit Georg auswandern aus diesem Lande, das uns ja doch bald keine Heimat mehr sein wird.“

„Keine Heimat“, fuhr Gall auf, „Fran, was redest du! Wo könnten wir denn anders eine Heimat haben, als hier? Mein Urgroßvater ist als junger Mensch hierhergekommen und hat ödes Land zu Ackerboden gewandelt, mein Großvater hat dieses selbe Land von ihm geerbt, mein Vater ist in diesem Hause hier geboren, ich habe diesem Boden meinen Fleiß und Schweiß gegeben, habe meine Kinder hier großgezogen, und dieses alles hier, Fran, dieses Hans und dieser Acker sollen nicht mehr unsere Heimat sein dürfen? Nur darum nicht, weil die Regierung dieses Landes nicht mehr in Berlin, sondern in Warschan ist?“ Der Baner war sehr erregt. „Wenn ich in meinem Hanse deutsch spreche, wenn ich meinen Kindern das Brot teile, das meine deutschen Hände von meiner eigenen Scholle geerntet haben, dann ist dies Haus für mich Deutschland, und Polen beginnt erst dort, wo mein Grund und Boden aufhört.“

„Mein Gott, Vater, schrei doch nicht so“, suchte Fran Gall ihren Mann zu beruhigen, aber er achtete nicht darauf. „Auswandern willst du, um die Familie zusammenzubehalten? Ja, denkst du etwa, daß dir auch dein Schwiegersohn, der polnische Herr Leutnant Viktor Krol, nach Deutschland folgen würde? Oder Lene, die vielleicht die Absicht hat, sich gerade hier zu verheiraten?“

Die kleine, rüddliche Fran Gall war dem Weinen nahe, während Lene bei den letzten Worten ihres Vaters sehr verlegen in der Kaffeetasse herumrührte. Peter versuchte vergeblich, ihr heimlich auf den Fuß zu treten. „Mutter Gall“, sagte er, „es ist ja ein Irrtum, wenn Sie annehmen, daß Georg gar nicht mehr herdarf, wenn er erst mal ins Reich geht. Besuchen kann er Sie, so oft er will, nur seinen dauernden Wohnsitz darf er hier nicht mehr nehmen. Na, und Sie können doch später auch rüberfahren, so oft Georg nur Verlobung oder Hochzeit oder Kindtaufe feiern will. Jedenfalls wissen Sie ihn drüben in Sicherheit, während mein Vater immer in Sorge sein wird, ob mich nicht doch eine Angel trifft, weil ich mit den Bolschewisten werde kämpfen müssen.“ „Das verhüte Gott“ sagte Lene unwillkürlich und wurde wieder verlegen, weil Meta doch dabei war. Peters Augen lachten sie

an. „Ich glaube doch auch, Unkraut vergeht nicht. Na, und wenn ich dann zurückkomme, werd ich auch bald heiraten. Vater wartet schon sehr darauf, daß wieder eine Hansfrau bei uns einziehen möchte.“ Nun hatte er doch noch Venes Fuß unter dem Tische erwischt und preßte seinen Schuh darauf, daß sie mit Mühe einen Aufschrei unterdrückte.

2.

Dienstag früh fuhr Georg mit dem Kade zur Stadt, um sich der Militärbehörde zu stellen und gleichzeitig die Erklärung abzugeben, daß er auf die polnische Staatszugehörigkeit verzichte. Noch im Dorfe schloß sich ihm Karl Baginski, einer der ortseingesessenen Polen, an. „Komm, Georg, wir wollen den Damm entlangfahren, da haben wir's doch ein Stück näher.“ Schweigend fuhren die beiden Männer nebeneinander her. „Wir werden uns doch wohl manchmal nach dem allen hier bängen“, fing Baginski nach einer Weile an, „'s ist doch die Heimat“, und sein Blick umging fest die Landschaft — den grauen Strom, der gleichmütig seine Wasser zur Ostsee trug, unbekümmert darum, ob Deutsche oder Polen an seinen Ufern wohnten, die Weiden und Wiesen, die die Ufer säumten, den Damm, der in sanften Windungen dem Laufe der Weichsel folgte, die fruchttragenden Äcker, die von dem Fleiße ihrer Bebauer sprachen, und über dem allen Lerchenschlag und Schwalbengezwitscher und der Schrei einer Möwe, die plötzlich zum Wasser niederschoss, um gleich darauf mit einem glänzenden Fischlein im Schnabel abzuziehen.

Georg wandte sich erstaunt zu seinem Begleiter. „Wir, Karl? — Ach so, du meinst, wenn sie dich weit nach Kongresspolen oder an die litauische Grenze schicken.“ „Dorthin wird mich niemand schicken, ich optiere heute für Deutschland.“ „Für Deutschland? Aber Karl, du bist doch Pole!“ „Dem Namen nach! Die Volkszugehörigkeit jedoch sollte nicht der Name, sondern die Überzeugung entscheiden. Wenn man, wie ich, sechs Jahre den deutschen Soldatenrock getragen hat, deutsch denkt und fühlt, da hat man doch wohl das Recht, auch als Deutscher zu gelten. Zwei Jahre hatte ich gerade gedient, als der Krieg ausbrach. Immer bin ich dann an der Front gewesen — dreimal verwundet. Weist du noch, Georg, als wir uns an der Somme trafen? In den Jahren ist der Deutsche in mir gewachsen. Übrigens — meine Großmutter, die Mutter meiner Mutter, war eine Deutsche, da steckt es also schon im Blut.“ „Aber dein Vater, was sagt der dazu? Ich weiß, ihr sprecht zu Hause doch polnisch?“ Karl machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ach, mein Vater, der weiß selbst nicht, was er ist. Hätte er sich nicht zum zweiten Male verheiratet, würde er es wohl wissen — doch meine Stiefmutter führt zu Hause das Regiment, und in ihrer Gegenwart getraut er sich nicht, den Mund zu einem deutschen Worte aufzumachen.“

Es war nicht mehr weit zur Stadt. Schon sah man die Türme der Kirchen anstauchen und die Brücke, die ihre mächtigen Bögen über den Strom spannte. Auf dem Damm stand eine Gruppe junger Burschen. Sie hatten

ihre Fahrräder so auf die Erde gelegt, daß diese eine Barrikade quer über den Damm bildeten. Georg und Karl klingelten heftig. Die Burschen rührten sich nicht. „Na, macht doch Platz,“ rief ihnen Karl in deutscher Sprache zu, „ihr seht doch, daß wir durch wollen!“ „Steig mal runter von der Karre, Baginski“, ließ sich einer aus der Gruppe in polnischer Sprache vernehmen, „wir haben erst ein Wörtchen mit dir zu reden.“

Die beiden Männer mußten wirklich von ihren Rädern abspringen, da es ihnen nicht möglich war, weiterzufahren. Die Burschen waren Polen aus dem benachbarten Kamionken. „Was wollt Ihr?“ fragte Karl Baginski. Der zuerst gesprochen hatte, schob sich vor, „Der Schwab kann durch, die Corte sell man raus, je eher, desto besser.“ Zwei Burschen schoben einige Räder zusammen und machten dadurch einen schmalen Durchgang frei. Georg rührte sich nicht. „Dir, Baginski, wollen wir mal zeigen, wo der Weg nach deinem Vaterlande entlang führt.“ — Das Wort „Vaterland“ sprach er deutsch. Plötzlich hatten die Kerle Knüppel in den Händen. „Schlagt den Verräter!“ „Hundeblut!“ „Den Deutschen willst du dich verkaufen?“ Die Knüppel gerieten gegen Baginski in Bewegung. Dieser war, ebenso wie Georg, waffenlos. Georg stürzte sich auf einen der Angreifer und warf ihn zu Boden, aber schon hatten ihn mehrere Hände gepackt und drängten ihn an den Rand des Damms. „Pack dich, Schwab, mit dir haben wir nichts zu tun,“ brüllte einer. Ein Stoß, Georg flog den Abhang hinunter, sein Rad hinterher. Doch schon war er wieder auf den Beinen, wollte den Damm hinaufklettern. Da ertönte oben ein furchtbarer Schrei. Im Nu waren die sechs Kerle auf ihren Rädern und sausten der Stadt zu.

Baginski lag mit dem Gesicht auf der Erde, in der Schulter stak ihm ein Taschenmesser. Er schien benüßlos zu sein. Vorsichtig zog Georg das Messer heraus. Warm quoll ihm das Blut über die Hände. Mit raschen Schnitten entfernte er den Stoff, der die Wunde bedeckte. Gottlob, die sah ja gar nicht so gefährlich aus. Da war das Messer nicht tief hineingegangen. Georg holte sein Taschentuch hervor. Es war blüten sauber. Das legte er auf die Wunde und machte es mit dem Hosenträger des Verletzten fest. Dabei drehte er dessen Kopf zur Seite. Himmel! Hier klappte ja auch eine Wunde über der Stirn. Rasch ein paar Blätter des Wegerichs gesäubert und darauf gelegt, damit die Fliegen nicht herankönnen. Da liegt ja auch noch ein Knüppel, den die Kerle fortgeworfen haben. Georg bohrt ihn neben dem Verwundeten in die Erde und hing dessen Mütze darauf. Falls hier jemand vorüberkam, würde ihm dies Zeichen schon von weitem auffallen. Fuhrwerke kamen ja nicht den Damm entlang. Jetzt aufs Rad und vorwärts, was die Lungen hergeben wollen.

Schon nach zehn Minuten tauchten die ersten Häuser auf. Halt, hier wohnte ein Gärtner, der hatte Telefonanschluß. Am Apparat verlangte Georg die Rettungswache. „Ich verstehe nicht“, antwortete eine weibliche Stimme auf polnisch. Er wiederholte, — dieselbe Ant-

wort. „Zum Donnerwetter, dann rufen Sie wen, der mich versteht!“ Nach einer Weile meldete sich eine andere Stimme. „Bitte, Fräulein, die Rettungswache oder das Krankenhaus“, bat er noch mal. Endlich hatte er die Verbindung. Wie, ein junger Mann sei überfallen und verletzt worden? Na, das wird wohl nicht so gefährlich sein. Ob er nicht doch lieber ein Fuhrwerk nehmen und den Verletzten nach Hause fahren wollte? Der Krankenwagen werde hier in der Stadt dringend benötigt und dann — es kostet viel Geld, wenn er bis auf den Damms hinaus müßte, wer das denn bezahlen würde? „Der Vater des Verletzten ist Gutsbesitzer, der bezahlt alles“ schrie Georg in den Apparat. So, das half! Das Auto werde gleich hinauskommen. Der Gärtner stand neugierig in der Tür. Mit einigen Worten erzählte ihm Georg von dem Überfall. Da brachte der Mann etwas Verbandzeug. Damit fuhr Georg wieder auf den Damm hinaus. Baginski lag noch immer bewußtlos da. Georg verband ihm notdürftig den Kopf. Das Taschentuch auf der Schulter war ganz blutdurchtränkt und festgeklebt. Nach einer Viertelstunde erschien auf dem Landwege neben dem Damm das Krankenauto. Es hielt in einer Entfernung von etwa einem Kilometer, denn hier wandte sich der Weg nach Süden, weiter konnte das Auto nicht fahren. Zwei Männer kamen mit einer Bahre heran. Vorsichtig wurde Baginski zum Auto getragen.

Jetzt mußte sich Georg beeilen, nun noch zur festgesetzten Zeit auf dem Bezirkskommando zu sein. Von hier schickte man ihn mit einem Schein zur Kaserne. Da standen auf dem Hofe schon große Gruppen Zivilisten. Peter Hardt unter ihnen. Man wartete. Ein Unteroffizier drillte auf dem Hofe seine Rekruten. Diese hatten grandbraune Uniformen an, aber viele trugen zu den Soldatenröcken ihre Zivilbekleider. Einige hatten runde deutsche Soldatenmützen auf, andere längliche „Kähne“, etliche trugen Mützen mit vier Ecken. Die Fußbekleidung war noch gemischter. Da sah man kurze Stiefel, die wohl noch aus deutschen Beständen stammten, österreichische Schnürschuhe, geflochtene Bastische, wie sie die Landbevölkerung Ostpolens trug. Hier hatte einer glänzende Lackschuhe an, sein Nebenmann brannte Halbschuhe mit weißem, gesteppten Rand, jener gar hatte sich nur Lappen um die Füße gewickelt. — Man wartete. Soldaten gingen mit ihren Eßnapfen Mittag holen. Man wartete noch. Endlich erschienen mehrere Offiziere. Man mußte sich in Reih und Glied aufstellen. Ein älterer Offizier hielt eine Rede, von der Georg nichts verstand. Dann sagte er auf deutsch: „Diejenigen, die von ihrem Optionsrecht Gebrauch machen wollen, vortreten!“ Es war eine stattliche Anzahl. Man führte sie in die Kanzlei. Hier unterschrieben sie die Erklärung, daß sie zugunsten Deutschlands auf die polnische Staatsbürgerschaft verzichten und in der vorgesehenen Frist Polen verlassen werden. Nun konnten sie gehen. Der polnische Staat hatte nicht mehr das Recht, sie in den Krieg gegen die Russen zu schicken. Die anderen mußten noch bleiben.

Georg ging ins Krankenhaus. Mit bandagiertem Kopf lag Karl Baginski in den Kissen. „Ein Glück, Georg, daß du nichts abbekommen hast.

Mir wollten die Kerle mit dem Stock die Vaterlandsliebe einbläuen. Na, der Erfolg ist ein umgekehrter.“ „Ich werde wohl jetzt zur Polizei gehen und den Vorfall melden, Karl. Mögen doch die Linnpen ihre Strafe bekommen.“ Baginski mehrte ab. „Laß das, Georg, mit denen werde ich schon abrechnen, wenn ich nur erst wieder ansterepariert bin. Um Vaters willen möchte ich nicht, daß die Sache vors Gericht kommt, denn da hat doch bestimmt meine Stiefmutter die Hand im Spiele gehabt. Hab' doch von meinem Vorhaben nirgends was verlanen lassen, als nur zu Hause.“

Der alte Baginski war sehr bestürzt, als Georg ihm von dem Überfall auf seinen Sohn erzählte. Georg war direkt von der Stadt zu ihm gefahren, ohne erst zu Hause einzukehren, was Fran Gall, die ihren Sohn vorbeifahren sah, in große Verwunderung versetzte. „Haben Sie eine Anzeige gemacht?“ war Baginskis erste Frage an Georg. „Nein, antwortete dieser, „Karl wollte es nicht.“ „Gott sei Dank“, atmete Baginski auf und fügte verlegen hinzu „ich meine, ihr würdet da zwei Deutsche gegen sechs Polen sein, da würden die sich schon herausdrehen — und meine Fran spricht auch alle Tage nur davon, daß Karl ihr gegenüber immer den deutschen Polenfresser herausfehrt. Da ist es wohl am besten, wenn er recht bald von hier verschwindet, ehe noch ein größeres Unglück geschieht.“

Müde und hungrig kam Georg nach Hause. Auch hier rief die Erzählung seines Abenteuers Überraschung und Bestürzung hervor. Bald erschien auch Peter Hardt. Er sah recht niedergeschlagen aus. „Übermorgen bereits muß ich fort, und Vater beginnt doch gerade mit der Heuernte! Wahrscheinlich wird man mich gleich in den Kampf schicken, weil ich doch schon Soldat war und keine Ausbildung mehr brauche.“ Er erzählte von dem deprimierenden Eindruck, den die erst im Werden begriffene polnische Armee auf ihn gemacht hatte, von den neuen Kameraden, mit denen er sich nur sehr notdürftig verständigen konnte und die auf die „Schwaby“ recht feindselig blickten. „Nun, die werden aber schon noch anders gucken, wenn sie sehen werden, wie wir Deutschen uns unser altes Heimatrecht nen erkämpfen.“ Es war keine Begeisterung an ihm zu spüren und Lene verglich ihn im Geiste mit dem Peter Hardt, der vor fünf Jahren als Kriegsfreiwilliger hinausgezogen war, sein Vaterland zu schützen. Wie war sie damals, noch ein halbes Kind, so stolz gewesen auf ihren lachenden, siegesfrohen Freund im feldgrauen Rock. Und heute? — Tränen füllten ihre Augen, sie ging leise hinaus. In der Stube herrschte eine gedrückte Stimmung, und Peter stand bald auf, um sich zu verabschieden. Den morgigen Tag wollte er ganz dem Vater widmen. Georg schüttelte ihm lange die Hand. „Mach's gut, Peter, Kamerad, mach's gut.“ „Grüß mir das Vaterland, Georg, falls du fort bist, bevor ich wiederkomme.“

Lene wartete im Garten auf ihren Freund. Schweigend gingen die beiden jungen Menschen nebeneinander her. Sie hatten beide das Herz so voll und fanden doch in dieser Abschiedsstunde kaum ein paar karge Worte für einander. Die Menschen des Weichsellandes sind nicht redegewandt und

heiter lebenswürdig. Gran fließt der Weichselstrom durchs Land, gran wölbt sich der Himmel darüber, und die Landschaft hat für den flüchtigen Beschauer wenig Reize. Wer aber ihr Anliß aufmerksam und liebevoll studiert, der findet immer wieder neue, heimliche Schönheiten in ihm. Und wer die zähen, treuen, genügsamen Menschen dieses Landes näher kennenlernt, wird auch sie lieb gewinnen trotz ihrer Herbe und Nüchternheit.

Peter und Lene schritten den schmalen Weg entlang, der zwischen Wald und Acker zum Hardt'schen Gütlein hinführte. Es dunkelte bereits. „Lebe wohl, Peter, ich muß jetzt umkehren.“ Das Mädchen reichte ihm die Hand und sah nicht die Enttäuschung an seinem Gesicht. „So, Lene, so willst du gehen?“ Sie zögerte, überließ ihm noch ihre Hand. Da umfaßte er sie mit beiden Armen, und seine Lippen fanden ihren Mund. Plötzlich bengte er seinen Kopf tiefer, und sie spürte seinen heißen Kuß auf ihrer Brust. Erschreckt riß sie sich los und rannte den Weg zurück. Leise schlich sie sich ins Haus und in ihre Kammer.

3.

Nun war Peter schon zwei Monate fort, und regelmäßig jede Woche schrieb er an Lene einen Brief oder eine Karte. Sonntags kam dann gewöhnlich Peters Vater auf ein Plauderstündchen, und Lene las ihm dann ihren Brief vor — mitunter stockend und schnell einige Zeilen übergehend. Dann lächelte der alte Hardt und kniff ein Auge zu, worüber Lene manchmal böse wurde und dann nicht mehr weiterlesen wollte.

Eines Tages kam Hedwig Krol, die älteste Tochter des Bauern Gall, mit ihrem Manne zu Besuch. Er wollte sich von den Schwiegereltern verabschieden, da er in einigen Tagen an die Front mußte. Bisher hatte man ihn in der Garnison zur Ausbildung der frisch eingezogenen Mannschaften verwendet; doch das gefiel dem ehrgeizigen Leutnant Krol nicht. Er wollte lieber dorthin, wo eine schnellere Beförderung geboten wurde. „Wenn ich wiederkomme, Mutter,“ sagte er zu Frau Gall, „bin ich mindestens Hauptmann!“ Hedwig Gall und Viktor Krol hatten im Frühjahr 1914 geheiratet, als Viktor noch im deutschen Heere als aktiver Feldwebel in der Thorner Garnison diente. Niemand ahnte damals etwas davon, welchem Schicksal die Disprovingen Deutschlands entgegengingen. Während des Krieges wurde Viktor Krol zum Leutnant befördert und als solcher auch vom polnischen Heer übernommen.

Frau Gall wandte sich an ihre älteste Tochter. „Na, Hedwig, da kommst du doch einfach für die Zeit, da Viktor fort sein wird, mit den Kindern zu uns nach Hause. Was willst du denn allein in der Stadt, da hast du nur unnötige Ausgaben für deinen Unterhalt.“ Hedwig blickte auf ihren Mann. „Ich danke dir für deine Einladung, Mutter“, sagte sie ein wenig verlegen, „aber ich habe schon Viktors Eltern zugesagt, zu ihnen zu kommen.“ „So?“ — wunderte sich Frau Gall. „Es ist deshalb“, erklärte Viktor seiner Schwie-

gerinutter, „damit Hedwig und die Kinder etwas polnisch sprechen lernen.“ Frau Gall schüttelte den Kopf. „Ich habe ja früher gar nichts davon gewußt, daß deine Eltern Polen sind, Viktor. Ich hielt sie für deutsche Katholiken.“ „Nun ja,“ entgegnete Viktor Krol zögernd, „man hat damals nicht weiter darüber gesprochen, und unsre polnische Muttersprache gebrauchten wir nur, wenn wir ganz unter uns waren. Aber jetzt ist das natürlich etwas anderes.“ „Natürlich! Und da wollen deine Eltern sich der Mühe unterziehen, aus Hedwig schleunigst eine Polin zu machen!“ Friedrich Galls Stimme klang scharf. Viktor wurde ungeduldig. „Aber Vater, so begreife doch, daß die Frau eines polnischen Offiziers, die nicht die Landesprache beherrscht, eine unmögliche Figur ist, wir würden uns jeglichen Verkehrs enthalten müssen.“ Friedrich Gall legte ihm die Hand auf die Schulter. „Nicht darum, Viktor, geht es, mag Hedwig die Sprache erlernen, wenn sie sie braucht, aber ihr deutsches Wesen sollt ihr ihr nicht verdröhen, du und deine Eltern, sie würde sonst den Halt unter ihren Füßen verlieren und in ihrem eigenen Hause nicht mehr daheim sein.“ Mit festem Druck reichte Viktor Krol seinem Schwiegervater die Hand. „Daß ich sie in ihrer deutschen Art nicht beeinflussen werde, verspreche ich dir gern, Vater, ich will sie ja doch gar nicht anders haben, als wie sie ist, und möchte beileibe nicht, daß ihr die Warschauer Dämchen als Vorbild dienen sollen.“

Die Eintracht in der Familie schien wiederhergestellt zu sein, und doch war es, als ob die offene Herzlichkeit fehlte, mit der man sonst einander begegnete. Als der Bauer am andern Tage das Ehepaar mit seinem Wagen zur Bahn brachte, war es ihm, als ob er seine Tochter nie mehr wiedersehen sollte. Immer wieder schüttelte er ihr beim Abschied die Hände. „Gott befohlen, Hebe, und grüß mir den Hansi und das Eschen.“

Gleichförmig flossen die Tage unter steter Arbeit dahin. Peter schrieb jetzt seltener und nur noch Karten, aber Lene hatte wenig Zeit dazu, sich darüber Gedanken zu machen. Mutter Gall hielt es mit dem Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ und so mußte Lene wie auch der fünfzehnjährige Gottfried schon tüchtig bei der Arbeit mitzufassen. Nur manchmal, wenn sie gerade den Postboten an dem Hanse vorübergehen sah, wurde ihr weh zumute.

Zwischen Lene und Georg hatte sich seit einiger Zeit ein sehr inniges Verhältnis gebildet. Der junge Mann kam nun auch oft in der Woche, nach schwerem Tagewerk, noch nach Schöntal, um einige Stunden bei den Eltern zu sein. Dann wanderte er manchmal mit seiner Schwester über die Wiesen und an den Feldern seines Vaters vorbei, faßte mit den Händen in das reisende Korn, als wollte er es streicheln. Oder sie saßen am Dammbund und sahen auf den Strom. Dann und wann fuhr langsam ein Dampfer vorbei, der eine Reihe schwerer Rähne hinter sich herschleppte. Trakten schwammen träge vorüber, und der eintönige Ruf der Flissaken klang bis ans Ufer. Ein feiner Dunst lag über dem Wasser. Schwarz stand der

Wald am Horizont, von dort her kam die Dunkelheit und legte sich über das Land. „Muß das sein, muß das wirklich sein?“ sagte Georg wie aus tiefem Sinnen heraus. Magdalene schmiegte sich enger an den Bruder. „Fällt es dir so schwer, Georg?“ Er nahm des Mädchens Hände zwischen seine. „Es ist viel, viel schwerer, als ich es mir vorher gedacht habe. Siehst du, das ist etwas ganz anderes, als wenn man für einige Zeit die Heimat verläßt, wissend, daß man stets zurückkehren kann. Erst seitdem ich weiß, daß ich fort muß, für immer fort, fühle ich, daß ich mit meinem ganzen Sein in diesem Lande, das mich hervorgebracht hat, verwurzelt bin, fühle, daß es keinen zweiten Platz auf der Welt gibt, auf den ich von Natur aus so hingehöre, als diesen hier. Jetzt verstehe ich auch den Vater, der nicht mehr fort kann.“ „Und läßt sich da nichts mehr ändern, Georg, kannst du deine Option nicht mehr rückgängig machen?“ „Nein, Lene, das tu ich nicht, der Schritt, den ich getan, reut mich auch nicht, nur schwer fällt's mir, sehr schwer. Aber der engeren Heimat steht mir doch das Vaterland! Könnte es denn auch anders sein, nachdem ich dafür vier Jahre lang mein Leben eingesetzt habe? Wir beginnen bald mit der Ernte, Lene. Mir ist es diesmal, als ob das eine heilige Handlung wäre. Vier Geschlechter lang hat unsere Scholle den Galls Brot gegeben. Ich, als Fünfter in der Reihe, führte dies Jahr zum letzten Mal die Sense durchs Korn, dann wird Gottfried an meine Stelle treten — ich aber kehre dorthin zurück, woher unser Urahn gekommen ist.“

Die Auswanderlust der Bauern flaute plötzlich ab. Bisher hatten sie beim Verkaufe ihrer Grundstücke vereinbart, daß ihnen der Kaufpreis in deutschem Gelde ausgezahlt werde. Nun erschien plötzlich ein Gesetz, das diese Vereinbarungen für ungültig erklärte und gebot, die Kaufpreise nur in polnischem Gelde zu zahlen und zwar Mark für Mark, die polnische der deutschen gleichgestellt. Das brachte den deutschen Bauern arge Verluste, denn die polnische Mark war bedeutend weniger wert als die deutsche. Jetzt zögerten viele, die auch die Absicht hatten, nach Deutschland zu gehen. Friedrich Gall aber und mit ihm noch einige alteingesessene Bauern gingen zu den Zögernden und machten ihnen klar, daß es ihre Pflicht wäre, die Scholle nicht zu verlassen, die sie der Kultur erschlossen hatten, daß sie auch hier ihr Deutschtum bewahren können, wenn sie geschlossen und stark an Zahl daständen. Und viele blieben.

Es wurde Herbst, und Georg rüstete sich, sein Vaterhaus zu verlassen. Frau Gall ging schon seit Tagen mit verweinten Augen umher. Karl Baginski war schon lange fort. Am Tage nach seiner Rückkehr aus dem Krankenhaus hatte er eine heftige Auseinandersetzung mit seiner Stiefmutter gehabt. Einige Tage später hatte er seine Auswandererpapiere beisammen und fuhr nach Deutschland. Nun folgte ihm Georg. Auf einem kleinen pommerischen Gute bot sich ihm eine Verwalterstelle. Da griff er zu. „So, Vater, das ist für den Anfang, bis ich auf meinem eigenen Boden sitzen werde.“

Peter Hardt hatte schon seit längerer Zeit überhaupt nicht mehr an Lene geschriben. Der alte Hardt ließ sich auch nicht sehen, er hatte Sorgen, denn die Ernte war ihm schlechter angefallen, als er gehofft hatte. Außerdem hatte er Ärger mit den Arbeitern. Ein Teil seiner Insteleute war im Frühjahr abgewandert, und er hatte sie durch polnische Arbeiter ersetzen müssen. Mit diesen war er aber durchaus unzufrieden, denn sie arbeiteten langsam, vertranken ihren Verdienst und hatten immerfort Händel mit den anderen Arbeitern. Der Mißmunt verschwand nicht einmal während des sonntäglichen Gottesdienstes in der alten Dorfkirche von seinem Gesicht. Lene Gall erschrak, als sie ihn so sah. War etwas mit Peter geschehen? Beim Verlassen der Kirche drängte sie sich an den Alten. „Herr Hardt, ach bitte, sagen Sie mir doch, wie es Peter geht!“ Hardts Gesicht wurde noch finsterner. „Ja, Mädchen, das weiß ich doch selbst nicht, der Bengel hat schon seit vier Wochen nichts mehr von sich hören lassen.“ Und als er ihr erschrockenes Gesicht sah, fügte er freundlicher hinzu: „Es wird ihm aber wohl nichts zugestoßen sein, sonst hätte ich doch vom Regiment Nachricht erhalten. Na, wenn er nur erst zurück ist, dann nehmen wir ihn beide vor und treiben ihm die Flausen aus dem Kopfe! Nicht wahr, Lenchen? Bis dahin aber Kopf hoch“ und er schüttelte ihr herzlich die Hand zum Abschied.

Dies „Kopf hoch“ gilt ja auch eigentlich mir, dachte Hermann Hardt bei sich, nun, wenn der Junge nicht bald von sich hören läßt, muß ich doch bei seinem Regiment anfragen. Als er vor dem alten Portal seines langgestreckten niedrigen Hauses seinen Wagen zum Stehen brachte, ärgerte er sich wieder über den abgefallenen Puß der Fassade. Wie Wunden sahen die abgefallenen, kahlen Stellen des Gemäuers ans. Und als Dora, die Wirtin, ihm das Essen brachte, runzelte er die Stirn über das zerstopfte Tischtuch, das sie aufgedeckt hatte, und über den Teller mit dem Sprung. „Luise's Aussteuer ist schon hin“, mrmelte er, „es ist Zeit, daß hier neues Zeug hereinkommt.“ Hardt hatte eine Liebeshe mit einem armen Mädchen geschlossen, und die nicht eingebrachte Mitgift der Frau fehlte ihm immer an allen Ecken und Enden. Trotzdem hatte er seiner Luise keine Nachfolgerin gegeben, als sie nach zehnjähriger Ehe starb. Jetzt aber hätte er gern schon seinen Sohn verheiratet gesehen, denn die Dora war inzwischen alt geworden und schaffte schon nicht mehr so recht, junge Hände waren im Hause nötig. Auch sehnte er sich, vielleicht unbewußt, nach einem weiblichen Wesen, das ihm nahe stand. Eine Tochter hatte er nie gehabt, doch Lene Gall war er schon zugetan, als sie als kleines Mädchen seinem Peter die Angestöcke nachgetragen hatte. Nun war Lene eine neunzehnjährige Hübschheit. Nicht so großknochig und derbe, wie es oft Bauernmädchen sind, und auch nicht so schwindsüchtig dünn, wie hente die Stadtfraulein aussehen, und färben, wie diese es taten, brachte sie sich auch nicht, rosa Wangen hatte ihr schon die Natur gegeben. Dazu ein Paar warmherzig und verständig dreinblickende Blanaugen und eine lichtblonde Haarfülle, die sich nur mit Mühe als dicker

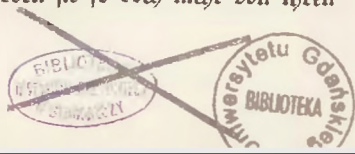
Knoten auf dem Kopfe halten wollte. Kein Wunder, daß sich die Burschen nach ihr umsahen, aber das Mädel tat, als ob sie es gar nicht sehe. Na, und der Peter war ihr gut, und sie hatte ihn gern, das war die Hauptsache. Daß sie dazu auch noch fleißig und anspruchslos war, dafür konnte sich ihr zukünftiger Mann mal bei ihrer Mutter bedanken, die ihrer Tochter zeigte, wie und wo eine Landwirtin zugreifen muß, um ihrem Manne auch Arbeitskameradin zu sein.

Einige Wochen gingen noch hin, dann kam die Nachricht, Peter sei in russische Gefangenschaft geraten. Noch am selben Abend ging Hermann Hardt zu Galls. Er wollte einen Menschen wissen, der ihm diese neue Sorge tragen half. Und Lene weinte um ihren Freund, und der Alte streichelte ihr das Haar und nannte sie ein liebes Mädchen, und sie sagte „Onkel“ zu ihm, ganz wie damals, als sie noch barfüßig mit Peter und Georg Muscheln im Weichselsand suchte. Der alte Mann und das junge Mädchen waren einander so nah und vertraut in der Sorge um den einen lieben Menschen, daß schon allein dies einen Trost bedeutete.

5.

Der Winter kam. Graue Eintönigkeit legte sich über das Dorf. Kalter Regen peitschte um die Häuser, dunkelgrün hasteten die Wellen der Weichsel dahin, als müßten sie sich eilen, zur Ostsee zu kommen, ehe sie der Frost zum Stehen brachte. Bei solchem Wetter kam eines Tages Hedwig Krol mit ihren beiden Kindern nach Hanse. Schluchzend, aufgeregt erzählte sie in abgerissenen Sätzen, daß ihr Mann verwundet im Lazarett in Warschau liege. Sie wolle sofort hin und wenn es irgend möglich wäre, ihn nach Bromberg zu seinen Eltern bringen, damit sie ihn gemeinsam mit der Schwiegermutter pflegen konnte. Ja, und nun möchte sie die Eltern bitten, die Kinder für einige Zeit bei sich zu behalten. Die Schwiegermutter sei ganz kopflos geworden, und die Kinder sind so lebhaft, da würde die alte Fran allein nicht mit ihnen fertig werden.

Frau Gall hob ihren Enkel an den Schoß. „Nun, Hansi, da bleibst du eben mit Uschen bei der Großmutter. Tante Lene wird auch schön mit euch spielen.“ Der dreijährige Knirps machte ein wichtiges Gesicht. „Ja, Großmutter“, sagte er, „aber du mußt mich jetzt Janusch nennen, ich heiße nicht mehr Hansi und die Else heißt jetzt Lusia“ und sein Fingerchen deutete auf die fünfjährige Schwester. Fran Gall wandte sich erstaunt zu ihrer Tochter. „Über Hedwig, weshalb hast du denn den Kindern andere Namen gegeben?“ „Ach Gott, Mutter, wenn die Schwiegereltern mit den Kindern polnisch sprachen, war es doch ganz natürlich, daß sie auch ihre Namen polnisch aussprachen.“ „Du aber als Mutter, Hedwig, wie nennst du die Kinder?“ kam es dringend zurück. „Ach, nun ja, ich habe mich dann auch daran gewöhnt, sie so zu rufen“, klang zögernd die Antwort, und heftiger fügte Hedwig Krol hinzu: „Über das ist doch schließlich ganz egal, wie die Kinder genannt werden, jedenfalls werden sie so doch nicht von ihren



Spielfkameraden Schwab geschimpft. Außerdem bin ich meinen Schwiegereltern zu großem Dank verpflichtet, daß ich bei ihnen schon so viel polnisch lernen konnte, wie würde ich es sonst wagen können, nach Warschau zu reisen!" Frau Gall neigte sich zu ihren Töchtern: „Solange ihr bei den Großeltern seid, Kinder, bleibt ihr auch der Hansi und das Eschen, ganz wie früher, nicht wahr?"

In dem Gall'schen Hause war es in letzter Zeit so still gewesen. Die Hausfrau ging immer so ein bißchen bekümmert herum, sie konnte sich so schwer darein fügen, daß Georg jetzt wirklich fort war und nicht mehr am Sonnabend nach Hause kommen würde. Und Lene war so schweigsam geworden, seitdem kein Lebenszeichen mehr von Peter kam. Nun brachten die beiden Kinder Leben ins Haus. Bald in den Zimmern, bald in der Küche oder in den Ställen erkönte ihr fröhliches Lärmen. Anfangs konnte man den kleinen Hansi schwer verstehen, weil seine Sprache ein Gemisch von deutschen und polnischen Wörtern darstellte. Das war das Ergebnis der letzten Monate seines Aufenthaltes bei den Großeltern Krol. Doch nach einigen Wochen sprach das Kind wieder rein deutsch.

Ende Februar war es, als Hedwig ihren Mann aus Warschau brachte. Viktor Krol wurde als Hauptmann aus dem Heeresdienst entlassen, aber sein linkes Bein blieb steif. Hedwig hatte es nicht leicht mit ihm. Morgens langweilte er sich den ganzen Tag und wollte es nicht verstehen, daß er nun schon zu nichts mehr nütze sein sollte. Hedwig sann auf einen Ausweg. „Höre, Viktor, einige deiner Kameraden, die auch den Abschied bekommen haben, sind jetzt im Zivildienst tätig. Würde es dir nicht auch möglich sein, eine Beamtenstelle zu erhalten?" Viktor sträubte sich erst. „Nein, nein, ich bin Soldat. Das Herumsitzen im Büro ist genau so langweilig, als wenn ich hier zu Hause döse." Aber dann überlegte er es sich doch. Die Pension war sehr schmal, die Dreizimmerwohnung eng. Wenn er noch etwas hinzuverdiente, könnte er auch wieder öfter mal mit einem Kameraden ausgehen. An das Nachschleppen des Beines hatte er sich allmählich gewöhnt. Nach zwei Monaten war Viktor Krol staatlicher Beamter.

6.

Langsam und zögernd kam der Frühling ins Land. Unter Krachen und Stöhnen war das Eis der Weichsel geplatzt und die Schollen waren abgeschwommen. Es gab noch ein kleines Hochwasser, das aber bald zurückging, und dann setzte wieder die Arbeit für den Bauern ein. Lene war auf ihr kleines Grundstück übersiedelt und wirtschaftete dort mit einem älteren Knechte. Jeden Sonnabendnachmittag kam sie nach Schöntal zu den Eltern, wie Georg es stets getan. Sie hatte sich ein Fahrrad gekauft, damit war der Weg in einer halben Stunde zurückgelegt. Heute fuhr es sich besonders gut. Der Weg war trocken und die Luft so frühlingstind. Noch ein Stück vor dem Dorfe erkannte Lene ihren Vater, der ihr langsam entgegenkam. Sie sprang vom Rade.

„Nanu, Vater, du auf Spazierwegen?“ sagte sie etwas verwundert. „Ja, Mädchen, ich bin dir ein Stückchen entgegengekommen.“ Der Alte sprach vom Wetter, von seiner Arbeit, aber er sprach stockend, als wären seine Gedanken nicht bei den Worten. „Der Vater hat etwas auf dem Herzen“, dachte Lene. Jetzt schritten sie schweigend nebeneinander her, Lene führte ihr Rad. Plötzlich blieb der Alte stehen. Sie hatten fast die ersten Häuser des Dorfes erreicht.

„Weißt du, Lene, wer hier ist, wer nach Hause zurückgekommen ist?“ Des Mädchens Augen öffneten sich weit. „Wer?“ fragte sie atemlos. „Peter ist da!“ „Peter!“ Das klang wie ein Jubelruf. Aber gleich schoß es ihr durch das Hirn: Peter ist da, und er ist's nicht, der ihr entgegenkam, sondern der Vater. Was bedeutete das? Lene fühlte, wie sie blaß wurde. „Hast du ihn gesprochen, Vater?“ fragte sie tonlos. Der Bauer schüttelte den Kopf. „Nein, Lene, er war noch nicht bei uns. Ich hörte nur im Dorfe, er wäre aus der bolschewistischen Gefangenschaft entflohen und sähe furchtbar aus. Im Dorf ist er übrigens noch gar nicht gewesen.“ „Seit wann ist er hier?“ „Montag kam er.“

Montag — und heute war Sonntagabend, er hatte ihr nicht einmal eine Nachricht gegeben. „Vielleicht fühlt er sich nicht gesund“, sagte der Vater, als hätte er die Gedanken seiner Tochter erraten, „oder er weiß, daß du in der Woche doch nicht da bist, und wird morgen kommen.“ „Aber komme jetzt, Lenchen“, fügte er hinzu, als das Mädchen schwieg. „Die Mutter wartet schon auf uns“, und er nahm ihr das Rad ab, denn er sah, daß ihre Hand zitterte.

Peter kam nicht am anderen Tage. Am Mittwoch kam er. Lene war seit Montag früh wieder fort. Peter erzählte von seinen Erlebnissen als Gefangener der Bolschewisten, fragte nach Georg und so ganz nebenbei auch nach Lene. Er hätte schon davon gehört, daß sie jetzt selbständig ihr kleines Eigentum bewirtschaftete. Ja, der Vater hatte schon immer gesagt, sie wäre ein sehr tüchtiges Mädchel, und ihm täte es leid, sie nicht angetroffen zu haben. Nach einer kleinen Viertelstunde ging Peter wieder. Frau Gall verbarg es gar nicht, daß ihre Sympathie für ihn nur noch sehr gering war. Da hatte das Mädchen nun monatelang um ihn gebangt, auf ihn gehofft, und nun erwählte er sie kaum mit einem Satze. Dahinter steckte doch sicher eine andere. Nun, Lene war ein vernünftiges Mädchen. Sie würde es ihm schon klarmachen, daß eine Lene Gall sich um solchen Peter, der nur Wind im Kopfe hatte, nicht die Augen auszuweinen brauche. Sie weinte sie sich auch nicht aus, schien kaum hinzuhören, als ihre Mutter von dem Besuche Peters erzählte. Frau Gall war ganz froh darüber, aber der Vater sah seine Tochter öfter forschend an, er glaubte nicht, daß sie sich so schnell damit abgefunden habe.

Als Lene sich am Montag wieder verabschiedete, hielt er ihre Hand fest in der seinen. „Gräm dich nicht, Lenchen, du bist noch so jung, Kind, und hast Zeit, auf den zu warten, der dich besser zu schätzen wissen

wird als Peter.“ Da schluchzte sie einmal tief auf und dann hob sie den Kopf. „Ja Vater, das war auch wohl nur solche Kinderfreundschaft, die jetzt ein Ende genommen hat.“

Mutter Gall schien mit ihrer Vermutung, daß da eine andere Frau hinter stecke, wohl recht zu haben. Peter war jetzt aus dem Heere entlassen, weil der Krieg beendet war. Aber er war viel von Hause fort. Es hieß, er fahre immer nach Warschau zu seinem früheren Hauptmann. Die parfümierten Kleinen Briefchen, die der Postbote jetzt so häufig für Peter Hardt brachte, schienen aber wohl kaum von dem Herrn Hauptmann zu stammen. Daß auch Lene von diesen Reisen und Briefchen erfuhr, dafür sorgte schon der Dorfklatsch. Die lachte aber nur dazu und sagte: „Nun, der Peter ist doch hübsch genug, daß sich auch eine Großstadtdame in ihn verlieben könnte.“ Ihr Stolz ließ es nicht zu, zu zeigen, wie weh ihr die Treulosigkeit des einst so anhänglichen Freundes tat. Mutter Gall aber grollte ihm, der einst als Gefährte ihrer Kinder bei ihr ein- und ausgegangen war, und wollte Peters Namen nicht mehr hören. Gewiß, er hatte bei ihr nicht um die Hand des Mädchens angehalten, aber er hatte Lene immer seine Braut genannt und offen gezeigt, daß er das Mädchen gern habe. Nun ging er ihr aus dem Wege und ließ sich gar nicht mehr sehen. Und der alte Hardt kam auch nicht mehr, der hatte nun wohl ein schlechtes Gewissen, denn nicht wenig hatte er herumtrompetet, daß die Lene und sein Peter mal ein Paar werden würden.

Dann erzählte die Dora eines Tages im Dorfe, ihr junger Herr habe sich mit einer Warschauerin, der Tochter seines früheren Hauptmanns, verlobt. Vorher hatte es einen großen Krach zwischen Vater und Sohn im Gutshause gegeben. Der alte Hardt wollte absolut nichts davon hören, daß die polnische Offiziersochter als Herrin in sein Haus einziehen sollte. „Wir brauchen hier eine Hausfrau, die die Ställe und Scheunen besser als ihren Salon kennen muß“, rief er, „was willst du als Landwirt mit einer Frau, die sich beim Anblick der Dünggrube die Nase zuhalten wird?“ Der Sohn gab aber nicht nach, und schließlich hatte er seinen Vater so weit, daß sich dieser hinsetzte und selbst an den Herrn Hauptmann schrieb. Die Antwort, die er auf seinen Brief erhielt, mußte doch wohl sehr zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein. Immer wieder rieb er sich schmunzelnd die Hände. „Junge, Junge, solch ein Goldkäferchen hast du erwischt! Na, meinertwegen, dann heirate, wenn es dir gefällt. Wenn dir deine Braut so viel Geld in die Ehe mitbringt, kann sie sich ja auch leisten, den ganzen Tag nur Klavier zu spielen. Vielleicht hast du auch recht, Peter, die Lene ist zwar ein sehr lieber Kerl, aber doch nur ein Bauernmädel. Wenn du dagegen eine Frau bekommen kannst, die nicht nur reicher, sondern auch viel gebildeter und vornehmer ist, wäre es ja wohl Torheit, nicht diese zu nehmen. Die lieben Nachbarn werden sich schließlich auch damit abfinden, daß du dir eine Polin zur Frau nimmst. Laß nur den ersten Entrüstungsturm vorübergehen. Bist ja auch nicht der einzige, der eine Mißhehe schließt.“

Die Aufregung um Peters Verlobung war im Dorfe schnell vorbei, denn ein neues Ereignis machte von sich reden. Der alte Pfarrer verkündete seiner Gemeinde, daß er nach Deutschland ziehen werde. Das nahmen ihm die Bauern recht übel. 20 Jahre lang hatte er nun schon mit ihnen Freud und Leid des Daseins getragen und nun, wo es galt, sich noch fester und enger zusammenzuscharen, da wollte er sie verlassen, fahnenflüchtig werden! Gewiß, er hatte in letzter Zeit manches Ungemach zu tragen gehabt. Da hatte es immer wieder in seinem Heime Haussuchungen gegeben. Bald suchte man nach verborgenen Waffen, bald nach anderen militärischen Ausrüstungsgegenständen oder nach irgend welchen geheimnisvollen Papieren. Vielleicht waren dies Schikanen, vielleicht hatte der Pfarrer einen Feind, der bei der Behörde verleumdende Anzeigen gegen ihn erstattete. Der alte Herr war in ständiger Aufregung, und er hatte ein schwaches Herz. Dann schlugen Bubenhände wiederholt die Fenster der Kirche entzwei, und dann wurden sogar die Grabgitter vom Friedhof gestohlen und fortgeschleppt und die Gräber verwüstet. Die Täter konnten nicht ermittelt werden. Das war dem Pastor zu viel. Sein Herz setzte ihm sehr zu, der Arzt verordnete äußerste Schonung, und hier gab es immerfort neue Aufregung. Da wollte er fort. Aber die Bauern murrten. Auch sie hatten so manchen Schicksalsschlag zu erdulden und mußten dennoch ausharren. Wie oft vernichtete Unwetter den Fleiß vieler Monate, die Hoffnung eines ganzen Jahres, oder das Hochwasser überschwemmte ihre Äcker und Wiesen, daß die Kartoffeln verfaulten und das Gras verdarb, während das Vieh im Stall vor Hunger schrie. Da hätte manch einer gern alles hingeworfen und wäre fortgegangen, aber immer wieder hieß es ausharren, von neuem anfangen. Die Scholle, die der Bauer besitzt, ist zugleich seine Herrin. Sein Leben lang muß er ihr dienen, damit sie ihm satt zu essen gebe. Und sie gibt nie zu viel. Doch wenn er ihr in Treue dient, von Sonnenaufgang, bis die Fledermäuse huschen, wenn er keine Mühe scheut und keine Arbeit ihm zu sauer ist, dann gibt sie auch Nahrung für ihn, seine Familie und sein Vieh. Viele Katholiken machen über jedes Brot, bevor sie es anschneiden, das Zeichen des Kreuzes.

Der neue Pfarrer war ein noch junger Mensch, Ende der Zwanziger. Selbst ein Landwirtssohn, hatte er viel Verständnis für das Wesen des Bauern, und die Frauen waren durch seine offene, einfach natürliche Art gleich für ihn eingenommen. Den Mädchen gegenüber schien er etwas schen zu sein. Das war vielleicht auch der Grund, daß er noch unverheiratet war. Aber niemand sah ihm das als Mangel an. Im Gegenteil. Zum Kirchspiel gehörten mehrere Dörfer, denn da die deutsche Einwohnerzahl der einzelnen Ortschaften stark gefallen war, hatte man mehrere Gemeinden einem Pfarrer unterstellt, denn auch ein Teil der Pastoren war ausgewandert oder ausgewiesen. In allen Dörfern aber gab es ein paar nette, heiratsfähige Töchter, da würde es an Einladungen für Herrn Pastor Wendland nicht mangeln.

Ein Sonnabend Nachmittag war es, als der neue Seelforger seinen ersten Besuch bei Friedrich Gall machte. Als er sich verabschiedete, begleitete der ihn noch durch den Garten zur Pforte. Da sprang draußen gerade Lene vom Rad. Wendtland öffnete ihr die Tür. Mit von der schnellen Fahrt geröteten Wangen, das Blondhaar vom Winde zerzaust, bot das Mädchen ein Bild lieblichster Jugend und sprühender Gesundheit. Mit freundlichem Grusse reichte sie dem jungen Manne die Hand. Ihre Blicke begegneten sich. „Mein Gott, er hat Peters Augen“, dachte Lene verwirrt, „Peters Augen — damals, als Georg noch hier war“ und eine plötzliche Sehnsucht nach dem Bruder überfiel sie. Da bemerkte sie erst, daß Wendtland noch immer ihre Hand hielt und sie sich beide so lange angesehen hatten. Sie machte eine kleine Bewegung, und er ließ ihre Hand fallen. Ein paar Abschiedsworte murmelnd, wandte Lene sich ab und schritt dem Hause zu.

8.

Mitte September fand Peters Hochzeit in Warschau statt. Drei Tage nach der Hochzeitsfeier kam der alte Hardt zurück, voll des Lobes über die neue Verwandtschaft. Geduldig hörte Dora zu, wenn der Alte immer wieder die Schönheit und Talente seiner Schwiebertochter pries. Nicht nur musizieren und malen, deutsch und französisch sprechen konnte sie, nein, vor allem verstand sie etwas von seiner Küche, da werde sie, die Dora, man nur so staunen. Ja, und ein selbstgebrautes Likörchen habe sie ihm vorgestellt, „speziell für dich hergestellt, Papachen“ hatte sie dabei gesagt. Allein von der Erinnerung daran konnte er heute noch einen Schwips kriegen. Und wie gastfreundlich ihre Eltern, die Wierzbicki's, waren. Wie sich die ganze Verwandtschaft bemüht hatte, mit ihm deutsch zu sprechen, trotzdem es manchen wirklich schwer gefallen war. Aber der Peter, ja, der sprach mit ihnen polnisch, als ob das seine Muttersprache wäre. Das hatte er beim Militär gelernt. Nun habe er, der alte Hardt, sich aber auch Warschau angesehen, das heißt die Gaststätten Warschaws. Alle die zahlreichen Dinkel, Vettern und Neffen hatten ihn von Lokal zu Lokal geschleppt, überall mußte er die „Spezialitäten“ probieren, und überall war er ihr Gast. Ganz beleidigt waren sie, wenn er mal wo zahlen wollte, so daß ihm so viel Gastfreundschaft schließlich fast peinlich wurde.

Das junge Paar war mit einigen Verwandten nach Krakau mitgefahren. Es wollte dort und in Lemberg noch einige Wochen verbringen. Inzwischen ließ Hermann Hardt das alte Haus neu putzen. Maler und Tapezierer kamen aus der Stadt und richteten einige Zimmer neu her. Wenn die junge Frau hier einzog, sollte der erste Eindruck, den sie von ihrem neuen Heim empfing, ein guter sein. Man hatte ja auch jetzt nach der Ernte Geld, und die Mitgift, die Papa Wierzbicki geben wollte, würde doch wohl auch nicht lange auf sich warten lassen.

An einem goldig-karen Oktobertag traf Peter Hardt mit seiner Frau in Schöntal ein. Frau Gall war gerade im Garten und sah den offenen

kleinen Wagen mit den beiden schon von weitem die Straße entlangkommen. Sie wollte rasch ins Haus gehen, um nicht gesehen zu werden. Dann aber siegte die Neugierde in ihr. Zu gern hätte sie sich die junge Frau angesehen. Rasch wandte sich Frau Gall nach der Laube, die dicht am Zaune stand. Von hier aus konnte sie die Vorüberfahrenden gut beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Das apfelgrüne Mäntelchen der jungen Frau Hardt ließ ein paar lange seidenglänzende Beine sehen. Ein gleichfarbiger Hut lag auf ihrem Schoß. Grell leuchtete das hellrot gefärbte Mündchen aus einem zartgepuderten Gesicht. Die blaugrünen, hellen Augen der Frau bildeten einen hübschen Kontrast mit den kurzgeschnittenen, dunklen Haaren. Das aufgestülpte Mäntchen verlieh dem Gesicht einen fecken Ausdruck, doch waren die Züge nicht regelmäßig genug, um schön zu sein. Schon war das Gefährt vorübergerollt.

Bevor es in den Landweg einbog, der zu dem Hardt'schen Gute hinführte, sah Frau Gall noch, wie die junge Frau ein Büchchen hervorholte und sich das Gesicht puderte. Peter hielt ihr dazu den Spiegel.

„Und so was hat er meiner Lene vorgezogen“, murmelte die Bäuerin ingrimmig, als sie wieder die Laube verließ, und sie fand, daß ihre Lene doch von Natur viel schöner wäre als jene trotz aller künstlerischen Farben.

Als der Bauer kam, wollte ihm die Frau von ihrer Beobachtung erzählen, aber er unterbrach sie. „Ich hab sie schon gesehen, Mutter, wir arbeiteten gerade auf dem Felde neben der Landstraße als sie vorbeifuhren. Sieht ja mächtig vergnügt aus, der Peter!“ „Aber sie, Vater, was sagst du zu ihr?“ „Ist ja ein hübsches Frauchen, gewiß, aber nicht für die Wirtschaft dort“, und der Bauer machte eine Bewegung mit dem Daumen über die Schulter nach der Richtung hin, wo Hardt's Gut lag. „Hübsch“, sagte Frau Gall enttäuscht, „was ihr Männer auch alles gleich hübsch nennt.“ Sie dachte an ihren Sohn Georg. Ob der sich auch mal solch bemalte Puppe zur Frau nehmen würde?

9.

Die junge Frau Janina Hardt zeigte anfangs großes Interesse für ihre neue Umgebung. Sie begleitete ihren Mann oder ihren Schwiegervater hinaus auf die Felder, sah in die Ställe, half beim Obstpfücken. Aber bald hatte dies alles den Reiz des Neuen verloren. Auch änderte sich das Wetter. Es wurde regnerisch und trübe. Mit der Wirtschaftlerin stand Frau Janina gleich nicht auf gutem Fuße. Diese hatte sie so einfach mit „Frau Hardt“ angeredet, wie sie es auch früher bei der Mutter des Herrn Peter getan. Die junge Frau hob das Köpfschen. „Nennen Sie mich „gnädige Frau“, sagte sie sehr von oben herab. Auch dem Hausmädchen gefiel es nicht, daß es von der neuen Herrin mit Du angeredet wurde. Aber das ist nun mal polnische Sitte den Diensthoten gegenüber. Das durfte man ihr nicht übelnehmen. Die alte Dora Du zu nennen, getraute sich Frau Janina doch nicht, denn sie hatte gehört, daß ihr Schwiegervater sie Fräulein Dora

nannte und diese zu dem jungen Herrn Hardt Herr Peter sagte. Da begriff Frau Janina, daß das hier nicht anging.

Sie klagte über das Essen, das Dora kochte. Nein, an die deutsche Küche werde sie sich nicht gewöhnen können. Sie nippte nur an den Mahlzeiten, und Peter mußte ihr aus der Stadt viel Süßigkeiten bringen. Daran knabberte sie den ganzen Tag. Dann schrieb sie an ihre Mutter, und einige Tage darauf traf eine Köchin aus Warschau ein. Dem alten Fräulein Dora war das recht. Sie konnte die Arbeit mit dem Hausmädchen allein auch schon gar nicht mehr schaffen und Frau Janina hatte immerfort neue Wünsche. Die neue Köchin hieß Mania. Sie klapperte auf hohen Stöckelabsätzen durch die Küche, küßte der jungen Frau demütig die Hand und nannte sie „hocheborene, gnädige Frau.“ Sie verstand aber kein Wort deutsch — Dora nicht polnisch. Minna, das Hausmädchen, spielte den Dolmetscher. Aber dabei kamen oft Verwechslungen vor, denn auch die Minna verstand nur wenig von der polnischen Sprache. Aber kochen verstand die Mania, ja, das verstand sie. Das sparsame Fräulein Dora rang voller Verzweiflung die Hände. Alle Tage gab es jetzt ein Mittag, wie sie es höchstens an den Festtagen zubereitet hatte. Eines Tages wagte sie es, den Herrn Peter darauf aufmerksam zu machen, daß jetzt so viel weniger Sahne und Butter und Eier zum Verkaufe gehen, da Mania alles in der Küche verbrachte. Da kam sie aber schön bei ihm an. Seine Frau sei eben von Hause aus an einen guten Tisch gewöhnt, er wünsche nicht, daß sie sich hier irgendwelche Einschränkungen auferlegen solle.

Frau Janina langweilte sich. Peter fuhr mit ihr zu den Vergnügungen, die die verschiedenen deutschen Vereine in der Stadt veranstalteten. Dort war es ihr aber zu langweilig. Wie steif und schwerfällig doch die deutschen Frauen im gesellschaftlichen Verkehr waren. Und die Männer? Gewiß, es hatten sie, die fescbe Warschawerin, viele sehr angehimmelt, aber da hatten die Frauen gleich so eifige, empörte Gesichter gemacht und überhaupt fehlte den deutschen Kavaliern diese leichte, gewandte, spielerische Eleganz, diese, von den Deutschen übertrieben genannte, ausgesuchte Höflichkeit der Polen Damen gegenüber.

Um sich zu zerstreuen, fuhr Janina häufig zur Stadt, um Einkäufe zu machen. Dabei machte sie auch allerhand interessante Bekanntschaften. Es war doch wunderbar, wie viel „echte“ Polen aus den heimatlichen Gebieten schon hier in Pommerellen wohnten. Wie sie das Kultur- und Wirtschaftsleben der einst deutschen Stadt schon beeinflusst hatten — Janina fühlte sich in der Stadt viel heimischer als zu Hause. Stundenlang saß sie dann jedesmal mit ihren neuen Bekannten im Kaffeehaus, trank viele Gläser Tee und plauderte von dem geliebten Warschau. Der Kutscher wartete mit dem Wagen draußen. Es war ein neuer Kutscher, ein einfältiger, sehr ergebener Mann aus einer östlichen Wojewodschaft. Der frühere deutsche Kutscher hatte sich zu oft bei ihrem Schwiegervater beklagt, daß die Pferde bei dem stundenlangen Stehen in der Kälte steife Beine

bekämen. Da hatte Janina schon dafür gesorgt, daß er durch den Ignaz ersetzt wurde.

Der alte Hardt murkte öfter über die häufigen Stadtfahrten Janinas, über den vielen unnützen Kram, den sie jedesmal mitbrachte, während das Notwendigste oft nicht gekauft wurde. Wer aber konnte ihr lange böse sein? Mit dem lebenswürdigsten Lächeln schalt sie dann das Papachen seiner Kleinlichkeit wegen. Das Zeug, das sie gekauft habe, koste doch nur ein paar Mark, und daß sie auch ein Stündchen mit Bekannten im Kaffeehaus verplauderte — mein Gott, das konnte ihr doch niemand verargen. Sie sei hier doch so plötzlich in eine ganz andere Umgebung hineinversetzt und es wäre ihr manchmal gar nicht so leicht, sich in diese deutsche Lebensart hineinzufinden, außerdem hätten Peter und er, Papachen, immer so wenig Zeit für sie.

Der alte Hardt machte schon wieder ein freundliches Gesicht und ließ sich gern von den gepflegten Händen seiner Schwiegertochter Kopf und Wangen streicheln. Ja, gewiß, es ginge ihn ja auch gar nichts an, wie sie sich die Zeit vertreibe, sie möchte schon entschuldigen, aber — „wir sind doch keine reichen Leute, Janina, die Geld für unnütze Dinge ausgeben und ein Leben des Nichtstuns führen können. Schau Dir doch mal die deutschen Gutsfrauen hier an, Kind! Ihr Besitztum ist häufig viele Male größer als unsers, und doch greifen sie selbst mit zu bei der Arbeit oder kümmern sich wenigstens darum, ob auch alles im Hause seinen richtigen Gang gehe.“

Das zinnoberrote, herzförmig angemalte Mündchen Janinas verzog sich schmolldend. „Nein, solche deutsche Hausfrau werde ich niemals, das finde ich gräßlich.“ Sie wandte sich an ihren Mann. „Oder willst du etwa, Peter, daß ich mit meinen Händen Staub wische oder Kühe melke?“ Und sie hielt ihm ihre weißen Pfötchen mit den rotlackierten Fingernägeln vor das Gesicht. Er küßte seiner Frau die Fingerspitzen und beruhigte sie. Nein, nein, das würde er ihr nie zumuten. Dora sei ja auch bisher immer ganz gut mit der Hauswirtschaft fertig geworden. Sie würde es auch schon noch weiterhin schaffen. Und dann fiel ihm plötzlich ein, daß Lene Gall auch keine größeren Hände hatte als Janina, aber melken verstand sie und noch vieles andere mehr.

Am selben Abend schrieb Peter an seinen Schwiegervater und erinnerte ihn dringend daran, doch endlich die versprochene Mitgift Janinas zu zahlen. Wenn Herrmann Hardt das Geld sah, würde er sich schon beruhigen und nichts mehr an seiner Schwiegertochter anzujagen finden. Der Hauptmann schickte auch tatsächlich etwas Geld. Herrmann Hardt fragte erstaunt, wofür das Geld bestimmt sei. Schweigend reichte ihm Peter den Brief, den er gleichzeitig erhalten hatte. Da teilte der Hauptmann in sehr höflichen Worten mit, daß dies eine Abschlagszahlung auf die Mitgift sei. Mehr Geld habe er momentan nicht flüssig, aber im April werde er bestimmt den Rest zahlen. Mit einer ärgerlichen Handbewegung schob der Alte das Geld beiseite. „Da, verwahr es, Peter, damit ist ja doch nichts anzufangen.“

Als Janina von dem Gelde erfuhr, gebärdete sie sich vor Freude wie ein Kind am Weihnachtsabend. „O, mein Vater hat Geld geschickt, mein guter Vater! Gib es mir, Peter, ich habe eine Menge Einkäufe zu machen, und dann muß ich auch mal ein Fest geben und meine Bekannten einladen.“

Fräulein Dora kam dazu. „Gnädige Frau, wir brauchen dringend neue Tisch- und Bettwäsche, auch Hand- und Wischtücher.“ Spiß fügte sie hinzu: „Was wir im Gebrauch haben, ist ja noch alles aus der Aussteuer der seligen Frau Hardt, da ist es mittlerweile schon gar nicht mehr reparaturfähig geworden.“ „Ach ja“, sagte Frau Janina nachdenklich, „Hauswäsche sollte ich ja auch von dem Gelde kaufen, hat Vater damals gesagt. Nun, ich werde morgen schon alles besorgen.“ Dann telefonierte sie zur Stadt an die Freundinnen und bat, ihr morgen bei den Besorgungen mit Rat zur Seite zu stehen.

Am andern Tage kam Janina erst spät aus der Stadt. Der Wagen war vollbeladen mit allerhand Paketen und Päckchen. Minna und Mania mußten alles ins Schlafzimmer der gnädigen Frau tragen und beim Auspacken behilflich sein. Was für entzückende Kleider, Pantoffeln aus Schlangenleder, seidene Unterröckchen, Spitzenhöschen und glänzende Strümpfe kamen da zum Vorschein. Mania war außer sich vor Freude über die schönen Sachen. Mit begeistertsten Worten pries sie den guten Geschmack der hochgeborenen gnädigen Frau, und als sie gar eine Puppe für die Sofaecke auspackte, die einen Zylinder auf dem Kopfe und karierte Beinkleider an den langen, dünnen Beinen hatte, fand ihr Entzücken keine Grenzen. Frau Janina schenkte Mania zwei ihrer älteren, seidenen Kleider. Diese verneigte sich tief und küßte ihr demütig die Hände und das Gewand. Minna mußte eine Reihe Likörflaschen und eine Menge Süßigkeiten ins Wohnzimmer schaffen. Die gnädige Frau hatte für übermorgen Gäste eingeladen. „Nur ein paar der besten Freunde“, wie sie zu ihrem Manne sagte. Endlich wurde Fräulein Dora gerufen, um die mitgebrachte Hauswäsche in Empfang zu nehmen. „Ist das alles?“ fragte sie und schaute verwundert auf die beiden kleinen Päckchen, die ihr Frau Janina überreichte. „Ja, das ist alles“ sagte Janina leichthin, „für mehr hat das Geld nicht gereicht.“ Einen langen Blick warf Dora noch auf all den glänzenden Kram, der nun verstreut auf Betten und Stühlen herumlag. Dann machte sie ein paar Mal den Mund auf, als ob sie etwas sagen wollte, ging aber doch schweigend hinaus. Im Wohnzimmer öffnete sie die Päckchen. Sechs Handtücher, zwei Tischtücher und sechs Servietten, das war die Aussteuer, die Frau Janina von ihrer Mitgift für die Wittschaft gekauft hatte. Da setzte das alte Fräulein sich hin und weinte bitterlich um ihren armen Herrn Peter.

10.

Fräulein Dora und Mania arbeiteten eifrig in der Küche. Bald mußten die Gäste da sein. Mania suchte wie wild den Schneebesen. Sie wollte noch eine zweite Sorte backen, und nun war der Schneebesen nicht zu

sinden. Mania suchte ständig etwas, zum größten Aeger des Fräulein Dora. Bei dieser hatte jeder Gegenstand seinen bestimmten Platz; jeden Bindfaden, jeden Topf hätte sie im Dunkeln finden können. Und nun kam diese Mania und warf die ganze gehütete Ordnung um, kannte den Begriff dieses Wortes gar nicht. Alles lag bei ihr immer irgendwo. Irgendwo an einem Orte, den man erst ausfindig machen mußte. Das verstand Minna so gut. Die konnte das Käsemesser in der Bratenröhre, den Topflappen im Brotkasten finden, und sie fand natürlich auch den Schneebesen. Der lag im Ausguß. Nun wunderte Mania sich, daß sie ihn an einem so leicht auffindbaren Orte nicht gleich gesehen hatte. Mania hatte das hellblaue Seidentleid an, das ihr Frau Hardt geschenkt hatte. Fräulein Dora wollte ihr eine Schürze geben, um das Kleid zu bedecken. Schürzen besaß Mania nicht. Doch diese wehrte ab. Nein, nein, sie wollte das schöne Kleid doch nicht hinter einer garstigen Schürze verstecken. So solle sie doch wenigstens die Risse zunähen, die das Kleid bekommen habe. Mania lächelte. „Weshalb sich soviel unnütze Mühe machen. Das Kleid ist mir so eng, daß es ja doch gleich wieder plagen wird.“

Die Gäste kamen in zwei Autos. Das erste war ein Militärauto. Zwei Offiziere mit ihren Frauen und ein unverheirateter Leutnant, den die anderen „Herr Witold“ nannten, saßen darin. Aus dem zweiten Wagen, einem Mietsauto, stiegen ein Zivilist mit seiner Frau und drei junge Mädchen. Es war eine sehr lustige Gesellschaft. Einer der Offiziere erzählte eine Menge amüsanter Schurken. Der Leutnant machte allen Damen in lebenswürdiger Art den Hof, und die jungen Mädchen versuchten, mit Peter zu flirten, was Janina mit großer Heiterkeit erfüllte. Das Essen war gut, die Getränke vorzüglich und Janina eine sehr aufmerksame Wirtin. Man sprach nur polnisch, da die Gäste nur geringe deutsche Sprachkenntnisse besaßen. Es wurde reichlich gegessen und getrunken, getanzt, gesehzt und gesungen. Alle waren in fröhlichster Stimmung, nur der alte Hardt hatte sich früh zurückgezogen. Er konnte sich nicht an der Unterhaltung beteiligen, da er nur sehr wenig polnisch sprach, und überhaupt sagte ihm der laute Trubel nicht zu. Er liebte eine heitere, aber ruhige Gesellschaft. Das laute Lachen und Schwatzen, das Klavierspiel und der schwere Lir verursachten ihm Kopfschmerzen. Außerdem hatte er vorgestern Fräulein Dora weinend im Esszimmer angetroffen. Seitdem lag solch eine böse Falte auf seiner Stirn. Als sich die Gäste endlich verabschiedeten, flüsterte Frau Janina ihrem Mann zu: „Geh und bezahl die Autotaxe für die Gäste.“

Es kam jetzt sehr häufig Besuch. Auch mit den polnischen Gutsbesitzern der Umgegend, mit denen Hardts früher nicht verkehrten, hatte Janina Freundschaft geschlossen und fuhr oft mit Peter zu ihnen hin. Sie nahmen auch an den Bällen teil, die die Offiziere in der Stadt in ihrem Kasino veranstalteten. Der Verkehr mit den deutschen Bekannten war ganz eingeschlafen. Peter merkte es kaum. Er war in seiner freien Zeit ganz von der neuen Freundschaft und seiner lebenslustigen Frau in Anspruch genommen. Der alte Hardt aber vereinsamte immer mehr. Er fühlte sich fremd in der Gesellschaft der vielen lustigen Menschen, die jetzt in sein Haus kamen. Er

mied sie. Seine alten Freunde hatten sich ganz von ihm zurückgezogen. Zu viel hatten sie schon von der polnischen Wirtschaft in seinem Hause gehört.

Seine Schwiegertochter hatte sich auch ihm gegenüber sehr geändert. Die früheren lebenswürdigen kleinen Schmeicheleien hatten aufgehört. Sie war nicht mehr das liebe Töchterlein, sondern kehrte die Dame heraus. Früher hatte Janina in Gegenwart ihres Schwiegervaters stets deutsch gesprochen, jetzt achtete sie kaum mehr auf den Alten und gebrauchte auch in dessen Beisein ihre Muttersprache. Peter gewöhnte sich daran und antwortete ihr auch auf polnisch, so daß Hermann Hardt oft gar nicht wußte, wovon die beiden sprachen. Überhaupt war Janina wenig sichtbar. Sie pflegte bis zehn Uhr vormittags zu schlafen. Zu Mittag — es wurde schon um zwölf gegessen — erschien sie dann gewöhnlich noch im Morgenrock, aber sorgfältig frisiert und gepudert. Nachmittags lag sie dann in ihrem Zimmer im Schaukelstuhl, las Romane und fütterte Ufa, das weiße Hündchen, mit süßem Gebäck. Oder es war Besuch da, dann mußte Mania schnell eine Sorte backen und viel Tee brühen.

Die Damen bedauerten Janina oft, daß sie in einer so deutschen, ihrem Herkommen fremden Umgebung leben müsse, da könne sie sich doch unmöglich ganz glücklich fühlen. Janina seufzte dann. Ach ja, der Schwiegervater, der sei solch ein eingefleischter Deutscher. Wie oft habe er ihr schon das Leben dadurch schwer gemacht, daß er ihre so andere Art gar nicht verstehen wolle. Am liebsten würde er aus ihr solch ein abscheuliches Wesen machen, wie es das alte Wirtschaftsfräulein sei. Und Janina ahmte Dora nach, wie sie mit ihrem streng glatt gekämmten Haar und der ewig tadellosen gestreiften Schürze, einem aufgezogenen Uhrwerk gleich, ihrem genau eingeteilten Lagerwerk nachging. „Denken Sie nur, meine Damen, jedes Ei, das ein Huhn legt, schreibt sie in ihr Wirtschaftsbuch, jeden Meter Bindfaden hebt sie sorgfältig auf, jedes Viertelpfund Butter, das in die Küche geht, notiert sie, von jeder Stecknadel weiß sie. Ach, und wenn ich ihr begegne, erfasse mich jedesmal das Gefühl des kleinen Pensionsmädchels der strengen Vorsteherin gegenüber. Denn gleich geht es los: Gnädige Frau, der Rock sitzt schief! — gnädige Frau, im Kleid ist ein Riß! — gnädige Frau, der Strumpf hat eine Laufmasche! — gnädige Frau, hier ist Ihnen die Zigarettenasche auf den Teppich gefallen!“ Sie ist die typische, akkurate, langweilige deutsche Hausfrau! Sie geht mir furchtbar auf die Nerven! Aber mein Schwiegervater ist doch so von ihrer angeblichen Tüchtigkeit und langjährigen Treue überzeugt, daß er absolut nichts davon wissen will, sie mir zuliebe zu entlassen. Selbst mein Mann mag davon nichts hören, da schon seine verstorbene Mutter diese Dora hoch eingeschätzt haben soll.“

Die Damen sprachen ihre Empörung darüber aus, daß sie, die Herrin des Hauses, sich das gefallen lassen müsse. Da sei wohl der Herr Gemahl recht wenig besorgt um das Wohlbefinden seiner jungen Frau! Aber Janina sprach sehr lieb von Peter, erklärte, daß es nicht immer nach seinem Wunsche ginge, da er doch von dem Vater abhängig sei. Ja, wenn der Schwiegervater ihm erst das Gut übergeben habe, dann allerdings würde sie hier niemanden

dulden, der ihr nicht sympathisch sei. Peter mache ihr sonst keine Schwierigkeiten. „D nein! Mein Mann ist ja so verliebt in mich und so leicht lenkbar. Welch einer klugen Frau würde es denn auch schwer fallen, einen verliebten Mann nach ihrem Willen zu formen? D, ich werde bestimmt aus Peter bald einen guten Polen machen.“

Im Mai schickte der Hauptmann wieder etwas Geld. „Die zweite Abschlagszahlung“ schrieb er dazu. „Janina soll es gut verwenden, so bald werde ich nichts mehr schicken können.“

Der alte Hardt war außer sich vor Empörung. „Schick ihm den Bettel zurück“, schrie er seinen Sohn an, „schick ihm den Bettel zurück, Peter; wenn er nicht geben kann, was er versprochen hat, so soll er auch die paar Groschen behalten!“

Peter war von der Handlungsweise seines Schwiegervaters peinlich berührt. Er schämte sich vor seinem Vater und nahm sich vor, dem Hauptmann das Geld zurückzusenden. Er brauchte keine „Abschlagszahlungen“. Satt zu essen hatte seine Frau noch bei ihm.

Janina aber lachte ihn aus und nahm das Geld an sich. Nein, sie denke gar nicht daran, das Geld zurückzuschicken. Sie habe damit eine Überraschung vor, Peter werde staunen. Und sie tat sehr geheimnisvoll und war furchtbar vergnügt.

Peter staunte tatsächlich, als sie am andern Abend — den Tag hatte sie in der Stadt verbracht — in einem eleganten hellgrauen Auto angefahren kam. Am Steuer saß Leutnant Witold. Ja, den Wagen hatte Janina gekauft. Auf Abzahlung natürlich! Das Geld, das der Hauptmann geschickt hatte, reichte gerade für die erste Rate. Für den Rest hatte Janina Wechsel gegeben. D, Peter brauchte nicht solch ein bestürztes Gesicht zu machen. Das mit den Wechseln sei doch eine so bequeme Sache, die könne sie doch leicht mit dem Gelde bezahlen, das Papa Wierzbicki noch schicken werde. „Wenn er es aber nicht schickt, Janina?“, wandte Peter zögernd ein. „D, er wird es schon schicken“, sagte die junge Frau leichthin „ich werde ihn schon immer zur Zeit darum bitten.“ „Wenn er es aber doch nicht schickt?“, wiederholte Peter, „mein Vater wird nichts dazugeben, und ich habe kein eigenes Vermögen, um Dir ein Auto kaufen zu können.“ Leutnant Witold trat vor: „Ihre Frau Gemahlin erwies mir die Ehre“ — er machte eine Verbeugung zu Janina hin — „die Wechsel mitunterschreiben zu dürfen. Falls es ihr nun nicht möglich sein wird, einen der Wechsel zur Zeit einzulösen, wird es mir eine Ehre und ein Vergnügen sein, helfend einzuspringen.“ Peter Hardt lachte laut los. „Aber Herr Leutnant, Sie jammern doch immer, daß Ihr Gehalt Ihnen nur bis zur Monatshälfte reiche und Sie dann bis zum Ersten vom Pump weiterleben müssen!“

Leutnant Witold machte eine großartige Handbewegung. „D, das macht nichts, ich habe überall Kredit, und im Ernstfalle ein paar Tausend vom Juden herauszupressen, ist für mich eine Kleinigkeit.“

Leutnant Witold pries die Vorzüge des Wagens, den billigen Preis, erklärte die Konstruktion des Autos. Peter hörte kaum hin. Von den technischen Erläuterungen des Leutnants verstand er kaum etwas. Aber er sah, daß der Wagen schön und elegant wirkte, gegen ihn sah die alte Kutsche allerdings wie ein Gerümpel aus, und Peter schämte sich, daß Janina sie so lange hatte benutzen müssen. Er sah das glückstrahlende Gesicht seiner Frau, ihre glänzenden Augen, ihre sorglose Freude an dem neuen Wagen, und es war ihm leid, daß er nicht so ohne weiteres in ihre Freude einstimmen konnte. Der Wagen war schön und seine Frau glücklich — aber im Hintergrunde lauerten die Wechsler, die er nicht bezahlen konnte. Doch bis dahin war noch so viel Zeit, warum sich heute schon sorgen? Warum nicht, wie Janina es tat, sich der Freude des Augenblicks hingeben?

Morgen? Ach, auf ein Morgen folgte noch ein Übermorgen! Verstand nicht auch Leutnant Witold die Kunst, unangenehme Dinge auf ein weiteres Morgen zu verschieben? Und er war immer so lustig und aufgeräumt dabei. Peter fühlte dunkel, daß er so nie sein konnte. Das war das schwere deutsche Bauernebnt in ihm, das da wägte und prüfte, vorausschauend sorgte und rechnete, bei der Saat schon die Ernte bedachte. Peter stand mit ernstem Gesicht neben dem Auto.

Der Leutnant war in den Stall gegangen, nach den Pferden zu sehen. Janina saß an dem Steuer des Wagens und spielte mit der Hupe wie ein Kind. Lachend wandte sie sich ihrem Manne zu, sah die sorgenvollen Falten auf seiner Stirn. Da stand sie auf, legte die Arme um seinen Hals und schmiegte sich wie ein Käsechen an ihn. „Peter, Peterlein liebes“, ihre Stimme klang süß und schmeichelnd, „ich bin so unendlich glücklich.“ Er spürte den leidenschaftlichen Schlag ihres Herzens an seiner Brust, sah ihre brennend roten, lockenden Lippen vor seinem Gesicht und stammelte: „Ja, Liebe, immer, immer sollst du glücklich sein.“ Er war fest entschlossen, ihr das Auto zu erhalten.

Janina hatte zwei Flaschen Sekt mitgebracht, das Auto zu begießen, wie sie sagte. Der alte Hardt lehnte ihre Einladung, ein Glas mitzutrinken, schroff ab. Lange hörte ihn Dora dann noch in seinem Zimmer unruhig auf- und abgehen.

11.

Magdalene Gall kam mit dem Wagen ans der Stadt. Sie hatte Gemüse zum Händler gebracht und Besorgungen für sich und die Mutter erledigt. Auf dem Rückwege hatte sie sich dann eine Weile bei den Eltern in Echöntal aufgehalten. Nun befand sie sich auf dem Wege nach ihrem eigenen kleinen Heim. Es dämmerte bereits. Lene war schon müde, und auch der Braune trottete so langsam dahin. Es fiel ihm schwer, die Beine vom Erdboden zu heben. Dort standen aber schon die beiden Weidenbäume, bei denen ein Landweg von der Chaussee abzweigte, den brauchte Lene nur noch zehn Minuten entlang zu fahren und würde dann bei ihrem Gehöft angelangt sein.

Unter den Weidenbäumen saß eine Frau, die hatte den Kopf an den Stamm des einen Baumes gelehnt, als ob sie schlief. Auf dem Schoße hielt sie ein kleines Kind. Neugierig sah Lene zu der Frau hinüber. Das war ein Fremde! Wo wollte die wohl noch hin? Das Kind auf dem Schoße der Frau weinte. Diese rührte sich nicht. Zögernd hielt Lene an. „Wohin wollen Sie?“ fragte sie laut. Die Fremde gab keine Antwort. Das Kind richtete sich auf und faßte mit seinen Händchen der Frau ins Gesicht. „Mama, Mama“, rief es kläglich.

Besorgt kletterte Lene vom Wagen herunter und näherte sich der Frau. Die war noch recht jung. Mochte wohl wenig über zwanzig Jahre alt sein. Ihr Gesicht zeigte feine Züge. Das aschblonde Haar war als dicke Flechten im Nacken aufgesteckt. Die Kleidung war recht mitgenommen, aber von gutem Stoffe. Lene überflog das alles mit einem Blick. Sie sieht wie eine Deutsche aus, stellte sie fest. Sie hat keine slawischen Züge.

Lene rüttelte die Frau an der Schulter. „Stehen Sie doch auf, wohin wollen Sie denn?“ Langsam öffnete die Fremde die Augen. Glänzende, schöne, tiefblaue Augen. „Peter“, flüsterte sie, „wohnt hier Peter?“

Es war Lene, als ob es kalt an ihr herankröche. Die Frau hatte deutsch gesprochen. Nach einem Peter hatte sie gefragt! Wer war das? Hieß ihr Mann so oder wen meinte sie damit? Lene erfaßte die Hand der Frau. Sie war fieberheiß. Hestig klopfte der Puls. Die Augen waren wieder geschlossen, aber ihr Mund lächelte. Lene nahm das Kind auf den Arm. Es sträubte sich heftig und strebte weinend zu seiner Mutter. Lene stand ratlos. Was sollte sie beginnen? Wohin gehörte die Kranke? Wem sollte sie Nachricht geben? Am besten war es wohl, sie holte erst Martin. Mit dessen Hilfe wollte sie dann die Kranke einstricken in ihr Hans bringen. Man konnte sie doch unmöglich an der Straße liegen lassen.

Das Mädchen ging zu seinem Wagen zurück. Der Braune wieherte freudig, er bangte nach dem Stalle. Da löste sich eine Gestalt aus dem hereinbrechenden Dunkel und kam die Landstraße entlang näher. Es war Martin, der Knecht. Martin gehörte mit zur Familie. Er hatte schon Lenes Großvater als Hüttenbedient, hatte sich verheiratet und zusammen mit seinem Weibe bei Friedrich Gall gearbeitet. Jetzt war er schon lange Witwer, sein Sohn war Knecht bei Friedrich Gall, und ihn hatte dieser seiner Tochter zur Hilfe gegeben, denn Gall wußte, auf Martin konnte er sich vollkommen verlassen. Martin hatte sich schon um das Mädchen gesorgt und war ihm ein Stück entgegengegangen. Das tat er stets, wenn Lene etwas länger ausblieb. Lene winkte ihn heftig heran. Martin machte große Augen, als er die Frau mit dem Kinde unter dem Banne sah. Mit vieler Mühe gelang es beiden, die Kranke aufzurichten. Sie brachten sie bis an den Wagen, hoben sie unter Aufbietung all ihrer Kräfte hinauf. Das Kind weinte unentwegt. Es wird Hunger haben, dachte Lene und entsann sich, daß Mutter ihr ein Stück Kuchen eingepackt hatte. Sie kramte ihn hervor und

brach ein Stück davon ab. Da versiegte der Tränenstrom, und mit beiden Händchen griff das Kind nach dem Kuchen. Die Kranke nahm Lene und der Knecht in die Mitte, und während das Mädchen mit der einen Hand das Kind auf ihrem Schoße hielt, stützte sie mit der anderen die junge Fran. Martin knallte mit der Peitsche. Der Braune stuzte erst, als er die dreifache Last verspürte. Dann setzte er sich plötzlich in Trab. Es war ja nicht mehr weit bis zum Stalle.

Mit Martins Hilfe brachte Lene die Kranke ins Haus und in das Bett in dem kleinen Stübchen neben ihrer Schlafkammer. Sie machte ihr kühlende Umschläge um die heiße Stirn und floßte ihr Zitronenwasser ein, das die Kranke gierig trank, ohne die Augen zu öffnen. Dann nahm Lene das Kind mit in die Küche. Es war jetzt ganz artig geworden und verfolgte alle Bewegungen des jungen Mädchens mit großen Augen. Mit Behagen trank es die warme Milch, die ihm Lene reichte, aber es wollte allein trinken. Lene durfte dabei nicht helfen, und die kleinen Patschen unklammernten fest das Töpfchen. Willig ließ sich das Kind von dem Mädchen waschen und entkleiden, wobei Lene ganz verwundert feststellte, daß es ein kleiner Knabe war. Sie hatte das Kind seiner feinen Gesichtszüge und der Röckchen wegen, die es trug, für ein Mädchen gehalten. Auf das Sofa im Wohnzimmer legte Lene ein großes Kissen, um das Kind darauf zu betten. Aber der Knabe fing zu weinen an und ließ sich nicht niederlegen; immer wieder rief er dringend „Mama, Mama.“

„Ja, Bübchen, wo laß ich dich denn, wenn du hier nicht schlafen willst?“ sagte Lene ganz bekümmert. Sie nahm das Kind wieder auf den Arm und trug es in ihr Schlafzimmer. Dort ging sie mit dem Kleinen auf und ab, auf und ab, und sang ihm mit leiser Stimme kleine Liedchen vor, bis ihm endlich die Angeln zufielen. Vorsichtig legte sie das Kind in ihr eigenes Bett und reckte sich dann. Der Rücken und die Arme schmerzten ihr schon. Wie gern hätte sie sich auch hingelegt, sie war recht müde. Aber erst wollte sie nach der Kranken sehen.

Die hatte noch immer heftiges Fieber, und ihr Atem ging unruhig. Sie muß morgen ihren Verwandten Nachricht geben, dachte Lene. Sie muß doch irgendwelche Papiere bei sich haben, aus denen ihre Adresse ersichtlich ist. Des Mädchens Blick fiel auf den Tisch, dort stand das Köfferchen, das die Fremde bei sich gehabt hatte, und daneben lag ihre Handtasche. Zögernd ergriff Lene sie. Sollte sie sie öffnen? Es widerstrebte ihr im Innern, in fremde Geheimnisse einzudringen. Vielleicht konnte ihr die Kranke morgen selbst Auskunft geben. Aber da war ein Peter, nach dem sie gefragt hatte, und das Verlangen wurde in dem Mädchen groß, zu erforschen, wer dieser Peter war.

Sie öffnete die Tasche. Eine Photographie fiel heraus, mit der Bildseite auf den Tisch. Lene streckte die Hand aus, um sie umzudrehen, aber ihr Arm sank schwer zurück. Eine Widmung stand auf der Rückseite des Bildes — und

sie kannte die Handschrift. „Meiner geliebten Erika zum Andenken“ stand dort und darunter — „Peter“.

Lene las immer wieder diese Zeilen, sie konnte keine Gedanken fassen. Mechanisch drehte sie die Photographie um. Sie stellte Peter Hardt in der Uniform des polnischen Soldaten dar. „Meiner geliebten Erika zum Andenken“ — und nun war Peter verheiratet, und Erika lag krank in ihrem Hause und hatte seine Photographie zum Andenken — und hatte ein Kind. Konnte Peter, ihr und ihres Bruders früherer Kamerad Peter, wirklich so schlecht geworden sein, daß er dies junge Weib und sein Kind verstoßen hatte? Und Lene dachte an den Abend, bevor Peter zum Militär mußte, da hatte er sie auf die Brust geküßt.

In der Tasche waren noch einige Papiere, das Zeugnis eines Gutsbesitzers — in polnischer Sprache geschrieben — aus dem hervorging, daß Fräulein Erika Rahn aus Posen in seinem Hause als Erzieherin seiner zwei Kinder tätig war und die Stellung krankheits halber aufgab. Das Zeugnis war bereits einundeinhalb Jahr alt. Dann war da noch der Trauschein eines Försters Wilhelm Rahn und einer Erika Weißmüller aus einem Dorf in der Provinz Posen. Das mochten ihre Eltern sein. Dann kam noch eine Todesurkunde desselben Wilhelm Rahn aus dem Jahre 1918 datiert, der an den Folgen eines Brustschusses gestorben war. Aber kein Brief, keine Adresse fand sich. Hatte die Fremde niemanden mehr, zu dem sie hingehörte?

Voll heißen Mitleids beugte sich Lene über die Kranke, auf ihren Atem laufend. Da öffnete diese die Augen, sah das Mädchen eine Weile starr an. Dann ging ihr Blick unruhig im Zimmer umher. „Das Kind“, flüsterte sie, „mein Peterlein.“ „Der Kleine schläft schon“ sagte Lene und lächelte ihr zu. Auch Erika lächelte ein wenig und nickte mit dem Kopfe. „Durst“, flüsterte sie und trank gierig das kühle, säuerliche Getränk, das ihr das Mädchen reichte. Lene schüttelte ihr noch die Kissen zurecht und verließ dann leise, die Lampe mit sich nehmend, das Zimmer. Die Tür ließ sie offen stehen, damit sie jeden Ruf der Kranken gleich hören konnte.

Lange stand Lene noch vor dem schlafenden Knaben. Das Licht der Lampe, die sie in der Hand erhoben hielt, fiel voll auf sein Gesicht. Das waren Peters Züge! Das war Peter Hardts Kind! Daß ihr die Ahnlichkeit nicht gleich aufgefallen war! Da bewegte sich das Kind. Der helle Schein der Lampe störte es. Schnell löschte Lene das Licht und legte sich behutsam neben dem Kinde nieder. Das Mädchen fand wenig Schlaf in dieser Nacht. Sie wagte nicht, sich umzudrehen aus Furcht, sie könnte den Kleinen aufwecken. Die Kranke stöhnte auch oft und warf sich unruhig herum. Wiederholt stand Lene auf, um nach ihr zu sehen.

Viele Wochen lag Erika Rahn krank danieder, von Lene wie eine Schwester gepflegt. Diese hatte sich eine Tagelöhnerfrau, die in der Nähe wohnte, zur Hilfe genommen. Sie konnte die Arbeit nicht mehr allein schaffen, seitdem die Kranke und das Kind im Hause waren. Das Peterlein

machte ihr überhaupt viel zu schaffen. Es konnte noch recht schlecht auf seinen eigenen Beinchen vorwärtskommen, parzelte alle paar Schritte hin und wollte lieber zu Lene auf den Arm. Und Tante Lene, wie der Kleine sie nannte, schalt ein bißchen, daß er sie bei der Arbeit aufhalte, und nahm ihn doch immer wieder sehr gern, schwang ihn hoch, daß er vor Vergnügen kreischte, oder setzte ihn der schwarzbunten Liese auf den Rücken, daß diese verwundert den Kopf wandte und ihr „muh“ ertönen ließ. Peterlein machte dann ebenfalls „muh“, und das wurde dann ein feines Dnett.

Frau Krank meinte, Lene sollte sich nicht so viel mit dem Jungen abgeben, der werde nur verwöhnt, und seine Mutter hätte es dann schwer mit ihm. Sie selbst habe sechs Kinder zu Hause, das jüngste vier Monate alt, und müsse noch tagewerken gehen, na, und Peterleins Mutter werde doch wohl auch mal für ihn arbeiten müssen, wenn sie nicht mehr hier bei Lene sei, da sei dann ein verwöhntes, anspruchsvolles Kind eine große Last.

Lene gab der Frau recht, und Peterchen sollte hübsch brav allein spielen. Aber schon nach einigen Minuten hing er ihr wieder am Rocke, und Lene hatte nichts Wichtigeres zu tun, als den Buben zu nehmen und zu hätscheln. Der Junge hatte jetzt sein eigenes Bettchen, das neben Lenes Bett stand. Martin hatte das Kinderbettchen auf dem Boden aufgestöbert. Es stammte noch von Lenes Vetter Heinz, der als siebenjähriges Kind seinen Tod in den Fluten der Weichsel gefunden hatte, zusammen mit seinem Vater, der den Ertrinkenden hatte retten wollen. Seit der Zeit hatte das Bettchen auf dem Boden gestanden, bis es Martin jetzt hervorholte und mit weißer Farbe für den kleinen Peter neu herrichtete. Und Peter strampelte darin herum, als wäre es sein selbstverständlicher Besitz, und auch die schönen Butterknuitten, die ihm Lene reichte, und die Milch der schwarzbunten Liese und die Liebe der Tante Lene, das alles waren Dinge, die er unbekümmert als ihm gehörend hinnahm.

12.

Als der Winter ins Land zog, wurde Erika Nahn wieder gesund. Mit der zunehmenden Lebenskraft kam aber auch eine innere Unruhe über sie. Oft schien es, als ob sie Lene etwas fragen wollte. Die wandte dann aber gleich die Augen ab und redete von den kleinen Dingen ihres Alltags, als fürchtete sie die Frage Erikas. Die Mädchen sagten sich Du. Erika war von Dankbarkeit für ihre Pflegerin erfüllt, und Lene hatte die sanfte, stille Erika, deren Schicksal ihr so nahe ging, schon fast so lieb gewonnen wie das kleine Peterlein, das sie nur noch „unser Kind“ nannte, und Erika lächelte dazu und sagte auch „unser Kind.“

Lene war, seit sie Erika im Hause hatte, nur selten und dann immer nur für ein paar Stunden in Schöntal gewesen. Ihrer Mutter war das gar nicht recht, und sie hatte anfangs auch dagegen Einwendungen erhoben, daß Lene die Kranke mit dem Kind bei sich behielt. Vater Gall hatte sich aber ganz auf die Seite seiner Tochter gestellt und gesagt, daß es ihm im Gegen-

teil gar nicht recht wäre, wenn Lene daran dächte, die Fran ins Krankenhaus abzuliefern.

Jetzt konnte Lene wieder mal für einen ganzen Sonntag zu den Eltern fahren. Erika war ja nun schon so weit hergestellt, daß sie das Essen für sich und Martin bereiten und den kleinen Peter versehen konnte. Mutter Gall erzählte, daß der alte Hardt ein Stück Land verkauft habe. Er mußte doch das Auto seiner Schwiegertochter bezahlen. Natürlich hatte den Acker ein Pole gekauft, der sich im Frühjahr ein Häuschen darauf erbauen wollte. Einem Deutschen hatte er das Landstück gar nicht angeboten, weil er sich wohl schämte, daß er verkaufen mußte. In der Stimme der Frau lag es wie Schadenfreude. Ja, und mit dem Auto ist dann Frau Hardt gegen einen Baum gefahren. Es ist ihr ja zum Glück nichts geschehen, nur ein paar Hantabschürfnngen — sie hat aber trotzdem getan, als ob sie schon eine Leiche wäre — doch das Auto mußten die Pferde in die Reparaturwerkstätte abschleppen. Nun ist der Alte sein Geld los, und Frau Janina muß wieder mit der alten Kutsche fahren.

Es war schon später Vormittag, als Lene am andern Tage wieder zurückfuhr. Sie stellte ihr Rad in den Flur und trat ins Wohnzimmer, weil sie von dort Peterleins Stimme vernahm. „Ich habe schon auf dich gewartet“, sagte Erika und zog sich den Mantel an, „ich muß jetzt fortgehen — Peterlein laß ich hier.“ Sie schien aufgeregt zu sein.

Verwundert blieb Lene in der Tür stehen. „Wohin willst du denn?“ Erika zögerte mit der Antwort, knöpfte sich den Mantel zu, wandte sich zum Spiegel, um den Hut anzusetzen. „Nach Schöntal — dort wohnt doch der Gutsbesitzer Hardt, nicht wahr?“ Das sollte so leicht hin klingen, aber Lene hörte eine geheime Angst herans. Sie stand noch immer in der geöffneten Tür und legte eine Hand nm den Türpfosten, als wollte sie den Ausgang schützen. Sie ahnt ja nicht, daß ich weiß, was sie an Peter Hardt bindet, dachte Lene — nein, bindet ist nicht das Richtige, er hat ja durch seine Heirat jedes Band zerschnitten.

Laut sagte sie und ihre Stimme klang hart: „Dort darfst Du nicht hin, Erika, — dort darfst Du auf keinen Fall hin!“ Das Mädchen wandte sich herum, Erschrecken im Gesicht. Ihre weitgeöffneten Augen bohrten sich mit stummer Frage in Lenes Antlitz. „Warum nicht?“ Jetzt muß ich ihr alles sagen, dachte Lene und fühlte, daß sie blaß wurde. Aber sie schwieg. Und das Schweigen wuchs und erfüllte den Raum und gab Antwort auf alle unausgesprochenen Fragen, und das Erschrecken wandelte sich in entsetztes Verstehen. Mit unendlich müder Bewegung nahm Erika wieder den Hut vom Kopfe, zog den Mantel aus. „Seit wann ist er verheiratet?“ fragte sie tonlos. Ihr Gesicht war grau und unbeweglich. „Seit über einem Jahre.“ Lene trat zu Erika, wollte ihr irgend etwas Tröstliches sagen. Die nickte aber nur mit dem Kopfe, ohne sie anzusehen, und ging hinaus, das Kind mit sich nehmend.

Erika erzählte abends von ihrer Kindheit im Forsthanse, in den Wäldern Posens. Von dem Vater, der sein einziges Kind vergötterte, es mitnahm auf seine Streifen durch Wald und Heide, ihm all die stillen Schönheiten der Heimat zeigte und es lehrte, die Natur und Gottes Geschöpfe zu lieben. Dann rief ihn der Krieg, und fast zuletzt hatte es ihn doch noch getroffen. Da hatte die siebzehnjährige Erika nicht nur ihren Schmerz um den Vater zu tragen, sondern mußte auch noch der ganz gebrochenen Mutter Trost und Stütze sein. Die Frauen verließen das Forsthaus und zogen nach Posen, der Stadt. Dort kaufte Erikas Mutter von dem kleinen Vermögen, das der Vater hinterlassen hatte, ein Häuschen und gab Klavierunterricht, um noch einiges zu der Witwenpension hinzuzuverdienen. Aber nur ein Jahr überlebte sie ihren Mann, dann stand Erika als Vollwaise auf der Welt.

Mit kurzen, knappen Sätzen erzählte das Mädchen mit klangloser fremder Stimme, als stünden ihr jene Menschen, von denen sie sprach, unendlich fern. Sie hatte dann das kleine Häuschen vermietet und auf einem Gute in dem früheren Kongresspolen eine Stellung als Erzieherin angenommen. Zwei Kinder hatte sie in der deutschen Sprache und später auch in den Anfängen der Schulweisheit zu unterrichten gehabt. Erika fühlte sich sehr fremd und verlassen in der so ganz polnischen Umgebung. Sie schloß sich ganz an die Kinder an, die Erika stürmisch liebten — ihre eigene Mutter war fast immer auf Reisen. Aber es gab doch so viel Stunden für Erika, da sie bitter unter ihrer Einsamkeit litt. Dann kam der Krieg. Sie waren von den Bolschewisten bedroht. Doch die polnischen Soldaten rückten heran, und die Russen gingen zurück.

Mit den Soldaten kam Peter Hardt. Mit Peter Hardt konnte sie auch wieder in den Lauten ihrer Muttersprache sprechen. Peter Hardt brachte ihr die Heimat wieder, wurde ihr Stütze und Halt in dem Chaos der Zeit. Sechs Wochen lag Peter im Quartier auf dem Gute. Sie waren beide noch so jung und so verliebt ineinander. Und die Zeit schrie ihre Parolen von dem Recht der Jugend, von dem Recht der Liebe, von der neuen Moral, die alle Hemmungen verwarf und den Begriff der Ehrbarkeit verwirrte. Vergangenes versank und hatte keine Gültigkeit mehr, Zukünftiges lag so fern und ungewiß, alles Vorausdenken war zwecklos. Aber das Heute war bunt und schön, war täglich neu pulsierendes, heißes Leben, und sie berauschten sich an ihrer Liebe und ihrer Jugend. Dann mußte Peters Regiment wieder an die Front, die nun schon weit weg war. Zwei, drei flüchtige Karten fanden noch ihren Weg zu Erika, dann nichts, nichts mehr. Und das Mädchen war einsamer, als es vorher gewesen, und die Verlassenheit legte sich kältend auf seine Seele und ließ das Lächeln vergangener froher Tage zur Grimasse erstarren.

Als es sich nicht mehr verbergen ließ, daß sie Mutter werden sollte, flüchtete Erika wieder nach Posen in ihr kleines Häuschen und wartete — wartete, daß ihr ein Wunder den Geliebten wiederbringen möchte. Das

Kleine Peterlein kam zur Welt, und Erika wußte nicht einmal, ob und wo der Vater ihres Kindes lebte. Der Krieg war vorbei, sicher war Peter wieder zu Hause. Doch Erika wußte nicht, wo sein Zuhause zu finden war. Er hatte ihr ja wohl einmal seinen Heimatort genannt, doch sie hatte ihn sich nicht eingeprägt; sie wußte nur, daß er aus dem Weichsellande stammte. Aus Telefon- und Adressbüchern suchte sie endlich mühsam seinen Wohnort hervor. Sollte sie ihm schreiben? Nein! Was sie ihm anvertrauen wollte, konnte sie ihm nicht durch einen Brief sagen. Auge in Auge wollte sie ihm gegenüberstehen und aus jeder Regung seines Gesichts herauslesen, ob seine Liebe zu ihr wieder erwachen würde oder schon ganz erloschen sei.

Voller Sehnsucht, aufgeregt, machte sie sich mit dem Kinde auf den Weg. Je mehr sie sich ihrem Ziele näherte, desto aufgeregter wurde sie. Auf der letzten kurzen Strecke, die Erika mit der Kleinbahn zurücklegen mußte, fühlte sie, wie sie die Kräfte verließ. Nur jetzt nicht schlapp machen, dachte sie krampfhaft, erst muß ich alles hinter mir haben. Der Bahnhofsbeamte schaute sie recht verwundert an, als sie ihn um den Weg nach Schöntal fragte. Bis dorthin wollte sie mit dem kleinen Kinde auf dem Arme? Aber das waren doch reichliche zwei Stunden Weges!

Reichliche zwei Stunden hatte der Beamte gesagt. Ach, sie war schon nach zwanzig Minuten so müde. Das Kind war so schwer, und der Kopf schmerzte ihr. Dort unter den beiden Weidenbäumen wollte sie etwas ausruhen, sie war so unendlich müde. So hatte sie Lene gefunden.

Erika blieb nun weiter bei ihr als Freundin, als Schwester. Die Mädchen schafften gemeinsam im Hause und auf dem Felde, hätschelten das Peterlein und hatten viel voneinander zu lernen. Da war Erika glücklich, als Lene ihr das Brotbacken anvertraute, das sie bei ihr gelernt hatte, als sich die bunte Kuh ruhig von ihr melken ließ, und als Martin laut den Garten lobte, den Erika unter ihre Obhut genommen hatte. Lene aber staunte, mit welcher Geschicklichkeit Erika Nadel und Faden zu handhaben verstand. Wie hübsch die Kleider saßen, die sie für beide nähte, wie nett noch das alte Wollkleid aussah, nachdem es Erika mit gehäkeltem Kragen und Manschetten neu herausgeputzt hatte. Aber das Neizendste waren doch Peterleins neue Hosen. „Ein Prachtstück der Schneiderkunst“, behauptete Lene, und Peterlein schien derselben Ansicht zu sein. Er war jedenfalls sehr stolz auf seine ersten Hosen und wollte die Mädchen nicht mehr anziehen. Und eines Tages sagte Erika, daß sie nun nicht mehr darauf schauen könne, wie Lene sich durch ihre Frisur entstellte. „Wie eine Landpomeranze siehst du aus“ schalt sie. Schon hatten ihre flinken Finger die straffen Flechten gelöst, und bald legte sie Lene die Zöpfe locker und gefällig wie eine Krone um den Kopf. Lene hielt den Kopf erst etwas steif, fürchtete, daß ihr die Haarpracht herunterfallen würde, doch als sie merkte, daß die Zöpfe fest saßen, betrachtete sie sich doch wohlgefällig im Spiegel. In weichen Wellen legte sich ihr kernblondes Haar um das junge Gesicht. Der herbe Zug, den ihr die bisherige nüchtern-straffe Haartracht verliehen hatte, war ganz verschwunden.

Lene lernte von Erika auch jene kleinen Dinge wichtig zu nehmen, die dem Leben ein wenig Glanz und Schönheit gaben, und die sie bisher ganz mißachtet hatte. Bei ihren Eltern hatte man am weißgeschneierten Küchentisch gegessen, oder, wenn es sehr heiß war, auf der schattigen Veranda, aber man aß eben, weil man Hunger hatte, schweigend, fast als ob das Essen auch eine Arbeit wäre, und wenn einer sprach, so betraf es nur das Tageswerk und seine Mühen. Erika deckte den Tisch im Wohnzimmer mit einer weißen Decke und stellte Blumen darauf. Sie ersann täglich eine neue kleine Beigabe zum Essen und wußte so lieb und freundlich von Dingen zu plandern, denen nicht die schwere Mühe der letzten Stunden anhing. So wurde den Mädchen die Tischzeit immer eine kleine Feierstunde, die die Kraft für das weitere Tageswerk stärkte.

13.

Der Postbote kam durch den Schnee gestapft und hielt schon von weitem einen Brief hoch. Erstaunt nahm ihn Lene in Empfang. Wer schrieb ihr denn hierher? Der Brief war von Georg. Der pflegte doch sonst nur an die Adresse der Eltern in Schöntal einen gemeinsamen Brief für die ganze Familie zu senden. Da mußte doch wohl etwas Besonderes vorliegen, wenn er ihr hier einen Brief für sie persönlich schickte. Es war auch etwas ganz Besonderes, das er von ihr wollte. „Ich habe Gelegenheit, zum Frühjahr günstig eine Pachtstelle zu übernehmen“, schrieb Georg, „und da möchte ich denn auch heiraten. Nun habe ich mich hier unter den Mädchen umgesehen — es sind viel hübsche, liebe und tüchtige Mädchen hier — aber wenn ich daran denke, eine von ihnen als Lebensgefährtin zu wählen, so kann ich mich doch für keine entschließen, denn ich fühle, daß ich hier eine Gefährtin haben muß, die mir nicht nur Frau, sondern auch ein Stück Heimat sein soll. Eine Frau möchte ich haben, die in dem Lande gewurzelt hat, aus welchem ich stamme, der mein Weichselland ihre Eigenart gegeben hat und deren Art darum meiner verwandt ist. Und immer steht mir dann eine vor Augen, stark, groß und schön wie eine echte Bauernfrau und so mütterlich gut wie die Scholie, die sie trägt — Ewerdts Mariechen ist es. Liebe Schwester, nun kommt meine Bitte an Dich: Ich habe das Mariechen nie danach gefragt, ob es mich mag, hab es selbst gar nicht gewußt, daß ich schon lange ihr Bild in meinem Herzen trage. Da bitte ich Dich, Lenchen, frag doch mal vorsichtig, so recht diplomatisch, bei ihr an, ob sie vielleicht Georg Galls Hausfrau werden möchte. Auch bei den Eltern erkundige Dich so hinten herum, ob sie mit dem Mariechen als Schwiegertochter einverstanden wären.“

Lene dachte lange darüber nach, wie sie es anstellen sollte, um recht „diplomatisch“ zu sein. Erika wurde um Rat gefragt. Und dann ging Lene Sonntag, als sie wieder in Schöntal war, das Mariechen besuchen. Mariechen war halb verwundert und halb erfreut über den Besuch, und Lene war erst etwas verlegen, denn „diplomatisch“ und hinten herum“ etwas zu erforschen, war ihrer Natur eigentlich zuwider. Als aber Mariechen die braune Tonkanne mit dem duftenden Kaffee brachte — sie hatte zu Ehren

des Gastes „echten“ Bohnenkaffee gekocht — wurde es doch recht gemüthlich. Lene bewunderte die vielen Blumen, die trotz des Winters so bunt das Fensterbrett schmückten, und die hübschen, farbigen Stickerien, die die Vorhänge und Decken zierten. „Ja, das ist alles Mariechens Arbeit“, lobte Frau Ewerdt ihre Tochter, „sie hat schon die ganze Truhe voll der schönsten Handarbeiten liegen und auch ihre Wäsche näht sie sich zu eigen und sauber. Sie wird mal ordentlich auf ihre Aussteuer stolz sein können.“ „Da gedenkst Du wohl bald zu heiraten, Mariechen, hast wohl schon einen Schatz?“ fragte Lene nengierig. Mariechen machte eine verneinende Bewegung. „Nein“, sagte die Mutter, „sie geht noch mit keinem, und dabei ist sie doch schon 22.“ „Nun“, lachte Lene, „wenn der Richtige kommt, wird sich Mariechen schon nicht lange zieren.“ Die schüttelte den Kopf. „Ich heirate nicht.“

Lene machte ein recht harmloses Gesicht. „O, das hat mein Bruder Georg auch immer gesagt, und jetzt wird er doch heiraten.“ Mariechens Kopf flog hoch. Sie hatte blasse Wangen bekommen. „Der Georg heiratet?“ „Ja, er will zum Frühjahr eine Wirtschaft in Pacht nehmen, da braucht er doch eine Hausfrau. Er schrieb, wenn ihn das Mädchel, das er lieb hat, nehmen will, möchte er noch diesen Winter heiraten.“ „Na, ist das denn solch eine Feine, daß ihr der Georg Gall vielleicht nicht gut genug wäre?“ Frau Ewerdt fragte es. Mariechen saß still da, alle Fröhlichkeit war aus ihrem Gesicht verschwunden. Lene zuckte die Schultern. „Solch eine Feine ist sie ja wohl nicht, aber sicher solche Stille, die ihm noch nicht gezeigt hat, wie sie ihm gesonnen ist. Vielleicht ist es gar solch eine wie Du, Mariechen, mir schien es immer, als ob er Dich so besonders gut leiden konnte.“

Da war es mit Mariechens Beherrschung vorbei. Sie sprang auf, als ob sie etwas sagen wollte, ihre Lippen zuckten, und dann barg sie das Gesicht schluchzend hinter der weißen Schürze und wollte hinaus-eilen. Aber schon war Lene bei ihr und schlang ihr die Arme um den Hals. Sie mußte sich dabei ein bißchen recken, denn Mariechen war größer und kräftiger als sie. „Ach Du liebes, dummes Mariechen, so wein doch nicht“, sagte Lene lachend und küßte die Weinende, „ich jedenfalls möchte Dich sehr gern als Schwägerin haben.“ Und sie lachte noch immer und schüttelte Frau Ewerdt die Hand und ging hinans, die beiden Frauen in großer Bestürzung zurücklassend. Den ganzen Weg entlang mußte Lene darüber lachen, wie prompt Mariechen sich durch seine Tränen verraten hatte, und sie war sehr befriedigt darüber, wie schön „diplomatisch“ sie vorgegangen war. Nun galt es noch, von den Eltern „hinten herum“ zu erfahren, was sie darüber dachten, das Mariechen als Schwiegertochter zu bekommen.

Fran Gall glaubte an Träume. Es ist immer etwas Wahres dran, behauptete sie, und Träume, die sich gar wiederholten, gingen sicher in Erfüllung. „Mutter“, sagte Lene feierlich, „ich habe in den letzten Nächten dreimal hintereinander denselben Traum gehabt.“ Frau Gall machte runde

Augen. „Du hast doch nichts Schlechtes geträumt, Lenchen?“ „Ich habe dreimal geträumt, daß der Georg Ewerdts Marielchen geheiratet hat. Ich hab sie beide ganz deutlich vor dem Altar knien sehen, und Du, Mutter, hast vor Freude geweint und Marielchens Mutter ebenfalls.“ Frau Gall machte ein ganz verblüfftes Gesicht. „Aber Mädchen, das ist doch Unsinn, zwischen dem Georg und der Maria war doch nichts.“ „Ja Mutter, ich hab's doch aber ganz deutlich so geträumt. Vielleicht hat dem Georg dort in seiner Gegend auch kein Mädchen so recht gefallen, und da ist er denn so hinterher auf das Marielchen gekommen.“

Frau Gall saß sehr nachdenklich da. „Ja, wer weiß, wie dort die Mädchen heute sind. Bemalen sich sicher auch schon und drehen sich wohl lieber auf dem Tanzboden als in der Küche. Da glaub ich schon, daß das dem Georg nicht imponieren kann. Na, solch eine ist die Maria doch nicht. Wenn ich nur daran denk, daß der Georg sich vielleicht von solch einer Puppe umgarnen läßt, wie es die gnädige Frau Hardt ist, — ach, es ist doch ein Kreuz, daß er so weit fort ist und ich ihm nicht zur Seite sein kann, wenn er sich eine Frau suchen wird.“ Frau Gall sah ganz bekümmert aus. Lene unterdrückte ein Lächeln. „Aber Mutter, das Marielchen malt sich nicht und ist auch keine Puppe, sondern ein richtiges Bauernmädchel. Daß die nicht schon längst ein anderer fortgeholt hat, wundert mich überhaupt. Aber die Burschen scheinen hier wohl allesamt eine Binde vor den Augen zu tragen, daß sie nicht sehen können, was sie mit der Maria für eine liebe, fleißige und ordentliche Frau bekämen.“ „Du legst Dich ja ordentlich für sie ins Zeug“, wunderte sich die Mutter, „aber sie hat doch nicht recht was, der Georg könnte eine ganz andere Partie machen.“

„Wer soll denn da an den Georg verkuppelt werden?“, erkante plötzlich die ruhige Stimme Friedrich Galls, der unbemerkt zu den Frauen getreten war und die letzten Worte gehört hatte. Lene erzählte wieder ihren Traum. Fragend sah sie der Vater an. Da blinzelte sie ihm listig mit den Augen zu. Mutter bemerkte es nicht. Nachdenklich rieb sich der Vater das Kinn. „Na, wenn der Georg die Maria tatsächlich haben will — ich hab' nichts dagegen, es ist ein kreuzbraves Mädchen, und daß sie nicht viel mitbekommen wird, weiß ja der Georg selbst.“ Lächelnd fügte er hinzu: „Es würde ja wohl auch nichts nützen. Dreimal hat die Lene es ausgeträumt, das geht in Erfüllung.“ Da drückte Lene heimlich dem Vater die Hand und freute sich sehr für den Bruder.

14.

Wieder stapfte der Postbote durch den Schnee. Er brachte Frau Gall einen Brief mit deutschen Marken. „Ach, von Georg!“ rief die Frau erfreut, und der Postbote mußte etwas Heißes trinken, denn es war ein kalter Dezembertag. Dann stapfte der Mann weiter, und als er fast am Ende der Straße das Häuschen erreicht hatte, in dem Maria Ewerdt mit

ihrer Mutter und ihrem Bruder Paul wohnte, gab er dort einen eben-
solchen Brief ab. Und das Marielchen nahm den Brief und stellte sich an das
Fenster mit den gestickten Vorhängen und den vielen bunten Blumen. Sie
las den Brief, und ihr Gesicht unter dem dunkelblonden Haar wurde rot
wie eine Mohnblume unter reifen Getreidehalmen. Sie las ihn noch einmal
und stieß einen Laut aus, der wie ein Schluchzen klang oder wie ein Lachen.
Dann lief sie durch das Haus und rief: „Mutter, Mutter!“ Aber die
Mutter war nicht da, und sie lief über den Hof in den Stall. Da war ihr
Bruder Paul bei den Schweinen, und Marielchen sagte: „Paul, der Georg,
Galls Georg, will mich heiraten.“ Da wuschte sich Paul die Hände an den
Hosen sauber und nahm den Brief, den das Mädchen in der Hand hielt,
um ihn zu lesen. Plötzlich fiel es Marielchen ein, daß es den Paul doch gar
nichts angehe, was ihr Georg Gall da alles schrieb. Lachend entwand sie
ihm wieder das Papier: „Ist nicht für Dich, Paul, lies Du lieber die
Liebesbriefe Deiner Berta.“

Marielchen holte sich ein Tuch aus der Wohnung und trat auf
die Straße. Die Mutter saß wohl bei einer Nachbarin. Sie wollte
sie suchen, um ihr Georgs Brief zu zeigen. Wie würde sich Mutter
mit ihr freuen. Da kam es die Straße entlang, dem Mädchen ent-
gegen, klein, rundlich, in einen dicken Mantel gehüllt, in der Hand einen
weißen Brief. Und der Arm mit dem Brief hob sich und winkte dem
Mädchen zu. Da wurden dem Marielchen die Füße so leicht, daß es die
Straße entlangflog, und plötzlich stand es still vor der rundlichen Gestalt und
sagte: „Mutter, Georgs Mutter!“ Und Frau Gall dachte gar nicht mehr
daran, daß das Mädchen doch nicht recht was hatte, sondern fragte nur
ganz glücklich: „Ja, Marielchen, willst Du ihn denn wirklich?“ An den
Fenstern aber zeigten sich verwunderte Köpfe, die den beiden Frauen nach-
schauten. Brennend gern hätte man doch gewußt, was in den Briefen
stand, die die zwei sich gegenseitig gezeigt hatten.

Noch einmal gab der Postbote einen Brief bei Frau Gall und einen
beim Marielchen ab, dann wußte es das ganze Dorf. Erwerdts Maria
und Galls Georg hatten sich miteinander verlobt, und Ende Februar sollte
die Hochzeit sein. Sogar eine Doppelhochzeit, denn Paul Erwerdt, der mit
der Berta Windmüller versprochen war, wollte auch gleich seine Braut
heimführen. Paul Erwerdt ging zu Friedrich Gall. Mit schweren sicheren
Schritten ging er dahin, mit dem selbstbewußten Gang des Bauern, der es
gewöhnt ist, über seine eigene Scholle zu schreiten. Er trug die derben
Schultern aufrecht wie einer, der eine Verantwortung auf sich genommen
hat und sie mit Würde zu tragen weiß. Er setzte sich Friedrich Gall gegen-
über an den Tisch, und nachdem er die Grüße bestellt hatte, die ihm Mutter
und Schwester aufgetragen hatten, räusperte er sich vernehmlich und sah
Frau Gall an. Da merkte diese, daß es wohl Männergespräche sein
mochten, die die beiden führen wollten, und sie ließ sie allein. Paul sprach von
dem Verlöbniß seiner Schwester mit Georg Gall. Er sprach davon, daß eine
Bauersfrau, die ihrem Manne nichts in die Ehe mitbrächte, auch nicht

mehr sei als eine Magd und auch gewöhnlich nicht mehr gelte. Georgs Liebe zu seiner Schwester stehe über jedem Zweifel, aber — er wolle, daß seine Schwester ihrem Manne auch dann noch ein gleichgeachteter Partner sein solle, wenn die erste Liebe vielleicht schon verflogen sei. Darum wolle er, Paul Erwerdt, seiner Schwester bei ihrer Hochzeit das ganze elterliche Erbteil auszahlen. Dazu würde ihm die Mitgift, die der alte Windmüller seiner Tochter mitgäbe, und seine eigenen Ersparnisse schon reichen. Er habe schon alles mit seinem zukünftigen Schwiegervater besprochen, und der Georg sollte das Geld noch am Tage vor der Hochzeit hier bar auf den Tisch ausgezahlt bekommen. Und Friedrich Gall sagte bedächtig, daß das alles seine Richtigkeit habe, und er wolle noch das Seine dazutun, dann brauche der Georg keine Pachtstelle zu übernehmen, sondern könne sich eine ordentliche Wirtschaft kaufen. Da erwiderte Paul, daß er sich das auch so gedacht habe, da wäre dann doch das Mariechen eine richtige Bauersfran, wie sich das gehöre. Und die beiden Männer drückten sich die Hände, daß es Krachte.

15.

Anfang Febrnar kam Georg Gall nach Hanse. Sein Vater holte ihn mit dem kleinen offenen Wagen von der Bahn ab. Seine Augen flatterten auf der Fahrt durch die verschneite Landschaft wie hungrige Vögel umher. Die Felder und Wege entlang bis dorthin, wo der Strom silbergrau durch das kahle Weidengestrüpp blinkte. Die Augen wurden ruhig, als das Heimatdorf auftauchte, und bekamen einen warmen Glanz, als der Wagen sich dem Vaterhause näherte. Und der Glanz blieb darin, als Georg dann durch das Haus und die Ställe wanderte, den Kühen über die Rücken strich und die Pferde bei ihren Namen rief. Georg setzte sich mit seinem Bruder Gottfried auf die Futterkiste und ließ sich von den Arbeiten des Jahres erzählen. Gottfried berichtete, wie sie die Felder im letzten Jahre bestellt hatten, wie die Ernte auf den einzelnen Schlägen ausgefallen war, und er zeigte seine Hände, die waren hart und hatten Schwielen. Aber Gottfrieds Gesicht lachte, und aus jedem seiner Worte klang die Freude an der Arbeit heraus. Da wunderte sich Georg ein wenig, denn Gottfried hatte doch so gern studieren wollen. Ja, studieren, damals, als man noch annahm, daß Georg den Hof übernehmen werde. Aber Georg mußte fort, und der Vater sagte: „Ein Bauer braucht kein studierter Herr sein, aber Mist fahren muß er verstehen.“ Da hatte denn der Junge mit Beendigung des Schuljahres die Bücher beiseite gelegt und war dem Vater in der Wirtschaft zur Hand gegangen — so selbstverständlich, als ob er nie etwas anderes als Bauer hätte sein wollen.

Georg ging zu Mariechen Erwerdt. Fran Gall hatte sich schon heimlich gewundert, daß er nicht sofort nach seiner Ankunft hinübergewandert war, aber es war ihr sehr recht, daß er die ersten Stunden bei seinen Eltern blieb. Er ist ein richtiger Mann und weiß seine Ungeduld zu zügeln, dachte

sie anerkennend. Frau Erwerdt empfing Georg voller Freude. Sie hatte das gute schwarze Wollkleid an, das einst weiß gewesen war, damals, vor fünfundzwanzig Jahren, als sie es als Hochzeitskleid getragen hatte. Zum Begräbnis ihres Mannes hatte sie es dann schwarz färben lassen — das waren auch schon zehn Jahre her. Sie führte Georg in das kleine Wohnstübchen mit den bunten Blumen am Fenster. Im Zimmer stand Maria. Sie fielen einander nicht um den Hals und küßten sich nicht in heißer Liebeslust. Sie standen stumm und schauten einander an, und eins glaubte den starken Herzschlag des anderen zu vernehmen. Der Mann sah das Mädchen in seiner jugendlichen Anmut vor sich stehen, sah den treuen liebevollen Blick ihrer Augen, sah ihre natürlich schöne gesunde Gestalt, die die künftige Mutter gesunder Kinder ahnen ließ, er spürte den Zauber keuscher Reinheit, der von ihr ausging, und sie erschien ihm noch schöner und liebenswerter, als er sie in der Erinnerung gehabt hatte. Er faßte das Mädchen schlicht bei den Händen und sagte: „Maria, meine Braut“, und in seiner Stimme lag Ehrfurcht. Da ging Frau Erwerdt leise ans dem Zimmer und machte behutsam die Thür hinter sich zu.

Georg und Maria, Paul und Berta, gingen zu den Nachbarn und Freunden, sie zur Hochzeit einzuladen. Es sollte eine große Hochzeit werden, keiner der im Dorfe wohnenden Deutschen sollte dabei fehlen. Seitdem der Ring der polnischen Nachbarn sich immer fester um die noch im Orte wohnenden Deutschen geschlossen hatte, war in diesen sehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit gewachsen. Man unterschied nicht mehr so Kleinlich zwischen Großbauer und Kleinbauer, denn man hatte allmählich begriffen, daß die Großen und die Kleinen zusammenhalten mußten, wenn sie nicht von dem fremden Volkstum aufgesogen werden wollten. Es war schon ein paar Mal passiert, daß deutsche junge Menschen aus dem Orte in polnische Familien eingeheiratet hatten und so dem Deutschtum verloren gingen. Seitdem war eine Heirat zwischen zwei deutschen Menschen immer ein frohes Ereignis für die ganze deutschblütige Ortsbevölkerung. Nun aber gab es gar eine Doppelhochzeit. Und der Georg Goll war aus Deutschland gekommen, um sich ein Mädchen aus der Heimat zu holen! Neugierig wurde Maria von den Frauen und Mädchen angeschaut. Was war denn wohl so besonders an ihr, daß der Georg drüben keine finden konnte, die ihr gleichkam? Nur ein Mädchen aus der Heimat wollte er zur Frau haben. Das war fast ein bißchen Ehre für alle Frauen dieser Heimat.

Auf diesem Gange durch das Dorf blieb Georg hier und dort vor einem Gehöft stehen. Es waren dies Höfe, die in polnische Hände übergegangen waren. Hier dies Haus hatte einmal dem Glück gehört. Wie niedlich hatte es immer ausgesehen mit seiner Weiüberankung, durch die das Weiß der Mauer so hell hervorgeleuchtet hatte, mit seinen heligrünen Fensterläden und den blanken Scheiben. Jetzt war der Manerputz an vielen Stellen in großen Stücken abgefallen, von einer Weinberankung war nichts mehr zu sehen. Das ist alles abgefroren, erzählte Paul. An den Fensterläden war keine Farbe mehr zu sehen, sie hingen zum Teil schief in den Angeln.

Die Scheiben waren blind und zer schlagen. Hinter die Löcher war Papier geklebt. Kein Fenster hatte eine Gardine. Die Dachrinne war gerade über der Haustüre entzwei und hing hernunter. Es taute, und das Schneewasser strömte wie ein Bächlein auf die Stufen vor der Thür.

Dort in jenem Hanse hatte früher der Netze gewohnt. Der hatte in der ganzen Umgegend einen guten Ruf als Bienenzüchter gehabt. Der Honig hatte ihm jedes Jahr ein schönes Stück Geld eingebracht. Jetzt lagen die Bienenhäuschen beschädigt auf der Erde. Ein Haufen schmutziger Kinder spielte mit ihnen. Die Gartenbank lag umgeworfen da und streckte zwei Beine in die Luft. Die andern beiden fehlten. Das Gebäude sah wohl noch verwahrloster als das Glucks aus. Es roch hier alles förmlich nach Armut und Lieberlichkeit.

Und hier — war denn das nicht der Eichenhof, der dem August Lau gehört hatte? Ja, wo waren denn da die Eichen hin, die fünf großen, herrlichen, gesunden Eichen, die da vor dem Hause gestanden hatten? Von denen hatte sich doch der Lau, als er nach Deutschland zog, am schwersten trennen können. Die hatte sein Großvater gepflanzt, als er als junger Mensch das Grundstück erworben hatte. „Ja“, sagte Paul, „die Eichen schlug der Besitzer, als er im vorigen Jahre die Stenern bezahlen sollte und kein Geld im Hause hatte. Vich zu verkaufen hatte ihm die Frau nicht erlaubt, denn sie hatten nur sehr wenig, und die Eichen brachten doch sonst keinen Nutzen außer den paar Eichel, die die Schweine fraßen. Da ließ der Mann die Bäume fällen und verkaufte sie. Er bezahlte die Stenern und kaufte für den Rest des Geldes Schnaps. Viel Schnaps! Er lud seine Freunde und den Knecht und die Magd ein, und sie tranken ein paar Tage lang, bis der Schnaps alle war.“ Die Stubben aber standen noch da, kein Mensch würde sich die Mühe machen, sie auszugraben. Auf dem Hofe aber stand ein Pflug im Schneewasser. An dem war wohl etwas entzwei gegangen, als er im Herbst das Stoppelfeld ungepflügt hatte. Er sollte vielleicht gelegentlich zum Schmied gebracht werden zur Reparatur. Ja, gelegentlich! Und dann war er liegengeblieben auf dem unbedeckten Hofe, und der Rost fraß ihn jetzt.

Georg hatte ganz finstere Augen bekommen und ballte die Fäuste, als Paul erzählte, daß in den Händen der neuen Besitzer nicht nur die Häuser und Schennen verwahrlost, sondern auch der Bodenertrag und der Viehbestand zurückgegangen waren. Maria faßte Georg begütigend bei der Hand. „Laß sie doch machen, Georg, es sind doch nicht unsere Leute, was geht uns das an!“ „Viel geht es uns an, Maria, denn es war unser Land, unsere Erde, und die Menschen, die dieses Land wie einen blühenden Garten gehalten hatten, die mußten fort und haben in Deutschland oft keinen Fußbreit Boden, den sie ihr eigen nennen können, denn das Land reicht dort nicht für alle. Manch einer aber, der hier sein Eigentum gern mit Händen und Füßen gehalten hätte, mußte fort, mußte, weil er noch nicht lang genug eingefressen war, und sitzt jetzt drüben irgendwo in der Stadt und hungert nach einer eigenen Ernte, während hier“ — Georg sprach nicht weiter, es

würgte ihn plötzlich etwas im Halse, und er machte nur eine kleine Bewegung nach einem Zaune hin, an dem sie gerade vorbeigingen. Der Zaun lag umgebrochen auf der Erde, aber die Türpfosten standen noch fest, die Tür hing halb abgerissen daran. An dem einen Pfosten standen zwei größere Schnapsflaschen mit dem Etikett der staatlichen Spiritus-Monopolverwaltung.

16.

Georg wollte gern seinen früheren Kameraden Peter Hardt besuchen, aber Frau Gall war sehr dagegen. „Die Hardts sind Polen geworden“ sagte sie, „die Frau hat den Peter ganz und gar umgekrempelt, und auch der Alte steht unter ihrem Pantoffel. Mit solchen Leuten wollen wir gar nicht mehr verkehren. Außerdem hätte er die Lene nicht so an der Nase herumführen sollen. Aber nun hat er ja dafür seine Strafe schon weg! Jawohl, die Frau wird noch mal sein Grab werden!“ Frau Gall verbreitete sich ausführlich darüber, wie schlecht Frau Janina sich in die Rolle einer Gutsfrau schicke. Wie unwirtschaftlich sie mit dem Gelde, das doch bei den Hardts so knapp sei, umgehe. Wie sie nur Sinn für ihre Zerstreunungen und ihren Puz hätte, wie sie vor allem aber den Peter polonisierte. Oh, man wußte im Dorfe genau, wie es bei Hardts zugeing. Man wußte, wie die alte Dora darum kämpfte, die Zügel der Wirtschaftsführung nicht ganz aus den schon zittrigen, fleißigen Händen zu geben, denn sonst würde alles im Hause drunter und drüber gehen. Man wußte auch, daß Herrmann Hardt nur darum so arbeitswütig vom anbrechenden Tag bis in die sinkende Nacht hinein tätig war, weil es zu Hause für ihn kein Familienleben gab, sein Hans war nicht mehr sein Heim. Immer fand er dort fremde Menschen vor, die sich die Zunge zerbrachen, wenn sie mit ihm sprechen wollten, oder er mußte allein sitzen, weil Peter und Janina irgend wohin eingeladen waren.

Georg nahm an, daß seine Mutter übertreibe, die war Lenes wegen auf den Peter ärgerlich. Aber eigentlich lag doch gar kein Grund vor, mit den Hardts in Feindschaft zu leben. Es kam doch wohl öfter vor, daß ein Mann nicht gleich seine erste Jugendliebe heiratete, weil das eben doch nicht die richtige Liebe war. Lenes Ruf hatte es ja nicht geschadet, die war ein ehrbares Mädchen geblieben und hatte es wohl auch gar nicht weiter tragisch genommen, daß der Peter sich eine andere Frau gesucht hatte. Georg hatte jedenfalls an ihrem Wesen keine Veränderung bemerkt. Aber daß sein Kamerad Peter Pole geworden sein sollte — Peter, der aus einer urdeutschen Familie stammte, Peter, der mit ihm Schulter an Schulter im grauen Soldatenrock für Deutschland gekämpft hatte, dieser selbe Peter sollte sein Deutschtum einer Frau zuliebe aufgegeben haben? Nein — das konnte und wollte er nicht glauben! Und Georg ging, Peter Hardt anzufuchen.

Sehr erfreut und auch ein wenig verlegen schüttelte ihm Peter die Hände. Sie saßen in Peters kleinem Büro. Georg mußte von Deutschland

erzählen, von seinen Plänen für die Zukunft. Peter wußte schon, daß Georg in den nächsten Tagen heiraten wollte. „Da bist du wohl sehr froh, daß du ausgewandert bist, Georg, seitdem du gesehen hast, wie schwer es der Bauer hier hat: Merktest wohl schon im Dorf, wie die meisten Wirtschaften zurückgegangen sind.“ Georg sann ein wenig nach und schüttelte dann bestimmt den Kopf. „Zuckerlecken hat der Bauer in Deutschland auch nicht, Peter, und gerade seitdem ich wieder zu Hause bin, habe ich eingesehen, daß ich viel richtiger gehandelt hätte, hier zu bleiben. Siehst du, drüben bin ich nicht unersetzlich, hier aber in der Heimat kommt es auf jeden einzelnen an, der sich für sein Deutschtum einsetzt. Zu viele haben sich ohne große Not von ihrer Scholle verdrängen lassen, und darum ist das kleine Hänflein der Übriggebliebenen so sehr der Gefahr ausgesetzt, von den Fremden aufgefogen zu werden — wenn nicht jeder, aber auch jeder einzige sich dessen bewußt ist, daß es gerade auf ihn und auf den Posten ankommt, den er noch hält — daß es gerade um das Stück Heimateerde geht, das er noch besitzt und das seine Kinder einst als ihr Erbe von ihm verlangen werden. Aber es sind auch viel Halbe in unserem Volke, die nicht begreifen, daß es dabei um mehr geht, als nur um materiellen Besitz, die den Mantel auf zwei Seiten tragen und bei den Deutschen als Deutsche, bei den Polen aber als Polen gelten möchten.“

Peter machte eine ungeduldige Bewegung. „Es ist zu sehen, Georg, daß du lange von hier fort gewesen bist! Müßtest sonst schon gemerkt haben, daß solche schönen Worte, wie du sie eben verzapft hast, zwar ganz gut bei einem Stammtischabend klängen, aber —! Mein Lieber, in der Wirklichkeit ist es doch für jeden das Gescheiteste, sein Deutschtum möglichst unauffällig an der Leine zu halten und mit den Polen in bestmöglicher Freundschaft zu leben. Dieses Sichabsondern ist durchaus das Falsche. Dadurch machen wir uns nur unbeliebt.“

„Und darf man wissen, weshalb es dir so sehr um deine Beliebtheit bei den Polen geht?“ In Georgs Stimme lag scharfer Spott.

„Hast du schon etwas von der neuen Agrarreform gehört, Georg? Was meinst du wohl, wen sie da am meisten beschneiden werden? Natürlich diejenigen, die sich bei jeder Gelegenheit in die Brust werfen und damit prahlen: ich bin Deutscher! Na, ich habe glücklicherweise vorgesorgt und mir Kontakte geschaffen. Mir wird niemand mein halbes Besitztum enteignen. Ja, ja, mein lieber Freund, das Hemd ist jedem doch näher als der Rock. Und mir liegt in diesem Falle mehr an meinem Besitz als an unserm ganzen deutschen Volkstum.“ Peters Augen begegneten sehr kühl und sehr überlegen dem heißen Blick des Freundes. Georg sprang erregt auf. „So können Ducken sprechen, Feiglinge“ rief er heftig, „nicht aber Männer, die Jahre hindurch täglich, stündlich bereit waren, ihr Leben für ihr Volk und ihre Heimat zu opfern. Solchen Männern ist ihre Gesinnung das Heiligste. —“ „Laß mich mit solchen Phrasen in Ruhe“, unterbrach ihn Peter ärgerlich. „Tavohl, ich habe der deutschen Fahne geschworen und für mein Volk und Heimat gekämpft, und dann habe ich der polnischen Fahne ge-

schworen und nochmals für Volk und Heimat gekämpft. Nun hab' ich aber genug davon, und jetzt ist mir mein häuslicher Friede das Heiligste, und ich kann dir nur sagen, daß ich mich dabei sehr wohl befinde."

"Piotrus, Piotrus", rief eine weibliche Stimme von draußen. Peter stand auf und öffnete das Fenster. Der helle, kalte Schein der Februarsonne fiel voll auf sein Gesicht. Er lächelte der Frau zu, die einige zehn Schritte entfernt im Park stand und ihm winkte. Da sah Georg, daß Peters Antlitz schmal geworden war und Falten trug, die ihm nur Kummer und Sorge eingegraben haben konnten. "Gleich, Janina, Liebling", rief Peter der Frau in polnischer Sprache zu, "ich komme sofort!" "Lebe wohl, Peter", sagte Georg, "und möge dir dein häuslicher Friede recht lange erhalten bleiben." Das klang aber nicht ironisch, sondern fast wie Mitleid. Dann wandte sich Georg und ging mit langen Schritten fort, ohne Peter die Hand gereicht zu haben. Er ging an den neugierigen Augen der Frau Janina Hardt vorbei und küßte nur leicht den Hut, eilte weiter durch den Park und war schon auf der Straße. Da begegnete er Hermann Hardt und sagte nur kurz "Guten Tag" und war schon mit seinen langen Schritten vorbei. Doch plötzlich hielt er inne. Der Alte, wie hatte der sich mit den neuen Verhältnissen in seinem Hause abgefunden? Georg wandte sich um. Da stand Hermann Hardt noch auf der Stelle, wo er ihm begegnet war, und schaute Georg nach. Der kam fast widerstrebend zurück und reichte die Hand.

"Sie waren bei Peter, Georg?", fragte Hermann Hardt. "Ja", sagte Georg und wußte nicht, was er noch weiter hätte sagen können. "Es ist vieles anders geworden bei uns", fuhr der Alte fort, "darnun hatten Sie es wohl so eilig, wegzukommen." "Peter ist ein anderer geworden", sprach Georg mit schmalen Lippen. "Ja", grübelte Hardt, "Peter ist ein anderer geworden. Für ihn wäre es besser gewesen, er wäre nach Deutschland gegangen. Aber, na — nun ist es eben mal so gekommen — bin auch nicht so ganz ohne Schuld daran, und Peter findet wohl nicht mehr zurück, zu fest halten ihn die weichen Hände der Fran." "Und Sie selbst, Herr Hardt?" Georg fragte es ganz schnell. "Ich", des Alten Augen kehrten wie aus weiter Ferne zurück und blieben an Georgs Gesicht hängen, "ich, ja, ich stehe wohl auf verlorenem Posten, — aber ich stehe und werde bis zuletzt stehen und werde halten, was meinen Händen anvertraut ist." Er schüttelte Georg die Hände und wollte gehen. Da schien ihm etwas einzufallen. Er wandte sich noch einmal zurück. "Sie heiraten die Maria Ewerdt", sagte er und blickte dem jungen Mann forschend ins Gesicht, "alles Glück mit Ihnen, — Sie wissen wenigstens, was zueinander paßt." Und er drückte Georg noch einmal die Hand.

Als Georg vor seinem Elternhause angelangt war, hörte er hinter sich rufen. Lene war es. Sie kam nach Hause, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier mitzuhelfen. Georg erwartete sie an der Gartenpforte. Fröhlich begrüßte sie den Bvnder. Da sah sie dessen ernstes Gesicht. "Nann, Georg, hast du dich etwa mit Maria verzannt?" fragte sie verwundert. "Ich

war bei Peter!" Fast gequält klang es. Dann nahm er des Mädchens Kopf zwischen seine Hände. „Ach, Lene, wenn du ihn doch gehalten hättest!“ Das Mädchen machte sich lauft frei und schüttelte den Kopf. „Nein, Georg, es ist ein Glück für mich, daß ich nicht seine Frau geworden bin. Komm, ich werde dir alles erzählen.“ Sie gingen in Lenes kleines Stübchen, und sie sprach von Erika und dem kleinen Peterlein und erzählte dem Bruder, was sie den Eltern verschwiegen hatte, daß Peter Hardt Peterleins Vater sei. Georg hatte schweigend zugehört. Jetzt sagte er finster: „Er hat sein Blut doppelt verraten, an seinem Volke und an seinem Kinde.“

17.

Vor der Hochzeit gab es noch einen kleinen Streit zwischen den Familien Gall, Ewerdt und Windmüller. Jede Familie wollte die Hochzeit gerade in ihrem Hause ausrichten. Windmüllers darum, weil Berta ihre einzige Tochter war, — sie hatten außer ihr noch drei Buben — Frau Ewerdt darum, weil dieses Hochzeitsfest gleich ihren beiden Kindern galt. Aber schließlich einigte man sich doch darauf, daß die Hochzeit bei Galls stattfinden sollte. Die hatten das größte Haus, und man brauchte doch viel Platz für die vielen Gäste, und Galls Diele war hübsch groß, da hatte die Jugend dann Raum zum Tanzen. Doch die Speisen und Getränke für die Gäste zu liefern, das ließen sich weder Windmüllers noch Frau Ewerdt nehmen. Am Hochzeitsmorgen kam Erika nach Schöntal. Sie brachte Lenes Kleid, das sie für diese genäht hatte. Auf ihren Rat hatte Lene einen glatten weißen Stoff gewählt. „Du wirst sehen“, hatte Erika gesagt, „rosa, hellblau und geblümt werden alle anderen Mädchen tragen.“ Und sie hatte recht. Hellblau mit aufgedruckten rosa Rosen und rosa mit Vergißmeinnichtklümchen herrschte bei den Mädchen vor. Erika half noch die Bräute frisieren und ankleiden, dann fuhr sie wieder zurück. Sie war auf keinen Fall dazu zu bewegen, an der Hochzeitsfeier teilzunehmen. Lene drang auch nicht zu sehr in sie, sie hatte den schmerzlichen Zug um Erikas Mund wahrgenommen, als diese Maria den Brauschleier aufsteckte.

Und dann war es ganz so, wie es bei Trauungen gewöhnlich zu sein pflegt: Pfarrer Wendtland hielt eine so schöne Predigt, daß die Mütter leise weinten und die Väter würdevolle Gesichter machten. Die Brautpaare aber hatten ganz andächtige Augen. Es ist wahrhaftig so, wie Lene es geträumt hat, nur daß statt des einen zwei Paare vor dem Altar knieten, dachte Frau Gall unter gerührtem Schluchzen.

Man aß lange und reichlich, bis die Gäste leise stöhnten. Dann schafften die Burschen die langen Tafeln hinaus, die älteren Männer zogen sich mit ihren Tabakspfeifen in ein entfernter gelegenes Zimmer zurück, wo sie ungestört rauchen und politisieren konnten, und die jungen Mädchen stellten für die Frauen heißen Kaffee und viel Gebäck in die Stube neben der Diele, denn die Diele gehörte jetzt der Jugend, da wurde getanzt. Rheinländer, Polka und Walzer tanzte man, wie es die Großeltern

bei ihrer Hochzeit auch getan hatten. Die Köcke wirbelten, die Wangen glühten, und die Burschen stampften mit kligenden Augen auf den Fußboden, daß es dröhnte. Wenn die Musik aber einen recht gemächlichen Walzer spielte, machten die älteren Paare auch noch gerne mit.

Pfarrer Wendland hatte mit den Bräuten getanzt und mit den Brautmüttern. Jetzt wollte er sich zurückziehen, aber das gefiel den Mädchen nicht. Die Tänzer waren knapp. „Herr Pfarrer“, lachte eine Dreiste, „wenn Sie nicht tanzen mögen, werden Sie keine Fran bekommen, die jungen Pfarrfranen tanzen doch auch mal gern.“ Wendland lächelte ein wenig verlegen und holte sich Lene zum Tanz.

Als die Mitternacht näher rückte, fingen die Männer an, Wize zu erzählen. Die Burschen schlugen sich vor Vergnügen auf die Schenkel, die Mädchen kicherten errötend, und die Bräute wußten nicht, wo sie mit ihren Augen hinsollten.

Frau Gall suchte Frau Erwerdt. „Ist alles für die Kinder zu recht gemacht?“ — fragte sie. „Ja, es ist alles in Ordnung“, sagte Frau Erwerdt, „nur ich weiß nicht, ob ich auch in beide Zimmer Streichhölzer gelegt habe.“ „Wir können ja mal nachsehn gehen, ich wollte sowieso ein bißchen Luft schöpfen“, meinte Frau Gall und holte sich einen Mantel. Die Frauen gingen durch die Veranda und den Garten. Da spazierten zwei junge Menschen vor dem Hause. Das Licht der hellen Fenster fiel auf die beiden. Frau Gall erkannte ihre Tochter Lene und Pfarrer Wendland, der sagte gerade: „und als ich aus dem Felde nach Hause kam, war meine Braut bereits mit einem andern verheiratet, sie hatte nicht auf mich gewartet.“ Frau Gall rief ihrer Tochter zu, daß sie sich nicht zu sehr verkühlen möchte, denn Lene hatte nur ein Tuch um die Schultern genommen.

Die Frauen gingen in Frau Erwerdts Hänschen. Dort waren die Zimmer für die Brautleute hergerichtet. Es war alles in nettester Ordnung, und auch die Streichhölzer lagen neben der Lampe auf dem Tische. Die Frauen gingen wieder. Als sie auf dem Hofe waren, Enarrte die Pforte. Frau Erwerdt zog Frau Gall etwas zurück in das tiefere Dunkel. Zwei Paare schritten über den Hof in das Hans. Sie hielten sich umschlungen. Nach einer kleinen Weile flamnte Licht in einem Zimmer im Erdgeschoß auf. Ein Mann trat an das Fenster und zog den Vorhang vor. Es war Georg. Dann flamnte ein Licht im Siebelfenster auf. Auch hier zog ein Mann den Vorhang vor. Es war Paul. Da sahen sich die Frauen auf dem Hofe an, und jede meinte, trotz der Dunkelheit ein sachtcs Lächeln auf dem Gesichte der andern zu sehen. Sie faßten sich unter den Arm und gingen schweigend und langsam durch die Nacht zurück zu den Hochzeitsgästen.

Frau Gall sah nach, ob die bereitgestellten Vorräte noch reichen würden und bat ihre Tochter Hedwig, sie zu vertreten. Sie war müde und wollte schlafen gehen. Windmüllers waren auch bereits gegangen und hatten ein paar auswärtige Gäste zu sich mitgenommen. Frau Gall ging noch

einmal über die Diele. Da wurde noch zifrig gefanzt. Das würde noch einige Stunden so dauern. Dann gingen die jungen Leute nach Hause, das Vieh zu füttern und das Nötigste in der Wirtschaft zu besorgen. Schlafen wollten sie auch etwas, denn morgen Nachmittag ging es hier wieder weiter und übermorgen auch noch. Solch eine Hochzeit gab es selten, die mußte drei Tage lang gründlich gefeiert werden. „Im Brunwald, im Brunwald ist Holzauktion“ spielte die Musik, sangen die Tanzenden. Zu zweien, zu dieren wirbelten die Paare an Fran Gall vorüber. Wendeland führte Lene im Reigen. Wie der Mann das Mädchen anlachte, und Lene hatte Backen, so rosarot wie die Blume, die sie im Gürtel trug. Sehr zufrieden und sehr müde legte sich Frau Gall schlafen.

Der Bauer Gall aber nahm seinen Schwiegersohn beiseite. „Sag mal Viktor, was ist denn mit der Hedwig?“ forschte er. „Die erscheint mir ja so bedrückt und so farblos. Sie ist doch nicht etwa krank?“ Viktor Krol machte ein verwundertes Gesicht. „Krank? die Hedwig? Aber die ist doch noch niemals krank gewesen! Nein! Vater, du irrst dich! Ein bißchen still geworden ist sie allerdings in der letzten Zeit, aber das bringen doch wohl die täglichen kleinen Sorgen mit sich und die Kinder.“ Der Bauer schwieg dazu, aber er nahm sich vor, am andern Tage mit seiner Tochter selbst zu sprechen.

Endlich war es dunkel und still im Hause. In Lenes Zimmer wurde noch leise gekläffert. Dort hatte man des Raummangels wegen ein Bett für Hedwig hineingestellt, und nun hatten die Schwestern einander noch viel zu erzählen. „Wie gut es doch hier zu Hause ist“, seufzte Hedwig ein wenig, „und ich muß morgen schon wieder weg. Viktor hat nicht länger Urlaub“, und wieder seufzte Hedwig und diesmal recht tief. „Na, fährst du denn so ungeru zurück zu den Kindern?“ wunderte sich Lene. „Zu den Kindern, ja“ kam es zögernd zurück, „aber nicht zu den Sorgen, die dort gleich meiner harren!“ „Sorgen? Aber Hede, was hast du denn für Sorgen?“ Wieder ein Seufzer. „Schulden hab ich, Lene.“ Eine Weile war es still im Zimmer, dann sagte Lene: „Das versteh ich nicht, Hede. Dein Mann bekommt seine Rente und sein Gehalt, Miete zahlst du nicht mehr, seitdem du in meinem Hause wohnst. — Ja, ist denn das Leben in der Stadt so teuer, daß du da noch Schulden machen mußt?“ „Ach Lene, das verstehst du nicht, wir haben so vielerlei Verpflichtungen. Das Gehalt ist wirklich zu klein für das Leben, das wir führen müssen. Alle Beamten machen Schulden, aber sie machen sich nichts daraus, während mich so ein paar hundert Ploty gleich bedrücken“. Ein paar hundert Ploty?“ — erschrak Lene, „Hede, das ist doch viel Geld!“ Eine Weile war es wieder still im Zimmer. „Lene, klang es bittend von Hedwigs Bett herüber, „leih mir etwas Geld.“ „Wieviel willst du?“ „Gib mir zweihundert Ploty.“ „Soviel hab ich jetzt nicht, Hedwig.“ „So gib mir hundert! Weißt du, die Frau von Viktors Vorgesetzten hat nächstens Namenstag, da muß ich ihr ein anständiges Geschenk machen. Vielleicht kann Viktor dadurch in eine höhere Gehaltsklasse aufrücken. Der Mann hat Einfluß darauf.“ „Gut, Hedwig, ich

habe zwar das Geld nicht hier bei mir, aber ich werde es mir einstreifen vom Vater geben lassen.“ „Nein, nein“, wehrte Hedwig ab, „Vater darf davon nichts erfahren. Du kennst doch seine altmodischen Ansichten! Er würde mir nur unnütze Vorhaltungen darüber machen, daß wir mehr Geld ausgeben, als einnehmen.“

„So werde ich morgen früh rüberfahren und dir von Erika Geld bringen, ich wollte ohnehin nach ihr sehen.“

Als Hedwig und Viktor Krol am andern Tage wieder fortzuhren, hatten sie ein großes Paket mit lauter guten appetitlichen Dingen von Mutter Gall mitbekommen, und in Hedwigs Handtasche knisterte neben Lenes Geldschein noch ein zweiter — den hatte der Vater heimlich seiner Ältesten zugesteckt mit der Bemerkung, sie solle sich dafür besser pflegen, es täte ihr not. Als Viktor von dem Gelde hörte, dachte er: Gott sei Dank, da kann ich doch dem Obersekretär die fünfzig Blotz pumpen, um die er mich so dringend bat — der Mann steht sich mit dem Regierungsrat so gut, vielleicht kann er mir auch bald gefällig sein. Hedwig aber überlegte, ob sie nicht doch den kleinen Schinken Elschens Lehrerin zum Geschenk machen solle — das Kind hatte ein so schlechtes Halbjahreszeugnis heimgebracht. —

18.

Die Hochzeitsfeier war vorüber. Frau Gall nahm die Gardinen von den Wohnzimmerfenstern ab. Die hatten ihr die Männer aber ordentlich vollgeräuchert. Wie kahl die unbekleideten Fenster jetzt ansehn, so kahl wie der Garten nun am Winterabende. Kein Blatt verdeckte die Aussicht auf die Dorfstraße. Was stand da für ein Junge hinter dem Zaune und weinte? Das war doch der Erich Krans. Warum war der denn nicht in der Schule? Die Stunde mußte doch schon begonnen haben! Fran Gall rief den Jungen herein. „Was ist denn, Erich, was weinst du denn so?“ „Ich bin etwas zu spät zur Schule gekommen, und da ließ mich der Lehrer nicht mehr rein“, schluchzte der Knabe.

Erichs Vater war im Herbst nach Frankreich gegangen. Dort konnte man in den Kohlenbergwerken viel Geld verdienen. Zwei Polen aus dem Dorfe arbeiteten schon seit etlichen Monaten in Frankreich und schickten ihren Frauen immer reichlich Geld. Und der Kranz wollte auch viel Geld verdienen. Er träumte von einem eigenen kleinen Häuschen mit einem Stück Acker, von einer milchreichen Kuh mit Kälbchen und ein paar fetten Schweinen im Stalle. Das alles kostete aber viel Geld, und was er hier als Tagelöhner verdiente, das aßen die Kinder auf — das sechste sollte im November zur Welt kommen. Was seine Frau aber verdiente, dafür bekamen die Kinder Schnhe und Kleider — und er mußte zur Miete wohnen und das Schweinchen im Stall war sehr mager. Darum hörte der Kranz nicht auf das Abreden seiner Frau, sondern ging nach Frankreich, im Bergwerk zu arbeiten. Die Regierung erleichterte die Aus-

reise zu Arbeitszwecken. Viel Geld hat der Kranz aber nicht verdienen können, denn schon zwei Monate später bekam die Frau die Nachricht, daß ihr Mann unter Tage verunglückt sei.

Seit der Zeit konnte Erich nicht mehr so regelmäßig zur Schule gehen, denn er mußte seine beiden jüngsten Geschwister versehen, wenn Mutter arbeiten ging. Manchmal nahm ihm dieses Amt eine alte deutsche Frau ab, die in der Nähe wohnte. Dann mußte ihr Erich die Kleinen hinbringen. So geschah es auch heute. Aber die Frau hatte den Jungen etwas aufgehalten, — nun hatte er sich um fünf Minuten verspätet, und die Schultür war verschlossen. So machte es der Lehrer Dombrowski, er ließ kein Kind, das sich auch nur eine Minute verspätet hatte, in die Klasse. Und manchmal hatten diese Kinder wie Erich einen Weg von zwei Stunden hinter sich. Oft aber war der Lehrer gar nicht da, wenn die Kinder zur Schule kamen. Dann standen sie vor der verschlossenen Tür und froren, viele gingen wieder nach Hanse, denn es war Winter, und auf dem Hofe spielen durften sie auch nicht, da schalt dann der Lehrer der polnischen Klasse, denn die hatte regelmäßig Unterricht. Überhaupt waren die polnischen Kinder immer viel weiter mit ihrem Lernstoff und manche Eltern fragten sich zögernd, ob es denn noch einen Zweck habe, die Kinder in die deutsche Schule zu schicken, wenn sie dort so wenig lernten.

Das alles erzählte Erich der Frau Gall, und die sagte, daß sie schon dafür Sorge tragen werde, daß er regelmäßig zur Schule gehen könne. Dann bekam der Junge heiße Milch und ein großes Butterbrot, und während er aß, schrieb Frau Gall einen Brief an ihre Tochter Lene. Den mußte ihr Erich hinbringen, es war ja nicht weit von seiner Wohnung zu Lene Gall.

Seitdem fehlte Erich nicht mehr in der Klasse. So oft Frau Kranz zur Arbeit ging, war Lene oder Erika schon vor sechs Uhr früh da und holte die Kleinen. Nachmittags aber saß dann eins der Mädchen in der kleinen Wohnung der Frau Kranz und half den Kindern bei den Schularbeiten, und vier eifrige Schüler freuten sich, daß es mit dem Lernen jetzt so glatt ging.

Eines Tages kam der Lehrer Dombrowski in die Wohnung der Frau Kranz. Er lobte den Erich als seinen besten Schüler. Ja, der sei ja wirklich schon so weit fortgeschritten, daß es für ihn in der Dorfschule kaum mehr etwas zuzulernen gab. Da sei es wirklich ganz unnötig, daß der Erich noch weitere zwei Jahre in die Schule ging. Wenn sie, die Mutter, es wünsche, würde er den Jungen mit Schluß des Schuljahres schon entlassen können, und ein gutes Zeugnis bekam er auch. Ach, er war so sehr freundlich, der Herr Lehrer. Er konnte sich so gut in die Lage der armen Witwe hineinversetzen und verstehen, daß sie den Erich doch so dringend im Hanse brauche. Oder der Junge könnte auch schon einiges verdienen durch Kühehüten oder Beeren sammeln — wozu brauchte der noch die Schule? Und dann die andern drei Kinder. Warum schicke sie die bloß diesen weiten Weg bis Schöntal zur Schule, während doch hier am Orte, kaum zehn Minuten entfernt, eine

schöne große polnische Schule sei. Der Weg bis Schöntal kostete doch im Winter ein Stück Geld für Schuhsohlen, und dann kamen die armen Kinder immer so durchstoen und müde an. O, sie taten ihm immer so leid, die Armen! Ob sie als Mutter es nicht doch für ihre Pflicht halte, den Kindern solche Strapazen zu ersparen?

Frau Kranz aber schüttelte den Kopf. „Meine Pflicht als Mutter ist es gerade, sie dort zur Schule zu schicken, wo sie in ihrer deutschen Muttersprache unterrichtet werden. Mögen die Kinder nur weiterhin bis Schöntal gehen. Ich werde schon noch den Sommer über so viel verdienen, daß sie zum Winter wieder Schuhe haben werden.“ Zögernd fügte die Frau hinzu: „Das mit dem Erich, das muß ich mir noch überlegen — gewiß kann ich ihn hier gebrauchen, aber zu viel gelernt hat der Junge sicher noch nicht.“

Der Reihe nach suchte der Lehrer Dombrowski alle Mütter auf, deren Kinder einen weiten Weg bis zur Schule in Schöntal hatten. Und immer hatte er allein das Wohl der Kinder im Auge, wenn er den Frauen so dringend riet, die Kinder in die nächstgelegene polnische Schule zu schicken. Er hatte aber wenig Erfolg, der Herr Lehrer. Die Bauern durchschauten zu schnell seine Absicht. Sechshundvierzig Kinder zählte die deutsche Schule in Schöntal — wenn es nur noch neununddreißig waren, wurde sie in eine polnische Klasse umgewandelt. Die deutschen Kinder würden dann zusammen mit den polnischen in der Landessprache unterrichtet werden. Der Herr Lehrer Dombrowski aber bekam dann sicher eine Anstellung als Schulleiter einer Stadtschule. Das war schon lange sein Wunsch. Einstweilen jedoch schien dieser Wunsch doch wohl nicht in Erfüllung gehen zu wollen.

Die Bauern schickten eine Beschwerde über den Schullehrer an das Schulkuratorium. Sie baten, ihren Kindern einen Lehrer deutscher Nationalität zu geben. Ihre Eingabe blieb jedoch unbeantwortet, und Dombrowski wurde noch nachlässiger im Unterricht. Lene merkte das an den Kranz'schen Kindern. Die hatten jetzt immer seltener Schulaufgaben zu machen. Aber Lene duldete es trotzdem nicht, daß die Bücher den ganzen Nachmittag im Schulranzen blieben — und der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Herr Dombrowski erschien eines Tages bei Lene. Er begrüßte sie wie eine gute Bekannte, trotzdem das Mädchen noch nie ein Wort mit dem Mann gewechselt hatte. Erstaunt fragte sie nach seinem Begehren. — Der Lehrer wich aus. Er fing von dem Wetter an, das für die Frühjahrsebestellung so günstig sei, fragte, ob Lene die Arbeit auf ihrem Grundstück nicht zu schwer sei, redete von der guten Nachbarschaft, die er mit Lenes Vater halte. Die hörte ihm schweigend zu. Was will er nur? dachte sie unruhig.

„Ich komme heute als Freund mit einer Warnung zu Ihnen, liebes Fräulein Lenchen“, sagte da der Lehrer vertraulich. „Gall, bitte“, verbesserte ihn Lene und wußte gar nicht, was für ein hochmütiges Gesicht sie dabei machte. „Warum denn so förmlich mir gegenüber“ lächelte Dom-

browski fremdlich, „ich hörte doch wiederholt, daß man Sie im Dorfe allgemein bei Ihrem Vornamen nennt.“ „Wenn mich meine deutschen Nachbarn so nennen, haben sie auch ein Recht dazu, denn ich bin gemeinsam mit ihnen groß geworden, Sie aber sind mir ein Fremder“, antwortete das Mädchen und sah ihn mit klaren Augen an. Der Lehrer lachte gezwungen. „Ach so, ich vergaß, daß ich aus Galizien stamme und daher von deutschen Augen als Eindringling angesehen werde, der einen Deutschen verdrängte.“ Als Lene schwieg, fuhr er fort: „Sie werden sich aber davon überzeugen müssen, daß ich es trotzdem sehr freundschaftlich und gut nachbarlich mit Ihnen meine — trotzdem meine Pflicht mir anders zu handeln gebietet.“ „Worum geht es?“ fragte Lene kurz. Der Mann war doch nicht etwa hergekommen, um ihr von seinen freundschaftlichen Gefühlen zu erzählen! „Sie erteilen den Krans'schen Kindern Unterricht“ sagte der Lehrer langsam, jedes Wort betonend — „und das ist verboten und strafbar.“

Lene machte ein verblüfftes Gesicht. „Es ist eigentlich meine Pflicht, dies meiner Behörde zu melden“, fuhr der Mann fast feierlich fort, „da ich aber annehme, daß Sie nicht aus bösem Willen handelten, sondern Ihnen wohl unbekannt ist, daß Personen ohne Lehrerlaubnis keinen Unterricht erteilen dürfen, darum kam ich zu Ihnen —“. „Herr Dombrowski“, unterbrach ihn Lene energisch, „was Sie da vom Unterrichteilen reden, ist doch Unsinn! Dazu bin ich doch ohne entsprechende Vorbildung gar nicht fähig! Ich beaufsichtige die Kinder einfach bei ihren Schularbeiten, weil die Mutter keine Zeit dazu hat, das ist alles!“

Der Lehrer lächelte sehr überlegen. „Sie erteilen den Kindern Unterricht in der gotischen Schrift! Sie erteilen ihnen Unterricht in der deutschen Geschichte! Sie lehren sie deutsche Lieder singen, die häufig patriotischen Inhalts sind! Wollen Sie sich dadurch Unannehmlichkeiten aussetzen? Ich bitte Sie als guter Freund, lassen Sie das! Was die Kinder für ihr späteres Fortkommen brauchen, lernen sie ja bei mir. Übrigens — was gehen Sie jene Kinder an?“ „Was sie mich angehen?“ sagte Lene, und ihr Blick ging an dem Manne vorbei wie in weite Fernen, „es sind deutsche Kinder, sie wachsen heran und wissen nichts von der Vergangenheit ihres Volkes, kennen seine Lieder nicht. Darum singe und spiele ich mit ihnen, erzähle ihnen von den Taten ihrer Vorfahren — und werde dies auch weiterhin tun, denn ihrer Mutter bleibt dazu weder Zeit noch Lust nach ihrem harten Lagerwerk.“ Der Mann faßte des Mädchens Hand, seine Stimme klang herzlich. „Fräulein Lenchen, sprechen Sie mit Ihren Eltern über diese Sache, die werden sicher mehr Verständnis dafür haben, daß es sich für Sie nicht lohnt, deshalb mit den Behörden in Konflikt zu geraten.“

Es war ein sonnabend Nachmittag. Lene fuhr wieder mit dem Rade nach Schönthal zu den Eltern. Sie fuhr den Landweg entlang und bog bei den Weidenbäumen auf die Straße. Da saß unter den Weidenbäumen der Lehrer Dombrowski. Sein Rad hatte er neben sich liegen. Das Mädchen

wollte schnell vorüberfahren, doch mit lautem „Hallo, nicht so eilig“ war der Mann schon an dem Rade und hatte sie auch bald eingeholt.

„Sie werden mir doch nicht austrücken, Fräulein Gall“, sagte Dombrowski, „der Weg ist doch zu zweien nicht so langweilig.“ „Ich fahre sehr gern allein, denn ich bin das gewöhnt“, antwortete Lene deutlich und dachte, er wird mir wohl wieder mit „Warnungen“ kommen, denn sie hatte ihre Besuche bei den Schülern Krang noch nicht eingestellt. Doch der Lehrer erwähnte das mit keiner Silbe. Er schwatzte unaufhörlich, trotzdem ihm Lene kaum eine Antwort gab.

Sie wechselte öfter das Tempo ihrer Fahrt, doch beharrlich blieb der Mann an ihrer Seite. Vor ihrem Elternhause sprang er schnell vom Rad und öffnete ihr die Pforte. Mit einem leisen „Danke“ wollte sie an ihm vorbei, doch er streckte ihr zum Abschied die Hand hin. Ein wenig zögernd gab sie ihm die Rechte. Da bengte er sich etwas nieder und wollte ihr die Hand küssen. Mit einem schnellen Ruck entzog sie sie ihm. „Lassen Sie das“, sagte sie scharf, „damit werden Sie keinem deutschen Mädchen imponieren.“ So, dachte Lene, der wird mich hoffentlich nicht mehr begleiten wollen, wenn er mir begegnet. Unfreundlich genug war ich ja zu ihm.

Doch schon am folgenden Conrabend mußte sie sich davon überzeugen, daß sie sich geirrt hatte. Da stand doch der Mensch kaum ein paar Schritte von ihrem Hause entfernt und wartete auf sie. Also war ihre Begegnung auch voriges Mal kein Zufall gewesen. Der Arger stieg in Lene hoch. Woher der Mann es nur herans hatte, um welche Zeit sie immer nach Schöntal fuhr? Na, dem wollte sie heute ihre Meinung sagen, damit ihm die Lust vergehen sollte, sie zum dritten Male zu erwarten. Kräftig trat Lene in die Pedale, heftig klingelte sie. Im letzten Moment machte ihr Dombrowski den Weg frei, fast hätte sie ihn angefahren. Wie er geflücht hatte, als er zur Seite sprang! Lene lachte in sich hinein. Der war nicht wenig wütend, daß es ihm nicht gelungen war, sie anzuhalten. Doch nach einigen Minuten war er wieder an ihrer Seite.

Eine Weile fuhren sie schweigend nebeneinander her. Da wandte sich Lene an den Mann: „Warum verfolgen Sie mich? Sie müssen doch gemerkt haben, daß ich Ihre Begleitung nicht wünsche.“ Dombrowski schrie. Endlich sagte er: „Sie hassen mich, weil ich ein Pole bin, und doch sollten gerade Sie wissen, daß auch Polen und Deutsche miteinander sehr glücklich sein können! Denken Sie an Ihre Schwester!“

In der Ferne zeigte sich ein Gefährt, das schnell näherkam. „Ich hasse Sie nicht“, sagte das Mädchen ruhig zu Dombrowski, „aber Sie sind mir gleichgültig und deshalb suche ich keine Gemeinschaft mit Ihnen.“ Der Lehrer brachte sein Rad noch dichter an Lenes Seite. „Aber Sie sind mir nicht gleichgültig, Fräulein Lenehen, und wenn Sie nicht so fanatisch wären, würden Sie sicher auch zugeben, daß ich ein ganz netter Kerl bin. Scham Sie, Ihre Schwester ist doch auch so deutsch erzogen worden wie Sie und trotzdem heute eine gute Polin.“

Lene wandte ihm scharf ihr Gesicht zu. „Das ist nicht wahr“, sagte sie ganz empört, „meine Schwester kann keine Polin sein, weil sie eine Deutsche ist.“ Das Gefährt, ein offener kleiner Wagen, war ganz dicht herangekommen. Lene schaute auf — da saß Pfarrer Wendtland drin. Grüßend zog er den Hut, doch der Blick, mit dem er das Mädchen ansah, drückte Verwunderung, Zweifel und auch ein wenig Verachtung aus. Wie ein Hieb traf Lene dieser Blick. Da war der Wagen schon vorübergerollt. Ganz verstört schaute ihm Lene nach. In dem Moment sah sich auch Wendtland um, doch das Mädchen konnte in seinem Gesicht nichts mehr lesen. Zu groß war schon die Entfernung zwischen ihnen.

Was wird er nur von mir denken, dachte Lene ganz verzweifelt. Also solch eine ist die Lene Gall! Macht mit dem Lehrer Dombrowski, der die deutschen Kinder polonisiert, Spazierfahrten und unterhält sich vertraulich mit ihm. Ja, so ungefähr mochte Wendtland jetzt wohl von ihr denken. Eine heftige Wut gegen ihren Begleiter überkam Lene. Sie hätte ihm am liebsten eine Ungezogenheit zugerufen, doch fühlte sie, daß sie sich als deutsches Mädchen vor dem Manne nicht entwürdigen konnte. Fort, dachte sie, nur schnell fort aus seiner Nähe. Plötzlich raste sie mit ihrem Rade los, daß die Straße unter ihr fortzurollen schien. In einigen Minuten war Lene im Dorfe. Dombrowski hatte sie nicht mehr eingeholt. „Was ist dir denn passiert, Lene“, fragte Frau Gall ihre Tochter, als diese aufgeregte und erhibt ins Haus trat. „Ach, ich bin nur so schnell gefahren“, murmelte Lene und hatte es eilig, in ihr Stübchen zu kommen. Dort warf sie sich auf ihr Bett und weinte heftig. Es war ihr so gar nicht gleichgültig, was Wendtland von ihr dachte.

Am nächsten Sonnabend beschloß Lene, nicht nach Schöntal zu fahren. Sie wollte dies Sonntag früh tun, dann war sie sicher, Dombrowski nicht zu begegnen. Doch die Eltern würden vielleicht beunruhigt sein, wenn sie heute nicht zu ihnen kam. Da fuhr ein Wagen auf den Hof, und gleich darauf trat Friedrich Gall in das Haus. „Ich komme dich heute abholen, Lene“, sagte er. „Ich glaube nämlich, daß auch meine selbständige Tochter mitunter väterlichen Schutz nötig hat.“ Lene errötete bis in die Haarwurzeln. Also der Vater wußte schon alles. Verlegen sagte sie: „Ich kann wirklich nichts dafür, Vater, Dombrowski hat mir seine Begleitung aufgedrängt, und ich schäme mich so, es dir zu sagen.“

Die beiden waren noch gar nicht weit gefahren, da klingelte es plötzlich hinter ihnen. Lene kannte diesen Ton schon. Sie steckte ihre Hand in die ihres Vaters und sagte froh: „Es ist doch gut, daß du da bist.“ Der Bauer hielt ihre Finger fest zwischen den seinen. Da war auch schon Dombrowski neben dem Wagen. „Schönen guten Tag, Herr Nachbar!“ grüßte er höflich. „Guten Tag, Herr Lehrer“, dankte der Bauer. „Sind Sie wieder da? Nun, Sie brauchen sich in Zukunft nicht mehr die Mühe machen, meine Tochter abzuholen. Das besorge ich jetzt selbst! Es ist ihr nämlich lieber so!“ Und Gall knallte mit der Peitsche, daß der Lehrer erschreckt zur Seite wich und das Pferd aus seiner gemächlichen Gangart in einen leichten Trab verfiel. „So“, nickte der Bauer befriedigt, „ich glaube, den sind wir los.“

Frau Gall hatte Sorgen um ihre Tochter Hedwig. Diese hatte die Mutter dringend um Geld gebeten „für größere unaufschiebbare Ausgaben“. Aber die Ausgaben waren nicht näher begründet. Daß Hedwig etwa nicht mit dem Gehalt ihres Mannes auskäme, kam Frau Gall gar nicht in den Sinn, hatte sie die Tochter doch bescheiden und wirtschaftlich erzogen. Außerdem hatte Viktor doch gar nicht so geringe Einkünfte. Also was war es? Verbraachte der Schwiegersohn soviel Geld, daß es Hedwig nicht reichte oder war eins in der Familie krank, was so besondere Ausgaben verursachte? Vater Gall hatte schon auf Georgs Hochzeit festgestellt, daß Hedwig so gar nicht mehr frisch und gesund ausah. Frau Gall schickte ihrer Tochter das gewünschte Geld, aber sie beschloß, Lene nach Bromberg zu schicken, die sollte doch einmal nachsehen, woran es bei Krols fehlte.

Frau Gall verließ ihr Dorf nur ungern. Trotzdem sie aus der Stadt stammte, hatte sie sich bald so ans Landleben gewöhnt, daß sie die Stadt mit ihren grauen Häusermassen nur aufsuchte, wenn es unbedingt sein mußte. Hier bei ihrer ländlichen Beschäftigung in dem Kreise ihrer Familie hatte sie so ganz den Sinn ihres Daseins gefunden. Sie liebte die Weite des flachen Landes, über das der Blick ungehindert schweifte bis zu dem geheimnisvollen Blau ferner Wälder. Sie liebte den grauen Fluß, dessen Rauschen schon durch die ersten Träume ihrer Kindheit geklungen war, sie liebte den Duft des frischen Brotes, das sie aus dem Ofen zog, und den Geruch der Küche, die milchschwer von der Weide kamen. Doch jene inbrünstige Liebe zu der ererbten Scholle, wie sie Friedrich Gall empfand, die kannte sie nicht, die konnte nur angeboren sein. Gottfried aber, der Sohn, verwechelte immer mehr mit dem Boden seiner Väter. Er diente ihm mit seiner ganzen jungen Kraft und schritt wie ein Herr darüber. Er schaute auf das Lagerwerk seines Vaters und sah, daß es voller Mühe und Arbeit war. Aber sein Vater trug den Kopf stolz erhoben und hatte einen freien Blick. Da wußte Gottfried, was den Menschen frei macht, Arbeit und Mühe und der Segen, der aus beiden quillt. Und Gottfried beschloß, zu werden, wie der Vater war.

Mit Blumen und grünen Zweigen war die Stadt festlich geschmückt. Fahnen und Teppiche hingen an den Häusern, in den Fenstern standen Heiligenbilder und brennende Lichte. In sonntäglicher Kleidung, die Gesichter voll froher Erwartung, eilte das Volk zur Kirche, säumte die Straßen und Plätze. Fronleichnam! An vier Punkten der Stadt waren unter freiem Himmel Altäre errichtet. Hier würde der Bischof die heilige Messe zelebrieren. Schwer und feierlich ertönten die ersten Glockenschläge. Hell und jubelnd, ernst und getragen fielen andere Glocken ein. Immer lauter durchkrauschten die Töne die Stadt. Gleich mußte die Prozession erscheinen. Die Erregung der Menschen wuchs.

Eingekleidet in die Menge stand Lene neben ihrer Schwester Hedwig. Den kleinen Hansi — oder Janusch, wie er jetzt hieß — hielten sie an der

Hand. Da kam die Prozession heran. An der Spitze eine Militärmusikkapelle. Ein feierlicher Choral erschallte. Dann kam eine Ehrenkompagnie Soldaten. Sie hatten neue Uniformen an und trugen das Bajonett im Gewehr. Die Schützengilde folgte ihnen in ihren grünen Röcken und weißen Handschuhen. Dann kamen weltliche und kirchliche Vereine mit ihren Fahnen, ein nicht endemvollender Zug. Der Kirchenchor sang voller Inbrunst. Lene erblickte ihren Schwager Viktor Krol unter den Sängern. Ach ja, der war ja Katholik. Weißgekleidete Jungfrauen mit blauen Schärpen trugen dicke brennende Kerzen. Ernste graue Nonnen, Ekstase im Blick, wandelten in langem Zuge vorbei. Hinter ihnen kleine Mädchen, Kränze im Haar, Blumenkörbchen in den Händen. Drei Schritte gingen die Mädcheln vorwärts, dann wandten sie sich um und warfen unter tiefer Verbeugung Blumen zur Erde.

Lene hatte alles um sich herum mit größtem Interesse beobachtet. Sie wohnte zum ersten Male solch einer Prozession bei. In ihrem Dorfe gab es keine katholische Kirche. Plötzlich blieb ihr Blick an einem der kleinen Mädchen haften. Das war doch ihre Nichte Else, die dort mit den andern die Blumen warf! Immer drei Schrittlchen vorwärts, dann die Wendung, die zierliche Verbeugung und der bunte Blütenregen. Ja, aber was hatte Else denn dabei zu tun? Else war doch evangelisch wie ihr Brüderchen und ihre Mutter! Fragend wollte Lene sich an Hedwig wenden. Da ertönte heftiges Klingeln. Kleine Chorknaben schwingen ihre Glocken. Priester sangen. Das Volk fiel auf die Knie, als der Bischof unter dem Baldachin, gestützt von zwei weltlichen Würdenträgern, das Allerheiligste vorübertrug.

Hedwig hatte Lene mit herabgezogen. Sie neigte den Kopf vor der Monstranz, bekreuzigte sich und betete laut in polnischer Sprache, wie es die Menge auch tat. Lene schaute bestürzt auf ihre Schwester. Weiter zog die Prozession. Das Volk erhob sich von den Knien und folgte singend der Hostie. Ekstase im Ausdruck, folgte ihnen Hedwig. Die Menge drängte und schob sie vorwärts. Immer weiter entfernte sie sich von Lene, die hatte sich an die Häuserwand geflüchtet, um nicht von dem Menschenstrom mitgerissen zu werden. Endlich waren auch die letzten Nachzügler vorbei. Langsam erstarb das Singen und Klingeln, doch voll und schwer schwingen noch die Klänge der Glocken durch die Straßen. Lene lehnte wie betäubt an der Mauer. Die mit dem Haufen gezogen, war ihre Schwester Hedwig, die evangelisch getauft und so deutsch erzogen worden war, wie sie selber. Da fielen Lene die Worte des Lehrers Dombrowski ein — „Ihre Schwester ist heute eine gute Polin.“

Ganz mechanisch wandte Lene sich um und schlug den Weg zum Bahnhof ein. Was sollte sie denn noch bei Hedwig? Auf dem Bahnhof erfuhr sie, daß ihr nächster Zug erst in drei Stunden ging. Da fiel ihr ein, daß sie ja auch noch Mutters Koffer bei Hedwig stehen hatte, denn Mutter hatte allerhand gute Sachen aus der Speisekammer für ihre Aelteste mitgegeben. Hedwig wird noch nicht zu Hause sein, dachte Lene und schritt ziellos durch die Straßen. Sie fand eine Bank und setzte sich darauf, und ihre Gedanken

kreisten immer um das eine — wie sage ich es den Eltern? Sie ist polnisch geworden, grübelte Lene.

Ja, kann man denn polnisch werden, wenn man deutsche Eltern und Geschwister hat? Kann die Umgebung, in die man, wie Hedwig, als erwachsener Mensch hineinkommt, stärker sein als das Blut in den Adern, als Kindheit und Erziehung? Und ihr Schwager Viktor Krol, war der nicht früher auch Deutscher gewesen? Er hatte deutsche Schulen besucht, war deutscher Soldat gewesen, hatte in deutscher Umgebung gelebt, sich eine deutsche Frau genommen, und niemand hatte es jemals in Erwägung gezogen, daß Viktor Krol anderer als deutscher Nationalität sein könnte. Dann war das neue Vaterland gekommen, Polen war wiedererstand. Und der deutsche Soldat Viktor Krol trat in das polnische Heer über, er sprach plötzlich die Sprache dieses neuen Vaterlandes und erzählte den aufhorchenden Schwiegereltern, daß seine Vorfahren Polen gewesen. Jetzt nannte er Hedwig, seine Frau, Jadwiga, schickte seine Tochter in die polnische Schule und die Kinder gaben ihrer Mutter auf eine deutsche Frage eine polnische Antwort.

Hedwig schien das gewöhnt zu sein, sie hatte es gar nicht beachtet, aber Lene war es sofort aufgefallen. Als die Kinder deutsch zu Lene sprachen, klang das hart und ungelent, als ob sie eine Fremdsprache sprächen. Hedwig hatte sich nicht gegen ihre und der Kinder Umbenennung gewehrt und auch nicht gegen die neue Sprache. Sie hatte sogar noch den letzten Schritt getan und mit den Kindern die Staatsreligion angenommen, denn seit Lene ihre Schwester bei der Prozession so inbrünstig beten gesehen hatte, war ihr klar geworden, daß Hedwig katholisch geworden war. Das bedeutete aber hier in dem Lande, in dem das Volk nicht von einer evangelischen oder katholischen Religion, sondern von einem deutschen und einem polnischen Glauben sprach, daß sie sich dadurch endgültig von ihrem Volke gelöst hatte. Warum hat Hedwig das getan? grübelte Lene und fand keine Antwort darauf. Sie wollte es gar nicht recht glauben, daß etwa Viktor einen so starken Druck auf Hedwig ausgeübt hätte. Viktor gehörte doch gar nicht zu den Polen, die heute in ihrem neuen Vaterlande alles Deutsche schlecht und verächtlich machten und es nicht mehr wahrhaben wollten, daß sie ihr ganzes Können und Wissen, ihren Fleiß und ihren Wohlstand doch einzig und allein nur ihrer deutschen Auszubildung und ihrer deutschen Erziehung verdankten. Viktor hatte hingegen immer mit Stolz auf seine deutsche militärische Ausbildung hingewiesen und gesagt: „Das ist der beste polnische Soldat, der vom deutschen Unteroffizier gedrillt worden ist.“ Auch hatte er früher an Hedwig doch gerade ihre deutsche Art besonders geschätzt, — warum also sollte sie die nun nicht mehr behalten?

Als Lene wieder zu ihrer Schwester kam, deckte diese gerade den Tisch. Lärmend empfing Viktor seine Schwägerin. „Da bist du ja, du Torgelobte!“ rief er fröhlich. „Jadwiga hatte schon Angst um dich, und ich habe dich in der ganzen Stadt gesucht.“ Lene witterte. „In Lokalen

halte ich mich nicht auf, Viktor.“ Der lachte überlaut. „Was du für eine feine Nase hast, Lene, und dabei habe ich wirklich nur ein einziges Gläschen — oder waren es doch zwei — getrunken, als es mir schon so schwach zumute wurde, weil ich dich nicht fand.“

Bei Tisch war Lene sehr schweigsam. Hedwig vernied es, sie anzusehen. Viktor und die Kinder hatten aber sehr viel von der Prozession zu erzählen. Else sprach der Tante Lene wegen deutsch, doch es fiel ihr sichtlich schwer, sie mengte oft polnische Ausdrücke dazwischen. „Ihr sprecht sonst wohl ausschließlich polnisch?“, fragte Lene. „Fast ausschließlich“, sagte Viktor ruhig, „wir haben uns daran gewöhnt, seitdem Lusia in die Schule geht. Außerdem ist es auch für Jadwiga nötig, sie spricht noch immer schauerhaft polnisch. Man hört es schon nach drei Sätzen heraus, daß sie eine Deutsche ist.“ „Ja, hat sie es denn nötig, dies zu verbergen?“ wunderte sich Lene. Viktor schweig ein Weilchen. „Es wäre uns vielleicht oft von Nachteil, wenn Jadwiga immer ihre deutsche Abkunft hervorkehren wollte. Vergiß doch nicht, daß ich als Staatsbeamter nur eine polnische Familie haben kann.“

Hedwig saß schweigend da und hob die Augen nicht von dem Teller. „Eg mal, Lenchen“, fuhr Viktor zu seiner Schwägerin gewendet fort, „möchtest du heute abend nicht ins Theater gehen? Die Deutsche Bühne gibt eine Sondervorstellung, ein hübsches, lustiges Stück!“ Theater! Ach, wie lange hatte Lene schon keine Theatervorstellung besucht! „Kommt ihr beide mit?“ fragte sie. „Nein, Mädchen“, sagte Viktor, „das geht nicht, da dürfen wir uns nicht sehen lassen! Die deutschen Vergnügungs- und Kulturstätten sind unseren Kreisen verboten. Aber du kannst dich an eine deutsche Nachbarin anschließen, die auch hingeht. Jadwiga hat schon mit ihr gesprochen.“ Lene schüttelte den Kopf. „Nein, dann gehe ich auch nicht.“

„Es ist nämlich deshalb“, wandte Hedwig ein und hatte rote Flecke auf den Wangen, „wir haben heute abend Besuch“ — sie zögerte etwas — „lauter Polen — da dachte ich, das könnte dir vielleicht nicht recht sein — du wirst dich langweilen.“ — „Ich werde mich nicht langweilen, denn ich fahre bereits nachmittag nach Hause“, unterbrach sie Lene. „Ich werde meiner Schwester also die Unannehmlichkeit ersparen, ihren Gästen eine deutsche Verwandte vorstellen zu müssen.“ Leiser fügte sie hinzu: „Wie kannst du das alles ertragen, Hedwig, ohne dich zu wehren?“ Die zuckte schweigend die Schultern. Die Flecke auf ihren Wangen brannten noch röter. „Ich weiß nicht, was du von meiner Frau willst, Lene“, Viktors Stimme klang sehr schulmeisterhaft. „Du kannst doch von eurem Dorfe aus unsere Verhältnisse hier nicht beurteilen. Jadwiga ist jedenfalls eine vernünftige Frau und wird sich irgend welcher Vorurteile wegen nicht dem Wohle ihrer Familie entgegenstellen.“

Lene packte ihre Sachen zusammen, um zur Bahn zu gehen. Hedwig hatte sie mit keinem Worte gebeten, noch zu bleiben. Plötzlich stand ihre Schwester neben ihr, faßte sie an den Arm: „Lene, sag um Gottes willen

nichts den Eltern!" Ihre Stimme klang gepreßt. Fast verächtlich sah Lene Hedwig an. „Wie feige du doch bist! Hier verkuppelst du dein Deutschtum aus Furcht, abseits der Herde stehen zu müssen, und den Eltern gegenüber bist du zu feige, deine Tat einzustehen!“

Hedwig hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen. „Dann habe ich keine Eltern mehr“, murmelte sie tonlos. Unbarmherzig fuhr Lene fort: „Die Mutter schickte mich zu dir, weil sie um dich besorgt ist. Ich sollte sehen, ob du ihrer Hilfe bedarfst. Nun, da muß ich ihr doch wohl berichten, daß du weiter keine Sorge hattest als die, recht schnell eine waschechte Polin und gläubige Katholitin zu werden. Von dem Gelde, das Mutter dir schickte, hast du ja wohl das Lauffest bezahlt!“

„Hör auf, Lene!“, klang es fast wie ein Aufschrei zurück. „Was weißt du denn davon, daß es das nicht gibt, eine Familie und zweierlei Nationalität und zweierlei Religion. Viktor hat nicht schuld daran, er hat niemals gesagt: „Du mußt jetzt Polin werden“ — aber die Verhältnisse zwangen mich — Viktors Beruf, die Kinder — wir können sie doch nur in die polnische Schule schicken, sollen sie dort als Deutsche immer zurückgesetzt werden, sich schikanieren lassen? Und dann die Bekannten! Viktor ist so gesellig, soll er meinetwegen auf jeden Verkehr mit seinen Freunden und Kollegen verzichten? Einer von uns mußte sich aufgeben.“ — „Und gerade du mußttest das sein?“ warf Lene ein. „Ja, ich“, sagte Hedwig hart und hatte ganz schmale Lippen. „Zu seinem und der Kinder Wohle mußte ich es sein.“

Forschend sah Erika Lene an, als diese einige Stunden später nach Hause kam. „Du bist schon zurück?“ fragte sie, denn Lene hatte doch erst am andern Tage kommen wollen. „Ja“ sagte Lene einsilbig und lächelte kaum, als Peterlein sie mit stürmischer Freude begrüßte. Erika wehrte des Jungen Ungestüm, als aber Lene den ganzen Abend so schweigsam und ernst blieb, sagte sie begütigend: „Du mußt deiner Schwester nicht so zürnen, Lene. Schau, sie steht dort so allein in der polnischen Umgebung. Ihr seid ihr fern, aber die Schwiegereltern hat sie dort in der Stadt. Und Hedwig hat keinen starken Charakter, sie gibt aus Bequemlichkeit zu leicht nach.“

Lene nickte sinnend. „In einer Mischehe wird immer die Nationalität des Teiles gelten, der sich seines Volkstums stärker bewußt ist und sich rücksichtslos dafür einsetzt. Hedwig ist deutsch erzogen worden. Das war solch eine Selbstverständlichkeit, daß man davon überhaupt nicht sprach. Heute genügt das nicht mehr! Daß die Eltern Deutsche sind, ist noch keine Garantie dafür, daß es auch die Kinder bleiben. Zu stolzen und bewußten Kämpfern für ihre deutsche Art muß die Jugend heute erzogen werden, damit sie sich behauptet und keinem Drucke nachgibt.“ Lene nahm Erikas Hände in die ihren und sagte: „Wie froh bin ich, daß ich dich gefunden habe, Erika — und das Peterlein. — Du bist mir lieb wie eine Schwester!“

Der Sommer stand auf der Höhe. Demütig neigte das Korn seine Ähren, der Sense des Schnitters harrend. Brennendrot leuchtete der Mohn in dem gelben Getreide und ließ vergessen, daß er nur Unkraut war. Heiß war der Tag, und der Abend brachte keine Kühlung. Es war drückend schwül in den Zimmern. Peterlein wollte nicht schlafen gehen. Er saß bei Martin auf dem Hofe. Der Knecht spielte den Tierstimmenimitator, und Peterlein mühte sich, es ihm gleichzutun. Die beiden Mädchen machten nach dem Abendessen noch einen Spaziergang. Arm in Arm schritten sie plaudernd den Landweg entlang, der Chaussee zu. Nicht weit von den Weidenbäumen, unter denen Lene vor fast zwei Jahren Erika und das Peterlein gefunden hatte, standen am Wege Brombeersträucher. Erika blieb stehen und pflückte etliche der blauen reifen Beeren. Lene war einige Schritte vorausgegangen. Sie konnte jetzt die Chaussee überblicken. Da kam langsam ein Auto die Straße entlanggefahren. Erschreckt erkannte Lene in dem Wagen Hardt's Auto. Jetzt stand es still, Peter Hardt stieg aus. Nun half er seiner Frau beim Aussteigen. Schnell sprang Lene zurück zu Erika, zog sie mit sich ins Gebüsch hinein. Erika wollte lachend nach dem Grunde des Versteckenspiels fragen, da sah sie Lenes verstörtes Gesicht. Sie sah durch die Zweige des Gebüsches das Auto auf der Landstraße stehen und sah Peter Hardt, der seine junge Frau am Arme führte. Die Frau aber hatte schwer an der Frucht ihres Leibes zu tragen. Peter breitete sein Taschentuch auf einen Stein, und Frau Janina setzte sich darauf nieder. Dann ging er roten Mohn und blaue Kornblumen pflücken. Er sagte etwas zu seiner Frau, die Worte waren nicht zu verstehen, aber Janinas helles Gelächter klang bis zu den Mädchen herüber. Er legte ihr die Blumen in den Schoß, und sie ordnete sie zum Strauß. Dann gingen sie wieder zum Auto. Peter hatte den Arm um Janina geschlungen und führte sie, vorsichtig jeden Stein umgehend.

Lene hatte kein Auge von Erika gewandt. Diese stand mit weit-aufgerissenen Augen da, die Hände in den Brombeerranken verkrampft. Sie wird schreien, dachte Lene, doch kein Laut kam aus Erikas halb-geöffneten, wie im Schmerz verzerrten Munde. Das Auto fuhr davon, Staub wirbelte auf. Lene zog Erika wieder auf die Straße. Wie das Mädchen ansah! Wie eine tote! Die Augen starr, glanzlos, das Gesicht wie von Stein, die blutleeren Lippen darin wie ein schmaler Strich.

Mechanisch ging Erika den Weg zurück, den sie gekommen waren. Schweigend und bedrückt folgte ihr Lene. Was könnte sie ihr auch sagen, womit sie trösten? Ja, wenn Erika weinen, den Trennlosen schelten würde, aber dieser stumme Schmerz umgab sie wie eine Mauer, an die billige Trostworte sich nicht heraustragten. Wenn sie nur nicht durch diese Erschütterung wieder krank wird, dachte Lene, als sie sich, voller Sorge um die Freundin, zu Bett legte. Die Verbindungstür zwischen ihrem und Erikas Zimmer ließ sie, wie immer, offen stehen.

Der Tag graute, als Lene erwachte. Sie war schweißnaß. Schwer wie Blei war die Luft. Die Nacht hatte keine Erfrischung gebracht. Lene richtete sich im Bette auf und sah nach der Uhr. Es war doch noch zu früh, aufzustehen, weshalb war sie denn schon wach? Plötzlich sprang Lene mit einem Ruck aus dem Bette. Peterleins Stimme hatte sie doch geweckt! Sie hatte ihn weinen hören, aber das hatte so fern geklungen! — Sie stand und lauschte. Alles war still! Die Thür, die zu Erikas Zimmer führte, stand aber nicht mehr offen. Vorsichtig drückte Lene die Klinke herunter und trat leise in das Zimmer. Da fielen ihr die Arme herab und sie stand wie betäubt. Das Zimmer war leer! Die Betten waren gemacht und das Stübchen in Ordnung gebracht. Von Erika und Peter keine Spur! Lene eilte ans Fenster, beugte sich weit hinaus. Niemand war zu sehen.

„Erika! Erika!“ schrie sie. Nichts regte sich. Da streifte sie sich mit fliegenden Händen das Kleid über und stürmte hinaus, barfüßig, die Böpfe hingen ihr auf dem Rücken. Sie eilte über den Hof und wollte durch die Pforte auf die Straße, da riß der Hund bellend an der Kette. Lene wandte sich zurück. „Komm, Treu, such Erika! such Peterlein!“ und es fiel ihr ein, daß sie den Hund gestern, wie jeden Abend, von der Kette losgemacht hatte.

Vor dem Hause blieb Lene einen Moment unschlüssig stehen. Wohin? Rechts führte der Weg zur Chaussee hinauf — links zur Weichsel hinunter. Welchen Weg war Erika mit dem Kinde gegangen? „Such Peterlein! Treu, such das Kind!“ Der Hund schien sie zu verstehen. Er schnüffelte auf der Erde herum und wandte sich dann links — der Weichsel zu. Da war es Lene, als ob sich ihr ein Reifen um die Brust legte und sie zusammenpresste, daß sie keine Luft holen konnte, und in den Kniekehlen wurde es ihr plötzlich so weich, daß die Beine zu zittern anfangen. Sollte Erika —? Großer Gott! sollte Erika wirklich — und mit dem Kinde —! Und sie fühlte einen großen Zorn über die Schwäche Erikas in sich hochsteigen.

Plötzlich drehte sich der Hund herum, schnüffelte unschlüssig und kam zurück und eilte rechts die Straße hinauf. Da sah auch Lene ganz deutlich an einer Stelle die Abdrücke kleiner Kinderfüße in dem Staube des Weges. Hier hatten sie auf der Stelle herumgetrampelt — vielleicht hatte das Kind an dieser Stelle geweint und Lene mit seinem Weinen geweckt. Jetzt sah man noch an zwei Stellen die kleinen Abdrücke, aber sie führten den Weg zurück. Da stieß Lene einen Schrei aus und der Schrei zersprengte den Reifen, der sich um ihre Brust gelegt hatte und sie lief, stürzte dem Hunde nach. Die Luft stand dick wie eine Wand, das Atmen fiel schwer, der Schweiß brach Lene aus allen Poren hervor.

Das Licht des Morgens war fahl und unheimlich. Am Horizont hatte eine kleine, graue Wolke gestanden. Die Wolke hing plötzlich drohender zu wachsen an, jagte über den Himmel, verband sich mit anderen Wolkensegen, die mit einmal da waren. Aber auf der Erde brütete die Schwüle, und kein Windhauch regte sich. Lene hörte den Hund freudig aufbellen. Das zuckte ihr wie ein Schlag in die Beine und

riß sie vorwärts. Nun hatte sie auch schon die Landstraße erreicht, sah Erika mit dem Kinde auf dem Arm. Der Hund sprang bellend an ihr hoch. Lene winkte und rief. Erika wandte sich um, stand zögernd still. Da war Lene auch schon bei ihr, riß ihr fast brutal das Kind von dem Arme. „Was wolltest du tun, Erika, bist du von Sinnen?“ rief sie heftig.

Erika ließ die Arme schlaff herunterfallen, ihre Augen irrten in Lenes Gesicht umher. „Ich kann nicht mehr bleiben, ich kann nicht mehr“, flüsterte sie und sah ganz verfallen aus.

Da hatte Lene sich schon beruhigt. Sie faßte fest Erikas Hand und sagte: „Ich verstehe das ja, ich verstehe dich, Erika! Doch nicht so darfst du fort! Du darfst dich nicht mit dem Kinde in Not und Glend stürzen.“ Den Knaben behielt sie auf dem Arm, und Erikas Hand fest in der ihren, so gingen sie den Weg zurück, und Erika Rahn widerstrebte nicht mehr.

Die Mädchen hatten gar nicht darauf geachtet, daß der Himmel inzwischen ganz schwarz geworden war. Und plötzlich brach das Unwetter los. Ein heftiger Windstoß warf sie fast zurück und nun goß ein kalter Regen in heftigen Strömen auf sie hernieder. Peter weinte erschreckt auf, betäubend krachte der Donner. Die Mädchen flüchteten unter das Brombeergesträuch, doch das bot keinen Schutz gegen den heftigen Regen. In Bächen floß das Wasser an ihnen herunter, und Erika flog vor Kälte und Aufregung am ganzen Körper. Peter war vor Schreck ganz still geworden. Er barg sein Gesicht an Lenes Schulter und hatte seine Armchen um ihren Hals geschlungen. Die Mädchen kauerten eng aneinander geschmiegt, und auch Treu, der Hund, drängte sich dicht an sie.

Endlich ließ das Gewitter nach. Die Mädchen eilten dem Hause zu, doch der Regen strömte noch immer so heftig, daß er das Vorwärtskommen erschwerte und ihnen den Atem vor dem Munde fortschlug. Martin war schon aufgestanden und in heller Aufregung. Er hatte bereits gemerkt, daß das Haus leer und auch der Hund fort war. „Machen Sie rasch Feuer!“ rief Lene dem Knecht zu. Schon zog sie dem Peterlein die Sachen aus und befahl: „Erika, ein trockenes Hemd für Peter!“ Der Junge war bis auf die Haut vollkommen durchnäßt, sie selbst allerdings auch, denn sie hatte ja nur ein Waschkleid über das Nachthemd gezogen. Lene steckte das Kind ins Bett und machte sich gleich daran, Erika zu entkleiden, die wehrte ab, aber Lene sagte energisch: „Du legst dich sofort hin!“ und zog ihr kurzerhand die nassen Schuhe und Strümpfe aus. Sie eilte in die Küche. Da war auch schon heißes Wasser, und die Milch stand auf dem Feuer. Martin hatte beides besorgt.

Als Lene wieder in das Zimmer trat, hochte Erika im Bett und klapperte mit den Zähnen, den Blick hatte sie irgendwo in der Ferne. Lene schob ihr eine Wärmflasche an die Füße und gab ihr heiße Milch zu trinken. Auch Peterlein bekam ein Töpfchen voll, dann erst ging sie, sich selbst etwas Trockenes anzuziehen.

Peter war inzwischen eingeschlafen, Erika saß aber noch da mit den Augen, die nicht zurückfinden konnten. Da setzte sich Lene zu ihr an den Bettrand und nahm sachte ihre Hände. „Du mußt vergessen, was gewesen ist, Erika. Sieh, deine Zukunft ist das Kind, sei stark, sie zu tragen und laß den Jungen nicht unter deinem Leide mitleiden. Und dann bin ich doch auch da, Erika. Hast du kein Vertrauen mehr zu mir?“ Da fanden die Augen sich langsam in die Wirklichkeit zurück und hingen sich an Lenes Gesicht. „Ja Lene, ach Lene, hilf mir doch!“ Und plötzlich brach das Weinen, das sie die Jahre hindurch unterdrückt hatte, aus ihr heraus, und all das Herzeleid, das sie so getragen, löste sich in den Tränen, und das Schluchzen schüttelte ihren Körper. Lene umschlang Erika mit den Armen und ließ sie ruhig answeinen. Sie flüsterte ihr wie einem Kinde kleine zärtliche Worte zu, und als das Weinen gar so haltlos wurde, sprach sie zum ersten Male von ihrer Kindheit und ihrem Gespielen Peter Hardt. Sie sprach von ihrem Hoffen und Warten auf den Freund und von ihrer Enttäuschung. Ganz still wurde es da an ihrer Brust, und die Erkenntnis, daß sie beide Leid um einen Mann getragen hatten, ließ sie sich nur noch inniger miteinander verbunden fühlen.

21.

Hermann Hardt sah die Post durch. Es war nicht viel, drei, vier Briefe geschäftlichen Inhalts. Hier noch einer ohne Absender, mit schlechter Handschrift geschrieben. Bedächtig öffnete Hardt den Brief. Da wurde sein Gesicht beim Überfliegen der Zeilen krebsrot, und die Adern an der Schläfe schwellen ihn. Er trat an das Fenster und rief einen Arbeiter von dem Hofe heran. „Wo ist mein Sohn?“ fragte Hardt. „Der junge Herr ist auf dem Felde.“ Ja, der Junge war draußen, er arbeitete und schaffte. Doch was nützte sein und des Sohnes Fleiß? Sie hatten früher nur auf der Stelle treten können und jetzt, jetzt war diese Frau da, diese Puppe, die nichts hereingebracht hatte und streute mit leichten Händen aus, was er und Peter mühevoll zusammenscharften, und vertat mehr, als sie beide schaffen konnten. Er las den Brief noch einmal und donnerwetterte in sich hinein. Da schrieb ein Schmul Feingold in unterwürfigem Tone und schlechter Orthographie, daß das Schuldenkonto der gnädigen Frau Hardt bei ihm bereits auf viertausend Rloty angewachsen sei, und er könne sich nicht länger mit Versprechungen abspeisen lassen, denn er sei nur ein armer Mensch und brauche sein Geld dringend nötig.

Hermann Hardt steckte den Brief in die Tasche und ging in die Räume hinauf, die seine Schwiegertochter bewohnte. Auf der Treppe begegnete er Minna mit dem Frühstück für die junge Frau. „Sagen Sie meiner Schwiegertochter, daß ich sie sofort zu sprechen winsche“, trug er dem Mädchen auf. Minna machte ein erschrockenes Gesicht. „O, die gnädige Frau liegt doch noch im Bette!“ „So sagen Sie ihr, sie möchte gefälligst aufstehen“, erwiderte Hardt voller Argers, „es ist bereits einhalbzehn Uhr, also keine Bettzeit mehr für eine Landfrau!“ Er hatte laut gesprochen. Da

öffnete sich die Thür zu Janinas Schlafzimmer und sie trat heraus im hellen, seidenen Morgenrock, den sie über den Pyjama geworfen hatte. An den Füßen trug sie zierliche pelzbesetzte Pantöffelchen.

Hardt zog den Brief hervor und hielt ihn Janina hin. „Möchtest du mir nicht eine Aufklärung darüber geben, zu welchem Zwecke du dir Geld von diesem Juden geborgt hast?“ Seine Stimme klang grollend und gereizt. Janina rührte den Brief nicht an. „Ach so!“ sagte sie nur kühl, „und darum mußtest du schon in aller Frühe hier herumschreien, Papa?“ „Für Faulenzen mag es noch früh sein“, polterte der Alte grob, „dein Mann und ich, wir haben schon ein halbes Lagerwerk hinter uns! Was ist's mit dem Gelde?“

Janina machte ein wehleidiges Gesicht. „Wie rücksichtslos du mit mir sprichst, Papa! Soll ich vielleicht in meinem Zustande schon mit der Sonne aufstehen?“ Der Alte biß sich auf die Lippen, aber Janina hatte schon wieder eine leichtsinnige Miene. „Das Geld, ach Gott, das hab ich mir so mit der Zeit in kleineren Summen zusammengeborgt, wenn ich gerade keins hatte. Peter konnte mir ja so oft nichts geben.“ „Hast du irgend woran Mangel gelitten?“ Hardts Stimme grollte in unterdrücktem Zorn. „Mangel? Ja, was verstehst du darunter“, sagte Janina gereizt. „Gehungert habe ich nicht, nein, aber ich hatte auch nie genügend Geld für meine persönlichen Bedürfnisse.“

Der Zorn ging mit dem Alten durch. Er stemmte die Arme in die Seiten. „Und wer soll nun das viele Geld für die Bedürfnisse der Bettelprinzessin bezahlen?! Wer soll das bezahlen?!“ Janina warf den Kopf zurück. „Bauer preussischer!“ murmelte sie auf polnisch mit bösem Blick, und sie fügte hinzu „ich habe nicht geheiratet, um meinem Schwiegervater eine Magd zu ersetzen. Dazu hätte sich wohl besser das Bawerumädel aus dem Dorfe geeignet, das du ihm so gern aufdrängen wolltest.“ Damit ging sie in ihr Zimmer, und Hermann Hardt hörte sie noch lachen und mit dem Hündchen Ufa spielen.

Peter Hardt kam um die Mittagszeit vom Felde. Sein braunes Gesicht war froh, und er erzählte lebhaft von der Arbeit des Vormittags. Sein Vater reichte ihm schweigend den Brief des Schmul Feingold. Da verschwand alle Frische aus seinem Antlitz, und er wich dem Blicke des Vaters aus. „Viertausend Bloty“ seufzte Peter, „viertausend Bloty! Wofür?“ Der Alte lachte hart auf. „Wofür? Für die glänzenden Feszen, die sie an hat, für ihre Gesichtsfarben, für tausend nichtige Dummheiten! Frag sie doch wofür, sie weiß es sicher selbst nicht mehr!“ „Ich werde mit ihr sprechen“, sagte Peter mühsam. „Das darf nicht sein! Nein, das können wir nicht tragen.“

Peter ging zu seiner Frau. Janina saß an der Staffelei und molte ein Stilleben in grellen Farben. Sie hatte so einige kleine Talente, die ihr dazu dienten, die Zeit totzuschlagen, wenn sie niemand zur Gesellschaft hatte. Bei Peters Gruß wandte sie sich um und sah ihn erwartungsvoll an, doch er kam nicht, wie sonst, mit freundlichen Worten näher, nach ihren kleinen Zärtlichkeiten verlangend. Unbeweglich

stand er an der Thür und blickte ernst auf seine Frau. Im leuchtend roten Kleidchen saß Janina auf dem Hocker; das Köpfschen mit dem dunklen kurzen Haar etwas zur Seite geneigt, blinzelte sie ihn mit grünlichen Augen beobachtend an. Lässig wippte sie mit dem feinen roten Lederschuh. Auf und ab pendelte das schlanke glänzende Bein, von dem Kleide bis zum Knie freigelassen. Zum ersten Male empfand Peter, daß diese hübsche bunte Frau so gar nicht in dies etwas steife Zimmer mit den altmodischen Möbeln hineinpaßte ebensowenig wie das Ruhebett mit der Unmenge farbenfroher Kissen, auf denen Ulsa ein faules Leben führte, und der Staffelei mit dem angefangenen Bilde, das, in einem Augenblick der Langeweile begonnen, morgen sicher in den Winkel gestellt werden würde.

„Du bist wohl gekommen, mir auch noch Vorwürfe zu machen wegen der paar Bloty?“ fragte Janina mit hoher Stimme. „Ein paar Bloty uennst du das!“ sagte Peter langsam näherkommend. „Weißt du nicht, wie schwer ich schon mit den Schulden zu kämpfen habe, die auf dem Gute lasten? Warum hast du mir das noch angetan, ich habe dir doch immer gegeben, was ich nur konnte.“ Die Frau zuckte mit den Schultern und zog ein Schmollmäulchen wie ein verzogenes Kind. „Es hat mir doch aber immer nicht gereicht!“ Ich habe selbst Schuld daran, dachte Peter, ich habe sie ja nie danach gefragt, was all die Dinge kosten, die sie kaufte. Da fuhr Janina fort: „Die Gutsfrauen, mit denen wir verkehren, sind alle mit viel reichlicheren Mitteln versehen als ich!“ „Ja, Kind, die haben aber auch reiche Männer oder sind selbst vermögend.“

Zornig sprang Janina auf. „Soll das etwa eine Anspielung auf meine Vermögenslosigkeit sein? Da hast du ja schon bei deinem Vater Schule gemacht! Ach, und ich glaubte gar, du hättest mich so aus reiner Liebe geheiratet!“

Peter zwang sich zur Ruhe. „Jawohl, Janina, weil ich dich lieb hatte, bei Gott, doch, glaube mir, Liebe, wenn ich gewußt hätte, daß das, was mir dein Vater von deiner Mitgift sprach, nur Bluff war, ich hätte dich bei aller Liebe nicht heiraten können — nein, eine arme Frau hätte ich mir nicht nehmen können“ sagte er, jedes Wort schwer betonend. Er faßte Janina an die Arme und zwang sie, ihm in das Gesicht zu sehen, doch sie riß sich los und lachte spöttisch. „So hast du tatsächlich jedes Wort für Wirklichkeit gehalten, das dir mein Vater über unsere Vermögensverhältnisse sagte?“ „Dein Vater ist Offizier, er nannte mir die Höhe deiner Mitgift — ich hatte keine Veranlassung, ihn für einen — Lügner zu halten.“

Janina stampfte zornig mit dem Fuße. „Beleidige nicht meinen Vater! Er hatte wohl die Absicht gehabt, mir eine größere Geldsumme mitzugeben. Später konnte er sie allerdings nicht aufstreiben, unsere Verwandten ließen ihn im Stich. Die Schuld an deiner Enttäuschung hat allerdings nur deine Phantasielosigkeit! Aber so seid ihr Deutschen! Für euch ist ein Wort eben eine fertige kalte Sache und nicht eine Fülle von Möglichkeiten und Kombinationen! Doch wenn du enttäuscht bist,

ich bin es auch, ich habe mir das Leben als Gutsherrin nie so klein und beengt vorstellen können!" „Ich habe dir gegenüber nie aufgeschnitten, sondern alles geschildert, wie es wirklich war!" sagte Peter ruhig. „Deinem Vater sagte ich auch, daß ich Geld zur Rückzahlung drückender Hypotheken brauche. Dann wollte mir mein Vater das Gut übergeben. Jetzt allerdings darf ich ihn gar nicht daran erinnern." „Was du mir von deinen Arbeiten erzähltest", sagte Janina, „davon habe ich wenig verstanden" und naiv fügte sie hinzu: „ich hatte aber immer gehört, daß die Gutsherrn in Pommern, und hauptsächlich die Deutschen, sehr vermögend wären."

Sie trat ganz dicht an ihren Mann heran, vergrub ihre Hände in seinem dichten blonden Haar, brachte ihren Mund ganz nahe an sein Ohr. „Komm, Peter", lockte sie mit verhaltener Stimme, „wir ziehen nach Warschau, laß dies alles hier, das Gut, das dir deine ganze Zeit nimmt und doch nur immer wieder Sorgen einbringt. Du wirst in Warschau einen guten Posten finden. Leutnant Witolds Onkel, der Minister, wird dafür sorgen. Herr Witold hat es mir fest versprochen. Außerdem hat auch mein Vater dort viel Beziehungen, die dir nützlich sein können." Peter nahm behutsam ihre Hände aus seinem Haar. „Von hier fortgehen? Janina, was sprichst du?! Ich bin Landwirt, das ist mein Beruf! Eine andere Beschäftigung, und wäre sie noch so gut bezahlt, kommt für mich gar nicht in Frage. Ich bin der Erbe dieses Gutes, und diesen meinen Boden zu bewirtschaften, ist meine Berufung, jetzt mehr denn je, denn jetzt wird er auch meinen Kindern Heimat sein. Du verstehst das nicht so, Janina, wie ich es empfinde, aber dies hier ohne Not aufzugeben, hieße für mich, unsern Kindern, denen du das Leben geben wirst, Elternhaus und Heimat nehmen, bevor sie sich dagegen wehren konnten."

Janina sah ihn mit großen Augen an. „Du sprichst von deinen Kindern, die noch gar nicht geboren sind, und ich —" ihre Stimme wurde leidenschaftlich, „mir ist dieses Haus keine Heimstätte geworden, fremd und feindlich, ist mir diese Umgebung! Zarwohl, fremd und feindlich, denn hier ist nichts von meiner Art! Die Atmosphäre dieses Hauses ist mir in der Seele zuwider, ist gegen meine Natur! Sogar dies hier, mein Zimmer" — sie blickte sich fast sehen um — „vermag nicht das Gefühl des Zuhause zu geben, denn auch dies Zimmer hat etwas an sich, das im Kontrast zu meiner Persönlichkeit steht."

Peter sah sich im Geiste als Kind in diesem Zimmer, sah die einfach vornehme Gestalt seiner Mutter, die diesen Raum bewohnte. Wie behaglich und zugleich etwas feierlich war es hier doch gewesen. Er hatte in Mutters Zimmer nie so herumgetollt wie in den andern Räumen. Und plötzlich verminte er den feinen Lavendelduft zu verspüren, der hier geherrscht hatte.

Peter fragte: „Was ist es denn, Janina, daß du hier nicht heimisch werden kannst, gestaltest du nicht alles nach deinen Wünschen?" Sie machte eine etwas ratlose Handbewegung. „Ich weiß nicht, wie ich dir das so erklären kann. Ja, ich habe wohl versucht, mich hier einzuleben, mich nach meinem Geschmack einzurichten, doch verspüre ich dabei Widerstände, und die gehen wohl hauptsächlich von deinem Vater und der Dora aus, denn die beiden und alles um

sie her sind so deutsch!" Peter sah seine Frau betroffen an. „Aber Janina, ich bin doch auch deutsch!" Die lächelte und hatte doch plötzlich Tränen in den Augen. „Du? Nein, Peter, an dir stört es mich nicht!"

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und ihren Kopf an seine Schulter. „Peter, lieber Peter, komm fort von hier! Ich brauche eine andere Luft für mein Ich! Und meinst du, es kränkt mich nicht, daß du von unseren Freunden doch nicht für voll angesehen wirst, daß du für sie heimlich doch immer der „Schwab" bist? Komm nach Warschau, dort findest du Protektion und dadurch auch ein Vorwärtskommen. Dort weiß niemand, daß du deutscher Abkunft bist, meine Verwandten werden darüber schweigen, und wir schaffen uns einen neuen Bekanntenkreis.“

Da riß den Mann etwas zurück. Er sagte schroff: „Gib dir keine Mühe, Janina! Wir bleiben hier, und du wirst dich eingewöhnen müssen, du wirst lernen müssen, mit dem auszukommen, was ich dir geben kann, und du wirst nie und nie mehr hinter meinem Rücken auch nur für einen Plötz Schuld machen! Und auf Protektionen und Gönner pfeife ich, denn hier ist meine Scholle, und hier habe ich meine Arme, die Brot für uns schaffen werden!" Er wandte sich rasch und ging hinaus, denn es war ihm plötzlich, als ob das schwüle, süßliche Parfüm Janinas ihm den Atem nehmen wollte. Die Frau aber schaute ihm nach mit Augen, in denen Haß und Liebe brannten.

Bei Tisch saßen sich Vater und Sohn schweigend gegenüber. Janina war nicht erschienen. Was war das nur, grübelte Peter, das heute so wie ein Abgrund zwischen mir und der Frau aufsprang? Da hatte sie erst verlangt, ich solle mit ihr in die Stadt ziehen. Nun, das war, von ihrem Standpunkte gesehen, noch verständlich. Schwere verständlich war es schon, daß sie die Abwesenheit Vaters und der alten Dora so störte. Die drängten sich ihr doch wahrhaftig nicht auf. Aber dann hatte sie zu verstehen gegeben, daß ihr meine deutsche Herkunft sehr peinlich sei. Ja, und diese deutsche Herkunft soll ich nun verleugnen, damit sie mir bei meinem „Vorwärtskommen" nicht hinderlich sei! Soll den Polen spielen, und der Frau erscheint das so selbstverständlich! Ich habe deine Sprache angenommen, Frau, und mit der Freundschaft aus deinem Volke Verkehr gepflegt, dir zuliebe. Ich habe mein Deutschtum nie hervorgekehrt, aber ich habe mich auch nie als Pole gegeben. Frau, Frau! Janina! Drei Jahre sind wir miteinander verheiratet, wir essen von einem Tische, wir schlafen in einer Bette, und wir werden ein gemeinsames Kind haben — wir werden aber nie einem gemeinsamen Volke angehören, und das weiß ich erst seit heute, und durch dich ist es mir bewußt geworden!

Auch Hermann Hardt grübelte schweigend und wußte kaum, was er aß. Seine Gedanken konnten nicht von dem Briefe des Schmul Feingold loskommen. Bezahlen muß ich das Geld, dachte er. Es soll niemand sagen, daß die Hardts jemandem etwas schuldig blieben. Der Alte überschlug in Gedanken den Wert der Ernte dieses Jahres, die Steuern, die zu zahlen

waren, die dringenden Ausgaben für den Betrieb. Er rechnete nach, woran man wohl etwas abknapsen konnte und strich die Rubrik „Persönliche Ausgaben“, und strich den Betrag, der für Peters neuen Anzug und Mantel vorgesehen war. Der Junge brauchte das Zeug zwar notwendig, aber es ging jetzt nicht — es würde sehr schwer sein, das Geld für diesen Feingold zusammenzubekommen. Verflucht auch, das war aber das letzte Mal! Es mußte etwas geschehen, damit dieser Frau nicht mehr sein sauer erarbeitetes Geld durch die Finger rann. Solange er lebte, sollte sie kein Recht haben, mit den Hardt'schen Einkünften zu wirtschaften, sonst würde sich Peter totarbeiten müssen, und der nächste Hardt könnte doch mit dem Bettelstab das väterliche Erbe verlassen. Da waren seine Gedanken bei dem Kinde, das da kommen sollte. Sein Enkelkind, Peters Kind! Niemand wußte etwas davon, wie sehr der Alte dies Kind schon ersehnte. Wenn erst Kinder da sind, wird hier vieles besser, hoffte er. Janina wird dann auch nicht immer nur an sich denken können, wird mehr an das Haus gebunden sein, wird dann wohl auch endlich Sinn für eine ordentliche Haushaltsführung bekommen. Und er würde nicht mehr so einsam sein. Hermann Hardt sah sich über die Felder schreiten und hatte einen Knaben an seiner Seite. Der Knabe sah aus, wie Peter als Kind ausgesehen hatte. Der Alte zeigte dem Jungen jedes Ackerstück seines väterlichen Besizes, zeigte ihm die Arbeiten des Landmannes, und der ließ sich alles erklären und wollte noch immer mehr wissen. Oder es war da ein kleines Mädchen mit hellen Augen und blauen Seidenbändern in den Zöpfen. Das Mädchen sah dem Bilde ähnlich, das in seinem Zimmer hing und Peters Mutter darstellte. Er aber, der Großvater, war der beste Freund der Kinder. So stellte sich der Alte seinen Enkel vor, als deutsche Kinder aus seinem Geschlecht. Er dachte aber nie daran, daß sie auch das Blut der Janina Wierzbicka in sich tragen würden.

22.

Im September kam das Kind zur Welt. Es war ein Mädchen. Hermann Hardt schnitt die letzten Rosen des Gartens ab und brachte sie seiner Schwiegertochter. Ein wenig enttäuscht stand er dann vor dem reizend ausgestatteten Kinderkörbchen. Also dies kleine rote Dingelchen war sein Enkelkind? Das würde ja noch eine ordentliche Weile dauern, bis es fähig sein würde, mit ihm Freundschaft zu schließen. Aber gesund war es und hatte bedeutende Stimmkräfte. Na, es wird sich schon machen!

Peter stand an dem Körbchen und strahlte über das ganze Gesicht, und Janina hatte einen so weichen Zug um den Mund und Augen wie die Gottesmutter auf dem Bilde, das über ihrem Bette hing.

„Ich habe eine Bitte an euch“, sagte Hermann Hardt. „Ich möchte so gern, daß das Kind auf den Namen Luise, nach Peters Mutter, getauft wird. Bittend schaute er seine Schwiegertochter an. Da wurden die Heiligenbildaugen plötzlich ganz kalt und abweisend. „Es tut mir leid, Papa, aber wir haben schon einen anderen Namen für unser

Kind bestimmt. Danusia wird es heißen, nach meiner Base, die die Patenschaft übernehmen wird.“ Peter bekam einen roten Kopf. Er hatte mit Janina noch kein Wort darüber gewechselt, welchen Namen das Kind tragen sollte. „Ich bin aber auch sehr dafür, daß die Kleine Luise genannt wird“, wandte er ein, „mag sie, wenn es dir daran liegt, Danusia mit dem zweiten Namen heißen.“ Janina runzelte die Stirn. „Luise Hardt, Luise Hardt“ sagte sie, als ob sie den Namen als unangenehmen Geschmack an der Zunge hatte. „Du gibst ihr den deutschen Namen Hardt, daran ist nichts zu ändern. Aber auch noch Luise?“ Sie lachte kurz und hart auf. Ihre Stimme bekam einen bösen Klang. „Für mein Kind werde ich den Namen wählen, den ich für dasselbe passend halte, denn es wird immer mein Kind sein und niemals eine Luise.“

Die Amme Kasia war eingetroffen, eine untersetzte, vollbusige Person mit gutmütigem, blatternarbenbedeckten Gesicht. Ihr buntgestreifter, breiter Rock, die weiten weißen Hemdsärmel machten sie recht unförmig, aber ihr herzliches Lachen, die listig-fröhlichen kleinen Augen ließen sie sympathisch erscheinen. Janina hatte darauf bestanden, für das Kind eine Amme zu nehmen, und Peter hatte sich recht schnell damit einverstanden erklärt, er fürchtete, das Nähren des Kindes könnte seiner Frau von Nachteil sein, denn Janina klagte sehr über Schwäche. Hermann Hardt allerdings brummte etwas von „zimperllichem Getue“ vor sich hin.

Zur Taufe kamen Janinas Eltern und noch einige Verwandte aus Warschau. Es war das erste Mal, daß sie Janina in ihrem Heim besuchten. Peter war seinen Schwiegereltern gegenüber von kühler Freundlichkeit. Er konnte es dem Hauptmann nicht verzeihen, daß er ihn so mit der angeblichen Mitgift hineingelegt hatte. Hermann Hardt ließ sich kaum bei den Gästen blicken. Das waren ihm nicht mehr die liebenswürdigen, großzügigen Verwandten, die er bei der Hochzeit kennengelernt hatte. „Verlogenues Packzeug“ nannte er sie in Gedanken und grollte Wierzbicki bitter, daß er seine Hoffnung, das Gut durch eine reiche Heirat Peters wieder hochzubringen, so schmählich zerschlagen sah. Er fuhr auch nicht nach Kamionken zur Kirche, wo die Kleine getauft werden sollte. In einer katholischen Kirche sollte das Kind getauft werden, der Pfarrer würde polnisch sprechen — was hatte er, der deutsche Großvater, denn dabei zu suchen?

Peter fuhr sein Döchterchen, das Kasia im Steckfassen auf dem Schoße hielt, im Auto zur Kirche. Seine Schwiegereltern saßen ebenfalls in dem Wagen. Die anderen Gäste waren bereits mit der Kutsche vorausgefahren. Am Anfang des Dorfes, nahe der Kirche, kam dem Auto ein von zwei schönen Fächsen gezogenes Gefährt entgegen. Peter erkannte die Infassen. Es war das Ehepaar Berger, seine nächsten Gutsnachbarn. Sie befanden sich wahrscheinlich auf dem Wege nach Schöntal zur Kirche. Ein unangenehmes Gefühl überkam Peter, daß er aber auch gerade diesen Leuten begegnen mußte!, die sahen doch sofort, wohin er wollte! Früher hatten die Familien Hardt und Berger freundschaftliche Nachbarschaft miteinander

gehalten. Seitdem Peter aber verheiratet war, war der Verkehr zwischen ihnen eingeschlafen.

Herr Berger beugte sich zum Kutscher vor und sagte ihm etwas; der trieb plötzlich die Pferde an, daß sie in einen raschen Trab verfielen. Steif und aufrecht saß das Ehepaar im Wagen, es sah gar nicht hin nach dem Auto. Peter bekam einen roten Kopf. Die da vorüberfuhren, wandten sich ab, um nicht von ihm begrüßt zu werden, von ihm, dem Polaken. Jawohl, so nannten ihn jetzt seine früheren deutschen Freunde und wandten sich offen von ihm ab. Seine neuen polnischen Freunde aber, die so herzlich und freundlich mit ihm taten, die nannten ihn heimlich Schwab. Da fuhren sie nun hin, diese Bergers, und nach dem Gottesdienst da würden sie dann zu dem einen oder andern sagen: „Wir begegneten Peter Hardt — er läßt sein Kind polnisch taufen.“ Und der Angeredete würde mit dem Kopfe nicken und sagen: „Das war doch vorauszusehen, der ist doch schon ganz polnisch.“ Auf ihren Gesichtern aber würden sie einen Ausdruck der Verachtung haben.

Peter dachte: Ich werde das Auto jetzt auf dem Kirchplatz umwenden, werde zurück nach Schöntal fahren und das Kind dort in der deutschen Kirche taufen lassen — auf den Namen Luise soll es getauft werden. Zeigen will ich es ihnen, daß ich noch lange kein Pole geworden bin, nur weil ich eine polnische Frau habe — und mein Kind ist ein deutsches Kind und wird einen deutschen Namen tragen.

Da stand das Auto still. Da stieg der Hauptmann Wierzbicki mit seiner Frau aus, und Kasia stieg aus mit dem Säusling. Der Kirchendiener stand am Eingang der Kirche und sagte auf polnisch: „Gelobt sei Jesus Christus“ und alle antworteten „in Ewigkeit, Amen.“ Kasia schriet mit dem Kinde durch die weitgeöffnete Tür, und die Großeltern folgten ihr und Peter folgte ihr.

Die Amme saß, wie gewöhnlich nach dem Mittag, bei der Köchin Mania in der Küche und schwatzte. Das Kind schlief jetzt, und Kasia hatte oft das Bedürfnis, der Mania ihr Herz auszuschütten. Sie hatte aber auch schon was durchgemacht mit den Männern. Da war was zu erzählen. Da war erst ihr angetrauter Mann, der hatte sie verlassen und war in die Welt gegangen, gerade, als das erste Kindchen ankam. Gott strafe ihn, diesen Gaufbold! Da hatte Kasia das Kind zu fremden Leuten gegeben und war als Amme gegangen, um ihr Kindlein ernähren zu können. Aber es starb, und das fremde, dem sie die Brust reichte, wurde groß und stark. Dann hatte sie einen zweiten Mann, einen „ungetrauten“, der trank nicht, schlug sie aber doch. Das Kind, das sie mit ihm hatte, liebte er zärtlich. Da hatte er sie wieder einmal geschlagen, blindwütig, und der Schlag traf das Kind, daß es auf der Stelle tot war. Den Mann holte die Polizei, sie wurde wieder Amme und nährte ein fremdes Kind. Ach, und wie gern hätte sie doch ein eigenes gehabt! Dann lernte sie Wapel kennen. Wapel war ein stattlicher, forscher Kerl und dazu Artillerist. Zwar machte Wapel kein Hehl daraus, daß daheim in seinem Dorfe eine auf ihn wartete, die er heiraten wollte,

sobald er vom Militär frei wäre. Für die Muttersehnsucht Kasias hatte er aber doch viel Verständnis, und so kam es, daß das Kind, das Kasia jetzt hatte, dem forschen Artilleristen so ähnlich sah. Doch das Kind — ach was für ein süßes, goldenes Geschöpfchen war es — das Kind mußte ernährt und bekleidet werden, darum war Kasia hierher zu Danusia als Amme gekommen und hatte das eigene in billige Pflege gegeben. Alle Sonntag aber, wenn der Tag kaum graute, lief Kasia bis nach Kamionken zur Kirche und flehte die heilige Gottesmutter an, ihr Kind gesund und am Leben zu erhalten. Und alle Liebe und Zärtlichkeit, die sie bei ihrem eigenen Kinde nicht anbringen konnte, schüttete sie nun über die kleine Danusia.

Hermann Hardt sah Kasia in der Küche sitzen und schwätzen. Leise ging er hinauf in das Kinderzimmer. Er bekam sein Enkelkind fast gar nicht zu sehen und war doch begierig zu schauen, wie sich das Kind entwickelte. Da lag es wie ein Püppchen in dem Korbe mit den rosa Vorhängen und schlief. Aufmerksam betrachtete es Hardt. Die blonden Härchen, ja die hatte sie von Peter, aber sonst war an der Kleinen noch nicht zu merken, ob sie dem Vater oder der Mutter ähnlicher werden würde. Da öffnete das Kind die Augen und schaute den Großvater fast verwundert an. Es steckte die Fingerringen in den Mund und sangte daran. „Ja guck nur“, lachte der Alte „wer dich besuchen kam! Werde jetzt aber öfter kommen und mich mit dir unterhalten. Kannst mich zwar noch nicht verstehen, aber das macht nichts. Halte nur immer die Ohren auf, wenn der Großvater zu dir in seiner Sprache spricht. Hörst ja sonst den ganzen Tag nichts als polnisches Geschwätz.“

Da kam Kasia herein. Sie erschrak fast, als sie den Alten erblickte. „Hat Danusia geweint?“ fragte sie besorgt. „Nein“, antwortete Hardt ihr in seinem gebrochenen Polnisch, „ich wollte sie mir nur ansehen.“ Die Amme drängte den Mann zur Seite und griff nach dem Kinde. „Hunger hat es, mein Kindchen, mein Seelchen“, sagte sie und knöpfte sich die Bluse auf. Gierig suchte das Mäulchen des Kindes die nahrungspendende Quelle. Hardt ging hinaus und dachte ärgerlich: Muß es denn sein, daß dieses polnische Weib meines Sohnes Kind nährt? Hat es denn dafür keine Mutter? Ach, nein! Das wäre ja auch nichts anderes!

Er wurde noch ärgerlicher, und es war ihm, als wäre sein Blut beleidigt in dem Kinde, das eine Hardt war, in seinem deutschen Vaterhause geboren, und das trotzdem seit der ersten Stunde seines Lebens in polnischer Umgebung war, das sich Kraft und Leben aus den Brüsten seiner polnischen Amme trank. Kasia schaute dem alten Herrn verwundert nach. Was wollte der denn nur hier bei dem Kinde? Das würde der gnädigen Frau sicher nicht recht sein, wenn sie von dem Besuch erfuhr. Da wollte sie doch lieber in Zukunft besser aufpassen, daß niemand während ihrer Abwesenheit zu dem Kinde kommen konnte. Sie trug das satte Kind im Steckfassen auf dem Arme herum und sang ihm kleine Liedchen vor. „Junge Weichsel, alte Weichsel, was fließest du so traurig“, sang Kasia und die Töne flossen dahin langsam und stetig wie die Wellen der Weichsel, und die polnischen Laute unplätscherten das Ohr des Kindes.

Lange noch würde es dauern, bis diese Laute in das Bewußtsein des Kindes dringen würden, aber eines Tages wird es doch den Mund zu seinen ersten Lauten öffnen, und das werden dann polnische Laute sein.

23.

Frau Ewerdt ging Frau Gall besuchen. Sie hatte eine zarte weiße Strickarbeit mit und einen Brief, den ihr Maria geschrieben hatte. Auf ihrem Mantel lag nasser Schnee. Lene rückte einen Stuhl in die Nähe des Ofens und machte Licht an, denn es dunkelte früh an diesen trüben Spätherbstnachmittagen. Es war ein Sonntag, und Lene war gestern mit dem Peterlein zu ihren Eltern gekommen. Sie wollte in Kürze für den ganzen Winter nach Schöntal übersiedeln, mit Peterlein natürlich. Martin würde während der Zeit schon allein fertig werden. Erika war schon seit etlichen Wochen fort. Sie hatte eine Stellung als Wirtschafterin in einem kleinen Stadthaus halt angenommen. Peterlein hatte sie bei Lene gelassen, da sie das Kind doch nicht bei sich haben konnte. Lene war sehr froh darüber, daß sie den Jungen behalten durfte. Sie hatte sich schon so an ihn gewöhnt, daß es ihr als etwas ganz Unmögliches erschien, ihn vielleicht wieder einmal hergeben zu müssen. Frau Ewerdt holte ihre Handarbeit hervor und strickte eifrig darauf los, als ob sie Akkordarbeit verrichte. Sie erzählte dabei von dem Brief Mariechens, las ihn aber nicht vor, wie sie es sonst tat. Da schrieb das Mariechen, wie fleißig es dieses Jahr mit dem Georg gearbeitet habe, und wie froh diese Arbeit auf der eigenen Scholle mache und wie zufrieden es wäre, daß alles so gut geraten sei. Ja die Arbeit und der Georg, die füllten Mariechens Leben so aus, daß es gar nicht dazu kam, sich nach Hause, nach der Heimat, zu bängen, oder bangte es sich deshalb nicht, weil es die Heimat mit sich im Herzen mitgenommen hatte, weil es sie verspürte, wenn es die Hand beim Einschlafen in die des trauten Kameraden legte? Und dann schrieb Maria in ihrer einfachen Art: „Mein Georg und ich, wir haben uns alle Tage lieber und wissen gar nicht mehr, wie wir früher ohne einander leben konnten, wo doch jetzt in uns beiden nur ein Leben ist, füreinander und miteinander.“ Frau Gall seufzte gerührt. „Ach die Kinder, die Kinder! Ach so weit müssen sie fort sein, daß man sie in ihrem Glücke nicht sehen kann!“ Frau Ewerdt gab ihr einen heimlichen Wink. Lene sah es und dachte, daß die Frauen etwas reden wollten, das sie nicht zu hören brauchte. Sie nahm Peterlein an die Hand und sagte: „Komm, mein Kind, wir gehen jetzt in die Küche den Kaffee kochen.“ Frau Ewerdt rief sie zurück. „Mir ist hier eine Masche heruntergefallen, Lenchen, die kann ich gar nicht finden. Komm, heb du sie mir mal auf. Wirst sie mit deinen jungen Augen doch bald entdeckt haben, derweil geh ich mit der Mutter den Kaffee kochen.“

Es dauerte sehr lange, bis die Frauen endlich den Kaffee hereinbrachten. Lene fiel sofort das strahlende Gesicht ihrer Mutter auf. Das stand so ganz im Gegensatz zu dem Seufzen und Stöhnen, womit sie jetzt begann. Daß sie auch die Kinder in Deutschland schon so viele Monate nicht gesehen habe,

und das Bangen drückte ihr schon fast das Herz ab, und wie gern, ach wie gern, würde sie doch hinfahren und nach ihnen sehen, die Mutter sei doch auch den verheirateten Kindern manchmal so notwendig. Vater Gall hörte sich das so eine Weile an. Plötzlich fing er an seinen Fingern zu rechnen an: „März, April, Mai“ — bei November machte er halt. „Na, da willst du wohl noch vor Weihnachten zur Kindtaufe fahren, Mutter?“ schmunzelte er. „Vor dir kann man aber auch gar kein Geheimnis haben“, schalt Frau Gall und wollte ein ärgerliches Gesicht machen. Es gelang ihr aber nicht, und sie mußte herzlich lachen. Lene hatte verwundert von dem Vater zur Mutter geschaut. Jetzt jubelte sie los. „Ist denn das wahr, ist es wirklich wahr?“ Ach, nun begriff sie auch, was das für Handarbeit war, an der Frau Ewerdt so emsig arbeitete. Das sollte doch sicher ein Kinderjäckchen werden!

Frau Gall fuhr zur Stadt. Sie wollte sich in der Starostei einen Paß zur Reise nach Deutschland besorgen. Der Beamte, an den sie sich wandte, zuckte die Achseln. „Ich kann mich mit Ihnen nicht verständigen“, sagte er auf polnisch, „holen Sie sich einen Dolmetscher.“ Frau Gall sah den Mann schärfer an, den kannte sie doch! Der hatte ja im Sommer in Schöntal seine Ferien verbracht und war öfter zu ihr nach Blumen gekommen. Sie hatte niemals für die Blumen etwas genommen, und der Mann war immer sehr freundlich gewesen und hatte mit ihr deutsch gesprochen. „Sie sind doch ein Hiesiger und verstehen ja deutsch“, sagte Frau Gall, „da brauch ich doch keinen Dolmetscher.“ Der Beamte schüttelte den Kopf. „Wenn Sie mit mir nicht polnisch sprechen wollen, müssen Sie einen Dolmetscher haben.“

Frau Gall suchte sich einen Dolmetscher, der schrieb ihr den Antrag zur Erlangung eines Passes. Der Beamte erklärte, daß diesem Antrage verschiedene Urkunden beizufügen seien, vor allem die Bescheinigung über die Staatszugehörigkeit, eine Bescheinigung des Amtsvorstehers über die Vermögensverhältnisse, eine Bescheinigung des Ehemannes, daß er die Auslandsreise der Frau genehmige. Für jede Urkunde war eine andere Amtsstelle zuständig. Überall mußte ein schriftlicher Antrag eingereicht werden. Jeder Antrag war mit einer Drei-Ploty-Stempelmarke zu bekleben. Jede Urkunde oder Bescheinigung ebenfalls. Für das Schreiben eines Antrages nahm der Dolmetscher drei Ploty, fünf Ploty nahm er noch extra, wenn er zu den Behörden mitgehen mußte.

Drei Wochen lang fuhr Frau Gall täglich zur Stadt, wartete stundenlang in den verschiedenen Ämtern, fand mitunter einen gefälligen Interessenten, der ihr die Worte des Beamten übersetzte. Der Beamte redete ja nicht deutsch mit ihr, trotzdem er diese Sprache gewöhnlich gut beherrschte.

Die meiste Schwierigkeit machte es, die Bescheinigung über die Staatszugehörigkeit zu erlangen. Sie kostete zehn Ploty. Endlich waren alle Unterlagen beisammen, jetzt würde sie den Paß bekommen. „Kommen Sie nach vierzehn Tagen wieder“, sagte der Beamte. „Bis dahin wird der Herr Starost die Paßerteilung wohl genehmigt haben.“ Nach vierzehn Tagen?

Frau Gall erschrak. Sie hatte schon drei Wochen verloren, Maria konnte sie dort jeden Tag dringend gebrauchen, und sie saß hier und wartete wochenlang auf den Paß. Der Dolmetscher sprach lange und dringend mit dem Beamten, er bat ihn um eine Verringerung dieser Frist. Endlich legte der Beamte alle Papiere in eine Mappe mit der Aufschrift „Gehr eilig“. „Na, dann kommen Sie mal nach acht Tagen, möglicherweise ist es dann schon so weit“, meinte er.

Frau Ewerdt und Lene hatten, während Frau Gall die Zeit in den verschiedenen Ämtern zubrachte, fleißig an allerhand kleinen Tücheln gearbeitet, die Frau Gall für ihr Enkelkindchen mitnehmen wollte. Kam sie dann abends nach Hause, dann gab es gewöhnlich eine lange Debatte darüber, ob man die Hemdchen, Tüchchen und Windeln mit rosa oder hellblau behäkeln und besticken sollte. Frau Ewerdt war sehr für rosa, denn sie wünschte ihrer Tochter eine Tochter. Frau Gall wollte nur hellblau gelten lassen, sie schwor darauf, daß es ein Junge sein werde. Vater Gall entschied weise, die Frauen sollten alles in doppelter Ausführung, einmal rosa und einmal hellblau, herstellen — für alle Fälle. Und dabei hatte er tausend lachende Tüchchen um die Augen. Die Frauen gaben ihm schließlich recht, denn war die eine Farbe jetzt nötig, so war die zweite sicher ein andermal an der Reihe.

Die acht Tage waren herum, und Frau Gall begab sich wieder in die Starosteï, ihren Paß in Empfang zu nehmen, wie sie hoffte. Doch der Beamte zuckte bedauernd die Achseln. „Ihr Antrag ist abgelehnt worden!“ „Abgelehnt?“ stammelte Frau Gall, „abgelehnt, ja warum denn?“ „Sie gaben in der Reisebegründung „Verwandtenbesuch“ an. Das ist kein Grund für eine Auslandsreise!“ „Es ist doch aber mein Sohn, zu dem ich hin will! Mein Enkelchen kommt zur Welt! Das ist kein Grund?“ rief die Bäuerin erregt. „Wie können Sie mich daran hindern wollen, mein Kind wiederzusehen?“ Regen Sie sich nicht auf“, sagte der Beamte, „da kann ich nichts machen. Warten Sie, bis Ihr Enkelkind groß ist, dann kann es Sie selbst besuchen! Wenn Ihre Verwandten nachweisbar schwer erkrankt sind, bekommen Sie gleich einen Paß, ebenso zum Begräbnis!“ „Zu den Lebenden will ich hin, nicht zu den Toten!“ rief Frau Gall verzweifelt und eilte hinaus. Auf dem Korridor ließ sie sich auf einer Bank nieder und weinte. So viel Zeit, so viel Mühe, so viel Geld hatte sie geopfert, und das alles umsonst! Sie bekam keinen Paß! Der Dolmetscher, den sie mit hatte, versuchte sie zu trösten. „Es ist noch nichts verloren! Schreiben Sie nur gleich Ihrem Sohne, er soll Ihnen ein Attest von dem dortigen Kreisarzt einsenden, daß er oder seine Frau schwer erkrankt ist! Lebensgefahr! Sie sollen sofort rüberkommen! Passen Sie auf, in vierundzwanzig Stunden haben Sie dann den Paß!“

Mit einer leisen Hoffnung im Herzen fuhr Frau Gall wieder nach Hause. Der Brief an Georg ging noch am selben Tage ab. Doch die Hoffnung war eine trügerische. Der Arzt weigerte sich, wie Georg schrieb, einem Gesunden ein Krankheitsattest auszustellen, trotzdem er es ihm klar gemacht hatte, daß es sich doch nur darum handelte, der Mutter die Herreise zu er-

möglichen. Der Arzt wollte sein Gewissen nicht belasten, und Marias Zustand wollte er auch nicht als Krankheit ansehen. „Die Grenze, diese Grenze! Ich habe es ja gleich gesagt, damals!“ murmelte die Bäuerin, als sie Georgs Brief las.

Sie verwahrte die Kinderwäsche ganz tief im Schrank und ging mit einem Gesicht herum, als ob ihr wer gestorben sei. Ihre ganze Rundlichkeit hatte sie schon eingebüßt in dem Hin und Her der letzten Wochen, jetzt verlor sie auch noch ihre lebendige Frische, hielt oft bei der Arbeit gedankenverloren inne, um sich erst nach geraumer Weile mit einem tiefen Seufzer in die Gegenwart zurückzufinden, bis eines Tages wieder ein Brief kam. Ein großer, dicker Einschreibebrief, und darin lag neben einem Schreiben Georgs auch ein ärztliches Attest, daß Frau Maria Gall nach der Entbindung schwer erkrankt und die Gegenwart der Schwiegermutter dringend erforderlich sei. Frau Gall schrie auf vor Schreck, doch Lene griff nach dem beiliegenden Schreiben, und da stand drin, daß ein gesunder Bube angekommen sei und Maria besinde sich ganz wohl. Mutter solle sich nicht vor dem Attest erschrecken, aber mit dem Herkommen beeilen. Frau Gall warf einen Blick auf die Uhr und lief schon nach dem Mantel, und Lene rief dem Knecht zu, sofort anzuspannen, und eilte selbst in den Stall und holte das Pferd heraus und fuhr die Mutter zum Bahnhof. Sie erreichte noch gerade den Zug, und zehn Minuten vor eins — um ein Uhr wurde das Büro für das Publikum geschlossen — stand Frau Gall wieder vor dem Beamten, der prüfte unständiglich das Attest. Die Unterschrift des Arztes war vom Konsul beglaubigt. „Kommen Sie morgen um diese Zeit wieder, dann ist der Paß fertig. Er kostet fünfhundert Zloty.“

Fünfhundert Zloty! Leise, fast schüchtern, sagte es Frau Gall ihrem Manne. Der Bauer hatte eine tiefe Furche auf der Stirn, als er das Geld aufzählte. Bedächtig, von Zeit zu Zeit den Finger nekend, legte er Schein auf Schein. Zwanzig, vierzig, sechzig — fünfhundert Zloty! Wieviel saure Arbeit flehte an diesem Gelde! Zwei Milchkühe konnte man dafür kaufen! Aber da zog sich wie eine hohe Dornenhecke die Grenze durch das Land, und jenseits der Dornenhecke streckte ein Enkel seine Arme nach der Großmutter, aus, rief ein Sohn nach der Mutter. Und diesseits der Hecke brannte die Gohnsucht heiß nach dem Sohne, nach dem Enkel. Wer aber diese scharfe Dornenhecke passieren wollte, der mußte einen Zoll zahlen, so hoch und schwer, daß viele, unendlich viele heiße Herzen ihre Gohnsucht in Tränen ertränkten, weil sie ihre Lieben nicht mehr wiedersehen konnten. Meere und Gebirge konnten Verwandte nicht so voneinander trennen, wie dies Büchlein, daß der Paß hieß und fünfhundert Zloty kostete. Zögernd, mit schwerer Hand, reichte der Bauer der Frau das Geld. Ebenso zögernd wurde es genommen.

Endlich packte Frau Gall den Koffer. Frau Ewerdt war dabei und legte die Kinderwäsche hinein. Stück um Stück nahm sie in die Hand, stich lieblosend darüber hin. Personen lächelte ihr Mund. Sie sah im

Geiste ein Paar runde Armchen in diesen Täckchen stecken, sah das Köpfschen mit dem blonden Flaumhärchen in dem Mützchen, das sie mit so viel Liebe gestrickt hatte. Und plötzlich rollten ihr zwei schwere Tränen über die Wangen und lagen einen Augenblick wie Perlen auf dem Stoff, ehe sie in das Gewebe eindrangen. Würde sie ihr Enkelkind überhaupt kennenlernen? Würde sie ihre Tochter jemals wiedersehen? Ach, sie würde nie fünfhundert Plozy für den Paß zahlen können! Und Maria, würde die einmal herkommen? Sie hatte jetzt das kleine Kind, sie würde noch mehr Kinder haben. Sie hatte ihre Arbeit, sie war unabkömmlich! Sie aber, die Mutter, war alt, mußte vielleicht von der Welt gehen, ohne ihre Tochter in dem Kreise ihrer Familie gesehen zu haben.

Frau Gall sah die Tränen, und die fielen plötzlich wie Reif auf ihre Freude. Ach, jene war ja auch die Mutter, war ja auch die Großmutter! Wie Cham stieg es da in der Bäuerin hoch, daß sie es vor der andern voraus hatte, zu den Kindern fahren zu können. Herzlich umfaßte sie Frau Erwerdt. „Weine nicht, Mathilde, ich werde der Maria alles Gute tun, wie du es ihr tun würdest, und werde zu ihr sprechen, als wenn du es wärst.“

Der Koffer war gepackt. Vater Gall wollte ihn zudrücken und schließen. „Laß man, Vater“, wehrte ihm die Frau, „jetzt kommt erst noch das Beste.“ Sie eilte hinaus und als sie wiederkam, hatte sie nichts in den Händen als ein Brot. Verwundert schaute Frau Erwerdt drein. Über des Bauern Gesicht aber ging ein Zucken. Die Menschen des Weichsellandes sind herbe und breiten ihre Gefühle nicht vor den Augen anderer aus. Von der Zärtlichkeit des Herzens bis zur Hand, die eine Liebkosung ausführen will, ist ein weiter Weg, und wenn man schon älter ist, findet die Zärtlichkeit diesen Weg kaum mehr. Sie zeigt sich dann höchstens noch in dem Blick der Augen, in dem weicheren Klang der Stimme. Jetzt aber nahm der Bauer doch seine Frau an beiden Händen und sagte. „Mutter, Mutter, du triffst doch immer das Richtige“, und er küßte sie auf die Wangen. Da kam auch ein Verstehen in Frau Erwerdts Augen. „Brot“, sagte sie leise, „Brot aus der Heimaterde gewachsen, von des Vaters Hand geerntet, von der Mutter Hand bereitet — heiliges Brot.“

Nun schrieb Frau Gall schon die ersten Karten aus Deutschland. Zum Briefeschreiben hatte sie ja keine Zeit. Auf den Karten aber stand, daß der kleine Bube — Friedrich hieß er nach dem Großvater — das goldigste und bestentwickeltste Kind sei, das ihre Augen je gesehen hatten. Frau Erwerdt las die Karten und lächelte. Dann schrieb sie der Frau Gall, daß sie nun etwas vor ihr voraus habe, sie sei nämlich noch einmal Großmutter geworden, denn die Berta habe ein Mädchen bekommen, ein goldiges kleines Mädchen, so herzlich und schön, wie es ihre Augen bisher noch nicht gesehen haben. Ja, und die Berta hat schon gesagt, es sei doch ein Glück, daß es Schwiegermütter gebe, na und die Maria wird doch wohl jetzt derselben Meinung sein.

Sechs Wochen lang blieb Frau Gall in Deutschland, und Lene versah während der Zeit das Haus und freute sich, daß sie es dem Vater und Gottfried recht machte, und fand noch Zeit, mit Peter dem Knaben im Garten Schneemänner zu bauen, oder sie setzte ihn auf den Schlitten und fuhr ihn die Dorfstraße entlang bis zur Kirche hin und wieder den Weg zurück. In dem Pfarrhause nahe dem Fenster saß dann wohl manchmal Pastor Wendland mit einem Buche. Die scharfen Augen Lenens hatten ihn schon erspäht, und sie dachte, wenn er doch herschauen möchte. Da blickte er auch gerade auf und grüßte herüber. Lene aber wandte rasch den Schlitten und fuhr zurück, und die roten Backen, die sie hatte, waren wohl nicht nur vom schnellen Lauf. War sie dann schon ein Stück fort, so dachte sie, sie hätte doch noch etwas verweilen können, aber um nichts in der Welt wäre sie dann umgekehrt und noch einmal bis zur Kirche gefahren.

Schaffen und Wirken von früh bis spät, daß sie am Abend müde ins Bett sank und wie ein Stein bis zum Morgen schlief, und Tagewerk reichte sich an Tagewerk. So lebte Lene, und das ist gut so für einen gesunden, jungen Menschen, der noch allein ist, den weckt dann der Mondschein nicht, der nachts zu ihm in das Stübchen dringt, und auch nicht das süße Liebesflüchzen der Nachtigall in dem Gebüsch vor dem Fenster. Er wacht nicht auf mit einer unbestimmten Sehnsucht im Herzen und Unruhe im Blute, und die Gedanken geben keine wunderlichen Wege, die einen bei hellem Sonnenlicht erröten lassen würden.

Voller Arbeit war Lenes Leben, aber auch voller Freude und Lachen, denn da war Peter, das Kind. Das folgte seiner Tante Lene wie ein Hündchen auf Schritt und Tritt und hatte tausend Fragen und tausend drollige Einfälle, die das Mädchen lachen machten. Sie scherzten und sangen bei der Arbeit, und Peterlein war stolz darauf, daß er mithelfen durfte. Lene ließ es ihn ja nicht merken, daß er dabei oft nur im Wege war. Weil das Mädchen nun nicht wußte, wem es seine Liebe gleich gern gegeben hätte, als diesem Kinde, so schenkte es den ganzen Reichtum seines Herzens dem Peterlein.

Frau Gall sah, wie Lene an dem Buben hing und machte dazu ein bedenkliches Gesicht. Da war das Mädchen diesem Kinde Mutter, bevor es jemals Weib gewesen. Wie, wenn Peterlein die Mutterinstinkte Lenens so befriedigte und erfüllte, daß dabei die Sehnsucht nach einem eigenen Kinde, nach einem Gatten, nicht erwachen konnte? Frau Gall hätte ihre Tochter so gern verheiratet gesehen, denn nach ihrer Ansicht mußte jeder gesunde, normale Mensch eine Familie gründen, sonst war er wie ein Baum, der keine Früchte trug, nur dazu nütze, um als Brennholz Verwendung zu finden.

Die Bäuerin sprach wohl zu ihrer Tochter von diesem und jenem jungen Manne, der sich für Lene interessierte und ein ansehnlicher, braver Bursche sei. Sie spitzte die Ohren, was Lene wohl zu ihren Plänen sagen würde, und beobachtete das Mädchen, ob es nicht bei Nennung eines Namens ein tieferes Interesse verraten möchte. Aber das Mädchen machte ein gleichgültiges

Gesicht und zuckte die Achseln. Sie sagte, daß sie doch einen Mann nicht heiraten könne, nur weil er ansehnlich und brav sei! Sie müsse ihn doch vor allem lieb haben und er sie auch, und wenn sie solch einem Manne nicht begegne, nun, so sei das doch wohl nicht ihre Schuld und ein Unglück sicher auch nicht. Die Bäuerin schüttelte den Kopf. „Das mit der Liebe, das ist solch eine Sache. Wohl dem, der sie in die Ehe mit hineinbringt. Wichtiger aber ist, daß man Achtung voreinander hat und den guten Willen, das Schicksal gemeinsam zu bauen. Wenn dann noch so die äusseren Verhältnisse zueinander passen, kommt die Liebe ganz von selbst und ist viel dauerhafter als die große Leidenschaft, um deretwillen so viele Paare zusammengehen.“ Sie räusperte sich ein bißchen und sagte nach einer Weile: „Einmal habe ich schon geglaubt, ich würde dich bald als Bräut sehen. Das war damals, auf Georgs Hochzeit“ und seufzend fügte sie hinzu: „aber da hab ich mich wohl geirrt!“

Lene war einen Augenblick verwirrt. Dann sprang sie auf und sagte mit fester Stimme: „Ja, Mutter, da hast du dich eben geirrt! Daß Pastor Wendtland öfter mit mir getanzt hat als mit anderen Mädchen und mir einiges aus seinem Leben erzählte, besagt doch noch nicht, daß er mir dadurch seine Zuneigung gezeigt hat. Übrigens — wie soll man es von einem Manne wissen, ob man geliebt wird, wenn man es vielleicht von sich selbst nicht mal genau weiß.“ Die Mutter lachte: „Wie man es weiß? Du Dummes, man weiß es eben! Lange bevor nur ein Wort darüber gesprochen wird, weiß man es, denn was der Mund noch verschweigt, das sagen schon die Augen, und mir schien es doch“ — da brach sie ab, und auch Lene hatte genug von diesem Gespräch. Sie nahm ihr Badezeug und ging mit Peterlein und Gottfried zur Weichsel hinunter.

An einer Stelle des Ufers traten die dichten Weiden zurück, feiner, weißer Sand lag dort. Sie legten sich auf den warmen Boden und hielten ihre Körper den heißen Strahlen der Sonne preis. Die Brombeeren blühten, und die zarten Blütenkelche der Winde, die sich an den Weiden emporrankte, sandten einen feinen Wohlgeruch aus. Schimmernde Wölkchen segelten langsam über den Himmel, sie hatten nicht das Bedürfnis, schneller zu sein als die weißen Segler auf dem Flusse. Peterlein spielte im Sand. Er baute einen Hafen für sein Schiffschen, und als Gottfried ein kleines Fischlein fing und in den Hafen setzte, war sein Jubel groß.

Mit „Hallo“ kam ein Schwimmer an das Land und begrüßte sich mit Gottfried, der noch immer mit Peterlein spielte. Erstaunt richtete sich Lene auf. Wer fand sie hier? Da erkannte sie Wendtland. Befangen reichte sie ihm die Hand, als er mit Gottfried näherkam.

Lene stand noch unter dem Eindruck des Gesprächs mit ihrer Mutter, und so machte diese plötzliche Begegnung sie recht unsicher. Sie wußte bei seinem Anblick nicht, ob sie sich freuen oder ihn weit fort wünschen sollte.

Die Männer setzten sich in den Sand. Wendtland erzählte, daß er soeben in der Nachbargemeinde ein junges Paar getraut habe und nun den Rest dieses schönen Sonntagnachmittags im Wasser und Sonnenglanz ver-

bringen wollte. Lene lag mit dem Rücken nach oben auf der Erde. Den Kopf hatte sie auf die verschränkten Arme gelegt, so daß ihr Gesicht den Erdboden berührte. Sie lauschte dem Klang von Wendlands Stimme, die so melodisch und, für einen Mann fast zu weich, zu ihr herüberdrang. Auf seine Worte achtete sie kaum.

Gottfried und Wendland sprachen von der Bienenzucht. Gottfried hatte im vorigen Jahre einige Bienenstände aufgestellt. Vater Gall hatte das erst als eine Spielerei des Jungen angesehen, denn was sollte schon daraus werden. Er hatte in der Bienenzucht selbst keine Erfahrung. Er dachte aber, mag der Junge schon sein Vergnügen damit haben, und sagte, wenn er einen Gewinn daraus schlagen würde, so solle er ihm allein gehören. Gottfried faßte die Sache aber ernst auf. Studierte Handbücher, suchte die Imker auf und ließ nicht eher locker, bis diese ihre Erfahrungen an ihn losgeworden waren. Es kam wohl auch manchmal einer mit ihm und half beim Ausnehmen des Honigs oder beim Einfangen der Schwärme, denn der Junge konnte so höflich und bescheiden darum bitten, daß es schwer fiel, ihm solche Bitte abzuschlagen. Und dann zeigte er dem Vater die Hände voll Geldstücke, die er für den verkauften Honig bekommen hatte, und füllte der Mutter die Gefäße mit der goldenen Süßigkeit. Für das Geld kaufte sich Gottfried Bücher. War er am Tage ein Bauersmann, so war er abends das, was er früher hatte werden wollen, als Georg noch zu Hause und er auf dem Gymnasium war — ein Student, und lebte in der Welt des Geistigen. Er hielt die Bücher in den verarbeiteten Händen, und hinter seiner jungen glatten Stirn gingen die Gedanken. Weil er aber so fest mit beiden Beinen auf der Erde stand, merkte er bald, daß auch die meisten Gedanken immer irgendwie mit der Erde, Saat und Ernte in Verbindung standen.

Lene dachte: ich liebe ihn, ja jetzt weiß ich es, ich liebe ihn! und da war es ihr, als ob die Sonnenstrahlen ihr durch die Haut drängen und alles in ihr mit Licht und Helligkeit erfüllten. Sie dachte, das ist aber eine andere Liebe, als wie ich sie damals für Peter empfunden hatte. Mit Peter scherzte und zankte ich, wenn Peter kam, freute ich mich, und war er fort, so vermisse ich ihn. Mit Wendland könnte ich nicht zanken und auch nicht so törichtes Zeug reden, wie es Verliebte gewöhnlich tun. Wenn ich zur Kirche gehe, so setze ich mich in eine der letzten Reihen und vermeide es, ihn anzuschauen. Ich habe mich auch noch nicht nach ihm gesehnt, aber es ist doch sehr gut, daß er da ist und mit Gottfried spricht — ja, das ist sehr gut.

Sie sah ihn heimlich an und dachte: wie häßlich männlich ist doch sein Gesicht mit der geraden Nase, den schmalen Lippen und dem scharfen Kinn. Wenn sie aber die Augen schloß, war nur die weiche Stimme da, und die Herbheit seines Gesichtes konnte sie sich nicht mehr vorstellen.

Gottfried fragte: „Lene, wollen wir nicht schwimmen gehen?“ Das Mädchen antwortete nicht, es hatte nicht auf die Worte geachtet. Da sagte Wendland: „Ihre Schwester schläft wohl.“ Jetzt hob Lene den Kopf, sah ihn voll an und sagte: „Nein, ich schlafe nicht, ich lausche dem Herzschlag

meiner Heimerde.“ Es war aber das eigene Herz, das in so machtvollen Schlägen an die Erde klopfte. Wendtland sagte: „Sie lieben Ihre Heimat sehr?“ Das Mädchen antwortete nur kurz „Ja, sehr!“ Es hing mit den Blicken an dem Anblick des Mannes. Seine Augen sprachen von Liebe. Eine starke Freude erfüllte Lene. Wendtland sagte und lächelte dabei ein wenig: Da würden Sie wohl nicht, wie Ihre Schwägerin es tat, einem Manne in die Ferne folgen?“ Lene mußte sich Mühe geben, den Sinn seiner Worte zu erfassen. Sie dachte immerfort beglückt: er liebt mich, er liebt mich doch. Sie sagte: „Das kommt dann ganz darauf an, welche Liebe stärker ist, doch ist es wohl am schönsten, wenn man beides haben kann, die Heimat und den Mann, den man liebt.“

Seine Blicke umfaßten sie zärtlich und ihr Herz schrie: Ja, ja, du! Sie suchte in seinen Augen die Frage, auf die ihr Herz Antwort gab, doch sie konnte sie nicht finden. Sie dachte: die Enttäuschung an der einen hat ihm das Vertrauen zu allen Frauen geraubt. Auch ich bin enttäuscht worden — durch Peter. Nicht so sehr dadurch, daß er mich vergessen hat, aber daß er so aus Erikas Leben ging, als hätten ihre Herzen nie füreinander geschlagen. Das nahm mir den Glauben an den Freund. Doch niemals könnte ich diese Enttäuschung auf einen andern übertragen — vor allem nicht auf Wendtland. Ich werde eben warten müssen, dachte sie. Was könnte ich denn auch anderes tun, als auf ihn warten?

Peterlein hatte sich etwas entfernt. Er war den Strand entlanggegangen und suchte größere Steine, um seinen Hafen zu befestigen. Plötzlich hörte Lene sein klägliches Rufen. Sie richtete sich halb auf und spähte besorgt durch die Weiden. Da standen einige kleine Knaben. Sie hatten Weidenstöcke und Steine in den Händen. Unter Schimpfen und Weidenschwenken näherten sie sich Peter. Sein Rufen ließ sie stutzen, doch als sich nichts regte, gingen sie wieder Schritt um Schritt vor. Peter stand da und wußte nicht recht, was er beginnen solle. Hinter ihm war die Weichsel, vor ihm dichtes Weidengestrüpp, wer weiß, ob dort nicht noch mehr Feinde verborgen lagen. Rechts nahen sich die angriffslustigen Jungen, links, wo die Weiden sich etwas näher an den Fluß heranschoben, lagen Lante Lene und Gottfried, von hier aus dem Blicke verborgen — und nichts deutete darauf hin, daß ihm von dort Hilfe kommen würde. Ob er vor den Jungens fliehen sollte? Das waren polnische Scharwerkerkinder aus dem Dorfe, die hatten ihn schon oft ausgehimpft und bedroht. Langsam wandte sich Peter, und die Buben nicht aus den Augen lassend, zog er sich in der Richtung zurück, wo er seine Beschützer wußte.

Lene hatte auf Peters Rufen gleich zu ihm eilen wollen, doch Gottfried hatte sie zurückgehalten. „Laß ihn doch, wir wollen mal sehen, ob sich unser Peter nicht selbst zu helfen weiß!“ Steine umflogen den Knaben; jetzt war auch schon einer der Angreifer ganz dicht herangekommen. Mit seiner langen Weidengerte schlug er Peter über den Kopf. Der schrie nicht auf, aber mit einem Ruck sprang er den größeren Knaben an und trommelte ihm seine

Fäuste in das Gesicht. Die andern hatten überrascht dagestanden, nun eilten sie ihrem Spielgefährten zu Hilfe. Da raffte Peter schnell die Weide auf, die auf der Erde lag, und ließ sie durch die Luft sausen. Einer schrie auf und lief davon, andere folgten ihm. Da stand Wendtland neben Peter. „Recht so, Junge, wehr dich! Laß dich nicht! Gib's ihnen!“

Die Bengels sahen auf Wendtland wie auf einen Geist. „Die Schwaben schlagen uns!“ — tönte ihr Geschrei, und Hals über Kopf rannten sie davon. „Tante Lene“, jauchzte Peterlein, „ich habe sie alle in die Flucht getrieben! Such mal, so viele waren es“ und er spreizte seine Finger und hielt die Händchen hoch. „Haben sie dir sehr weh getan?“ sorgte sich Lene, denn die Spur von dem Berstenhieb war noch auf Peters Gesicht zu sehen. „Nein, gar nicht!“ sagte der wegwerfend, „ich hab's ihnen aber feste abgegeben!“

Wendtland fuhr ihm liebevoll durch den blonden Schopf. „Bist ein tapferer Junge, Peter, komm, ich werd dich dafür auch ins Wasser reiten.“ Er packte ihn an das Badehöschen und setzte ihn sich auf die Schulter, dann schritt er mit ihm in das Wasser. Selbst wie ein großer Junge tollte er mit Peterlein umher, Gottfried gefellte sich zu ihnen. Des Mädchens Anwesenheit schien Wendtland vergessen zu haben. Er beachtete es nicht mehr. Aber das war ja so seine Art, Frauen gegenüber. Lene war von einer so starken glückhaften Freude erfüllt, die wie ein Übermaß an Kraft in ihren Gliedern steckte. Sie warf sich hinein in die silbergraue Flut und schwamm in mächtigen Stößen hinaus, bis ihr die Arme schmerzten. Dann lag sie wieder mit klopfendem Herzen am Strande und dachte: er wird eines Tages doch kommen, ich brauche nur zu warten.

Pastor Wendtland wunderte sich in den nächsten Tagen sehr, warum die polnische Bevölkerung von Schöntal ihm solche feindselige Gesinnung zeigte. Die Weiber schimpften hinter ihm her, drohten gar mit der Faust, die Männer fluchten, wenn sie an ihm vorbeiging, und die Kinder flohen bei seinem Anblick, bis er eines Tages eine Vorladung von dem Polizeikommissariat in der Stadt erhielt. Dort erfuhr er zu seiner maßlosen Verwunderung, daß er beschuldigt werde, polnische Kinder mißhandelt zu haben. Harmlose, kleine polnische Kinder, die beim Spielen an der Weichsel mit einem Altersgenossen in Streit geraten waren, hatte er geschlagen und beschimpft mit Worten, die das Nationalgefühl der Knaben schwer beleidigt hatten.

Wendtland wies die Anschuldigung entschieden zurück, erzählte ruhig und ausführlich den Vorgang an der Weichsel, berief sich auf die Geschwister Gall als Zeugen. Der Kommissar stuzte sichtlich. Daß auch noch andere Erwachsene dabeigewesen waren, schien ihm unbekannt zu sein. Er ging in das Nebenzimmer und gab einem Polizisten einen Auftrag. Dann fragte er wieder kreuz und quer nach allen Einzelheiten und gebot Wendtland schließlich zu warten. Das Warten wurde ihm aber recht lang. Er wußte ja nicht, daß inzwischen ein Beamter mit dem Motorrad nach Schöntal gefahren war, um seine Aussagen nachzuprüfen.

Die Kinder wurden verhört und widersprachen einander. Da behauptete eins, Wendtland hätte es mit einer langen Weide geschlagen — das war der Knabe, der Peterlein geschlagen hatte. Ein anderer Junge wußte nichts vom Schlagen, aber gejagt hätte er sie und ihn am Arm festgehalten. Ein dritter hatte nur gesehen, wie Wendtland ihnen mit einem Stocke drohte. Alle waren sich aber in einem einig: Wendtland hatte sie und die ganze polnische Nation furchtbar beschimpft, in seiner deutschen Sprache natürlich. Als aber der Beamte verlangte, die Kinder sollten doch auf deutsch wiederholen, was er gesagt hatte, stellte es sich heraus, daß keins von ihnen deutsch sprach. Die Mütter mischten sich ein und behaupteten, die Kinder könnten zwar nicht deutsch sprechen, aber sie verstünden alles Deutschgesprochene. Aber auch das erwies sich als nicht zutreffend.

Lene und Gottfried hingegen bestätigten voll und ganz Wendtlands Aussage. Der Kommissar dachte lange und angestrengt nach, als der Beamte ihm seinen Bericht brachte, dann entließ er Wendtland. Mit dem Staatsanwalt hatte er später noch eine längere Unterredung, aber beide gelangten zu der Überzeugung, daß es geratener sei, die Anklage gegen Pastor Wendtland nicht zu erheben. Trotzdem schrieb die polnische Zeitung der Stadt an demselben Tage: „Ein deutscher Pastor mißhandelt polnische Kinder und beschimpft die polnische Nation!“ Wendtland wandte sich an die Zeitung mit einer Berichtigung, was die aber mit kaltem Schweigen überging. Ihre Leser hörten ja so gern ein Schauermärchen von den bösen Deutschen.

25.

Frau Gall hatte Kummer. Dieser Kummer hieß Hedwig. Seit Lene die Nachricht gebracht hatte, daß Hedwig den Glauben ihrer Väter abgelegt hatte, wurde ihr Name nur noch selten in ihrem Elternhause genannt. Friedrich Gall nagte es an der Seele, daß seine Tochter, seine Älteste, ihr deutsches Blut verleugnet haben sollte, aber er sprach nie darüber. Die Bäuerin quälten die gleichen Gedanken, und auch sie schwieg, doch in ihrem Herzen suchte sie nach einer Rechtfertigung für die Tochter. Wer weiß, wie ihr Viktor zugelegt hat, dachte sie. Eine Frau wie Hedwig gibt um des lieben Friedens willen wohl bald nach. Sie beschloß, mit der Tochter selbst zu sprechen. Wenn Hedwig vielleicht unter dem Drucke ihres Mannes handelte, so sollte sie wissen, daß sie noch eine Familie hatte, die schützend hinter ihr stand, die es nicht dulden wollte, daß er ihre deutsche Art, die sie von ihrer Sippe hatte, verdrehte und verdarb.

Die Bäuerin sprach davon, daß sie gern einmal zu Hedwig hinfahren wollte. Da wurde der Bauer lebhaft, als habe er schon lange auf solch ein Wort gewartet. „Das hat kaum einen Zweck, Mutter, in ein, zwei Tagen siehst du da doch nicht Klar“, sagte er. „Jetzt fangen doch bald die Schulferien an. Schreibe doch lieber der Hedwig, sie möchte die Ferien über mit den Kindern herkommen. Wenn sie erst wieder eine Weile im Elternhaus ist, wird vielleicht manches Fremde an ihr wieder weichen.“

Hedwig schrieb umgehend: ja, sie käme gern. Viktor wollte für einige Wochen nach Gdingen fahren. Den Beamten werde ja dieses neue polnische Seebad so sehr als Urlaubsaufenthalt empfohlen, aber für sie beide reiche es nicht, denn Gdingen sei ein teurer Ort. Wenn sie nun mit den Kindern die ganze Zeit in Schöntal bleibe, brauchte sich Viktor doch nicht so sehr einzuschränken. Ganz am Rande stand aber noch in kleiner Schrift: Ich freue mich so auf zu Hause. Als die Bäuerin Gall dies las, glitt ihre Hand wie streichelnd über die Zeilen, und es kam wieder ein hoffnungsvolles Leuchten in ihre Augen.

Frau Gall fand ihre Tochter sehr verändert. Sie hatte einen so strengen, fast asketischen Zug im Gesicht, der ihr nicht gefallen wollte. So sah keine Frau aus, die ihr Lebensglück gefunden hatte. Auch zeigte Hedwig ein sehr unruhiges Wesen, dem jede Ausgeglichenheit und Harmonie fehlte. In die Arbeit stürzte sie sich wie eine Besessene, half bald der Mutter, bald der Magd und hatte immer etwas so Hastiges in ihren Bewegungen, als sei sie beständig vor etwas auf der Flucht. Frau Gall mußte immer ganz energisch darauf bestehen, daß Hedwig sich wenigstens in den Nachmittagsstunden Ruhe gönnte. Dann hatte sie aber meistens gleich die Kinder um sich, die sie dann auch in Atem hielten, denn Elschen und Hansi waren gesunde, lebhaftere Kinder.

Die Bäuerin dachte, man muß ihr Zeit lassen, es wird sich schon noch eine passende Gelegenheit für eine Aussprache finden. Sicher wird Hedwig selbst danach verlangen, denn es geht doch nicht, daß sie immer so mit flackernden Augen an den Eltern vorbeischaute. Als die Bäuerin merkte, daß die beiden Kinder, wenn sie allein miteinander spielten, nur die polnische Sprache gebrauchten, schickte sie Gottfried zu Lene, den kleinen Peter zu holen. Da hatten die Kinder einen Spielkameraden, mit dem sie nur deutsch sprechen konnten, und Hansi war von diesem neuen Vetter, der hier so gut zu Hause war und ebenfalls „Großvater“ und „Großmutter“ sagte, sehr begeistert. Die ältere Schwester hatte ja auch so oft andere Interessen und wollte nicht mehr so wie Hansi spielen.

Hedwig bewohnte mit den Kindern ein großes Zimmer im ersten Stock. Peters Bett stand im Schlafzimmer der Eheleute Gall. Hedwig wollte ihre Kinder schlafen legen, doch Hansi konnte sich noch immer nicht von Peter trennen. „Er soll mit mir raufkommen und bei mir bleiben, bis ich schlafe, sonst gehe ich nicht ins Bett“, sagte er störrisch. „Gut“, nickte Frau Gall, „da komm ich mit Peter rauf, wenn ihr euch hingelegt habt.“

Unwillig wandte sich Hedwig an ihre Mutter. „Gib doch nicht jeder Laune des Jungen nach, Mutter!“ Streng sagte sie zu dem Knaben: „Peter ist müde und wird nicht bei dir sitzen. Komm nur jetzt und lege dich gleich hin!“ Da fing Hansi an zu lärmen. „Nein, nein, Peter soll mitkommen und die Großmutter auch! Sie soll sich in den großen weichen Stuhl setzen und uns was erzählen!“

Friedrich Gall sah von seiner Zeitung auf. „Mach nicht solchen Krach, Junge!“ sagte er mißbergnügt, denn er mochte es nicht, wenn es am Abend

noch laut im Hause zuing. Frau Gall nahm die Knaben an die Hand. „Laß man, Hedwig“, beschwichtigte sie, „Kinder hören nun mal immer noch gern ein Geschichtchen von der Großmutter, bevor sie einschlafen.“ Hansi drückte die Großmutter in den großen weichen Stuhl und entkleidete sich flink. „Jetzt müßt ihr noch ein Weilchen still sein“, sagte er und schlüpfte in sein Nachthemd, „jetzt werden wir erst noch beten.“

Elschen kniete bereits in ihrem Bette. Sie schlang einen Rosenkranz um ihre Hände und küßte das kleine, daran befindliche Kreuzchen. Da sprang Peter hinzu und entriß ihr die Perlschnur. „Du sollst jetzt nicht mit der Kette spielen!“ rief er entrüstet, „du sollst jetzt beten!“

Hedwig nahm ihm den Rosenkranz ab. „Sei nicht unartig, Peter“, tadelte sie, „Else betet ja damit.“ Sie nannte ihre Kinder hier in ihrem Elternhause wieder bei ihren deutschen Namen.

Peter schmiegte sich etwas verwundert an Frau Gall, die den Arm um ihn schlang, und lauschte dem monotonen Plätschern der polnischen Worte, die von des Mädchens Lippen kamen. Er achtete nicht auf die schelmischen Blicke und kleinen Grimassen, die ihm Hansi zusandte, um Peters Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, während sein Mäulchen die Worte nachplapperte, die ihm seine Mutter vorsprach. Endlos schienen Peter die Gebete. Immer wenn er glaubte, jetzt wäre ganz bestimmt Schluß, fing es wieder von neuem an, und dabei drehte Else die Kette immer weiter. Die Worte trafen sein Ohr, aber er verstand sie nicht, und auch Frau Gall verstand nichts, aber sie trafen sie wie kalte Sturzwellen. Nicht einmal beim Gebet gebrauchten sie mehr ihre Muttersprache, dachte die Bäuerin und war ganz aufgewühlt. Mochte ein Mensch in noch so vielen Sprachen reden, die Sprache, in der seine Seele sich an seinen Gott wendet, ist seine Muttersprache und ist das letzte Band, das ihn an ein Volk bindet, das auch in dieser Sprache betet. Hedwig lehrte ihre Kinder polnisch beten. Sie hatte auch dieses Band zertrissen.

Frau Gall stand anf. Sie nahm Peter auf den Arm und ging mit ihm zur Tür. „Großmutter, die Geschichte!“ rief ihr Hansi nach, aber sie schüttelte nur den Kopf. Sie konnte jetzt nicht sprechen. Auf ihren Armen trug sie Peter die Treppe hinunter und es war ihr plötzlich, als ob der Knabe ihr viel verwandter sei wie jene Kinder, denen die Mutter Sprache, Glauben und Volk genommen.

Sie brachte Peter in das Schlafzimmer. Er faltete seine Händchen und betete: „Breit aus die Flügel beide“ — wie Erika und Lene es ihn gelehrt hatten.

Als er schon schlief, stand Frau Gall noch lange an seinem Bette. Sie wunderte sich plötzlich, daß sie diesem Kinde bisher so wenig Wohlwollen entgegengebracht hatte. War er ihr doch bisher immer nur der „Findling“ mit dem unbekanntem Vater gewesen. Daß Lene den Jungen behalten hatte, war ihr als törichte Gefühlsduselei erschienen. Jetzt aber, als sie ihn auf ihren Arm die Treppe hinuntergetragen und sein Herz so fühlbar an ihrer Brust geklopft

hatte, war die Erkenntnis über sie gekommen, daß es der gleiche deutsche Blutstrom war, der sein und ihr Herz schlagen machte, daß sie beide gleich zu der großen Familie des deutschen Volkes gehörten. Nun stand sie und schaute auf das Kind, leise strich sie ihm über das Haar. Das war wohl eine Jüngung des Schicksals gewesen, die den Knaben in Lenes Hände gebracht hatte, denn wer weiß, ob es seiner Mutter, die so schwer im Lebenskampf stand, allein gelingen würde, ihm sein deutsches Erbe in der Flut des Fremden zu erhalten, sein Deutschtum, auf das er durch seine Geburt ein Anrecht hatte. Frau Gall schreckte in dieser Stunde der „unbekannte Vater“ nicht mehr. Sie empfand es klar, daß Peter auch durch ihn nur deutsches Blut in sich trug.

Am andern Tage, nach dem Mittagessen, erinnerte Hansi Großmutter Gall an die Geschichte, die sie ihm versprochen hatte. Es war ein kühler, regnerischer Tag, und die Kinder langweilten sich bereits, denn sie hatten nur wenig die Näschen ins Freie stecken dürfen. Frau Gall besann sich ein Weilchen, dann sagte sie: „Gut, die Geschichte, die ihr gestern hören solltet, habe ich zwar vergessen, dafür werde ich aber etwas ganz Wahres erzählen.“ „Ach lieber ein Märchen von verzauberten Prinzessinnen!“ bat Elschen, aber Hansi widersprach: „Nein, nein, etwas von Seeräubern, von Soldaten oder Rittern!“ „Etwas von Rittern und Bürgerleuten und Bauern“ versprach Frau Gall, und die Kinder rückten eng an sie heran.

Da begann Frau Gall von dem Lande zu erzählen, das ihre und der Kinder Heimat war. Sie ließ die Zeit wiedererstehen, da in den dichten Wäldern des Weichsellandes die wilden, heidnischen Pruzzen hausten, ewig mit ihren Nachbarn, den Polen, in Fehde. Wie dann der Herzog des Landes die tapferen deutschen Ritter, von deren Kreuzzügen gegen die Heiden er so viel gehört hatte, in das Land an der Weichsel rief. Und die Ritter kamen in ihren weißen Mänteln mit dem großen schwarzen Kreuz darauf. Ihre scharfen Schwerverter hatten sie aber auch nicht vergessen, und die waren ihnen auch oft recht nötig, denn in den großen Wäldern lauerten die Bären, die Wölfe und die wilden Pruzzen auf die Ritter. Sie kamen über den Strom, die wilde Wissula, und bauten starke Festen an ihren Ufern und herrliche mächtige Kirchen zur Ehre Gottes. Unter dem Schutze ihrer Burgen konnte sich nun das Volk ansiedeln. Und der König von Polen rief die deutschen Handwerker und Kaufleute, daß sie in sein Land kämen, denn es fehlte ihm sehr an tüchtigen Menschen. Sie kamen und brachten ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihr besseres Wissen mit und wurden ihren polnischen Nachbarn Lehrherren und Freunde. Sie gründeten viele Städte, die sie mit schönen Bauten schmückten und zu Ansehen und Wohlstand brachten. Diese Städte waren deutsche Städte und trugen das Antlitz ihrer deutschen Erbauer. Deutsches Recht galt in ihnen, und dieses Recht umfaßte alle, Deutsche und auch Polen, die jetzt vom Osten her in diese schönen deutschen Städte kamen, wo sie Brot fanden und Schulen für ihre Kinder. Sie zähmten die wilde Weichsel, und die mußte auf ihrem Rücken ihre Schiffe mit den Gütern des Landes tragen. Es war aber noch viel ödes und braches Land da, das keinen Nutzen brachte. Da rief der König die deutschen Bauern. Die kamen aus Schwaben und

Sachsen und Württemberg und Baden mit ihren Pferden und Wagen, mit ihrem Ackergerät und ihren starken Händen. Einer von ihnen war Gottfried Gall, der Urahne, der seinen Pflug tief in die Schöntaler Erde trieb. Wo dichte, finstere Wälder gestanden hatten, wo die Weichsel wild und ungebärdig immer wieder ihr Bett überschänmend das Land in meilenweite Sümpfe verwandelt hatte, da wogte das gelbe Korn im Winde, ließen sich schwarz-weiße Kühe das saftige Weidegras schmecken, und wenn die Bauersfrau vom Markte kam, so lagen im Wagen immer viel Päckchen und Paken, die sie in der Stadt eingekauft hatte, denn die Städter zahlten ihr gern mit blanken Silberstücken für ihre Butter, Eier und Geflügel. So wurde auch das Land deutsches Land, durch deutsche Hände der Kultur erschlossen, und es trug ein deutsches Gesicht, das Gesicht der Menschen, die mit ihrem Schweiß und Blut sich hier eine Heimat geschaffen. Ja, auch mit ihrem Blute, das dieser Boden getrunken, denn mit dem Schwerte haben sie diese Heimat gegen Schweden und Franzosen und Russen verteidigen müssen.

Da unterbrach Else mit hellem Lachen die Erzählung der Frau. „Aber Großmutter, so war das doch gar nicht! Ich habe das in der Schule doch ganz anders gelernt!“ Ihre Stimme triumphierte. „Unser Fräulein hat uns erzählt, wie die Deutschen in unser Land drangen, uns unseren Boden fortnahmen und uns bedrückten! Lange haben wir so in Knechtschaft leben müssen, aber jetzt sind wir wieder befreit, und unser Fräulein sagt: Erst dann wird das Unrecht wieder gutgemacht sein, wenn der Fuß des letzten Deutschen die polnische Erde verläßt!“

Friedrich Gall war in das Zimmer getreten und hatte die Worte seiner Enkelin gehört. Er faßte sie an die Arme und drehte sie zu sich herum. „Sag mal, Mädel, woher stammt denn euer Fräulein, das euch solche Lügenmärchen erzählt?“ „Aus Lemberg! sie hat es uns gesagt.“ „So, so, also von so weit her mußte das Fräulein kommen, um euch die Geschichte eurer Heimat zu verdrehen! Doch sag mal, hast du nicht besser deinen Vater danach fragen können, wie das hier wirklich war? Hat der etwa auch von „Bedrückung“ geredet?“

Das Mädchen schüttelte verlegen schweigend den Kopf. „So ist also nach der Meinung deines Fräuleins auch dein Urahn ein Landränder gewesen und wir Bedrückter!“ Gall nahm des Kindes Kopf zwischen seine Hände und zwang es, ihm ins Gesicht zu schauen. „Fühlst du es nicht, Elschen, daß du deine eigene Mutter dadurch beleidigst, daß du blindlings alles Schlechte glaubst, das dir Fremde von ihrem Volke erzählen?“

Else befreite sich aus den Händen des Großvaters und warf einen unsicheren Blick auf die Mutter. „Meine Mutter ist keine Deutsche mehr, die ist jetzt Polin geworden!“ sagte sie halb trotzig, halb verlegen.

Galls Blick ging zu der Tochter hinüber. Hedwig stand hastig auf, sie war sehr blaß geworden. „Else“, sagte sie, „nimm die Jungens und geh hinauf mit ihnen in unser Zimmer.“ Else gehorchte schnell. Sie fühlte die drohende Spannung, die sich plötzlich gebildet hatte.

Fran Gall blickte erschreckt auf Mann und Tochter, die einander gegenüberstanden. Sie hatte selbst eine Ansprache mit der Tochter herbeiführen wollen, nun sie da war, fürchtete sie für die Folgen.

„Hast du dich aus freiem Willen von dem Volke losgesagt, dem du entstammst? Hast du ohne Zwang deinen Glauben gewechselt? — wenn man so etwas überhaupt wechseln kann. Kannst du es vor deinem Gewissen verantworten, dies auch für deine Kinder getan zu haben?“ Des Bauern Stimme klang feierlich. „Ja, Vater!“ antwortete Hedwig kurz und fest. „Willst du das deinen Eltern nicht irgendwie erklären?“ kam wieder die schwere Stimme Galls.

Für einige Minuten lastete Schweigen im Zimmer. Hedwigs Blick irrte durch das Fenster, an dessen Scheiben gleichförmiger Regen klopfte und fand wieder das Antlitz des Vaters. Es wird nicht gut, dachte Frau Gall bange, sie sind einander zu gleich und werden sich deshalb nicht verstehen können. Sie hatten beide den gleichen stählernen Ausdruck in den Augen, denselben Zug von Unbeugsamkeit um die schmalen Lippen, dieselben scharfen Nasen. Frau Gall dachte daran, daß Hedwig ihrem Vater früher viel weniger ähnlich gesehen hatte.

Da fing Hedwig zu sprechen an. „Man hat mich nicht danach gefragt, ob es mir gefällt, polnische Staatsbürgerin zu werden. Ich wurde ohne mein Zutun in diese polnische Umgebung hineingestellt. Alles, was ich früher gewohnt war, deutsch zu sehen, bekam plötzlich ein polnisches Gesicht. Mein eigener Mann war Pole — seine Uniform die des polnischen Soldaten. Meine deutschen Bekannten zogen fort oder mieden mich — die Fran des polnischen Offiziers. Dafür brachte Viktor neue Bekannte in das Haus und stellte mich ihnen als „Hiesige“ — nicht als Deutsche — vor, damit sie sich meiner Sprachkenntnis nicht so wundern sollten. Ich lernte die Sprache, ich pekte mich dem neuen Leben an, denn alles, was früher göltig war, war jetzt verachtet. Doch ich hatte dieses neue Polentum nur erst äußerlich angenommen, war im Innern dieselbe geblieben, die ich vormals gewesen. Dann kam Else in die Schule, in die polnische Schule. Als Kind eines polnischen Beamten darfte sie ja keine andere besuchen. Die Schule polonisierte das Kind sehr, weckte den Nationalstolz in ihm — und dann hatten ihre Mitschülerinnen es irgendwie erfahren, daß Else eine deutsche Mutter hat, daß sie im Familienkreise häufig deutsch spricht, daß sie nicht einmal den „polnischen“ Glauben hatte. Sie wurde von ihren kleinen Freundinnen dafür verspottet und gemieden, von der Lehrerin schikaniert. Else litt sehr darunter, empfand es als Ungerechtigkeit, denn sie fühlte sich als Tochter ihres polnischen Vaters. Da wußte ich, daß ich mich entscheiden mußte, daß ich nicht beides zugleich sein konnte, Polin und Deutsche. Ich entschied mich, Polin zu werden — ich nahm mit den Kindern die Staatsreligion an, sie sollten durch eine deutsche Mutter nicht benachteiligt werden.“

„Und nichts in dir trieb dich, dein Deutschtum hoch zu halten, den Kindern das, was Dummheit verspottete, als verehrungswürdig zu zeigen?“ grollte die Stimme des Bauern. „Deutsch sein heißt hier mehr als irgendwo

Kämpfer sein, sich täglich, stündlich für seine deutsche Art einzusetzen, sie in seine Kinder zu verpflanzen! Das sind hier nicht Phrasen, das ist eine brennende Nothwendigkeit! Und du hast es nicht getan?"

Hedwig trat einen Schritt näher an ihren Vater heran, ihre Augen glühten in einem nnheimlichen Feuer. „Kämpfen, Vater? Und was ist das Ende des Kampfes? Es hieße den Kindern die Zukunft vermauern, wollte ich sie zu Deutschen erziehen! Der Staatsdienst wäre ihnen verschlossen, der deutsche Kaufmann wird heimlich oder offen boykottiert, der Handwerker bekommt keine Arbeit, der Bauernsohn keine Auslassung, dem Gutsbesitzer wird sein Land genommen! Darum soll ich meine Kinder deutsch erziehen, damit sie nachher zu den Benachteiligten, zu den Stieffindern des Landes gehören?! Und sie haben nicht einmal zwei deutsche Eltern, Viktor ist nun mal Pole! Würde da nicht eines Tages doch das Blut des Vaters gegen das der Mutter rebellieren, sie sich um ihr Vatererbe betrogen fühlen? Nein! Solche seelischen Konflikte sollen ihnen erspart bleiben, und darum mußte ich Polin werden, müssen wir alle einen Glauben haben — den des polnischen Vaters und darum erziehe ich meine Kinder polnisch und katholisch und helfe ihnen vergessen, daß es jemals anders gewesen! Nicht um mich geht es, um die Kinder und deren Zukunft — und um Viktor — ja auch um Viktor!“

Dem Banern schwellen die Adern an der Stirn. Seine Stimme klang schwer gereizt. „Und dennoch trieb es dich wieder her in das deutsche Elternhaus?“ Hedwig wurde verwirrt. Ihre Blicke irrten durch das Zimmer, an den Photographien der Angehörigen vorbei, die die Wände schmückten, und blieben an der Mutter haften. „Ich habe mich schon so lange nach Hanse gebangt und nach euch“ sagte sie leise, und es klang wie eine Entschuldigung. Da faßte sie Gall hart an die Hand. „Du hast dich von allem gelöst, was deutsch in dir ist, also auch von uns und von dem hier, wo du bisher hingehörtest“ — er machte dabei eine umschreibende Bewegung mit dem Arme — „du verleugnest dein Blut, also verleugnest du auch mich, und darum kann kein Platz mehr für dich in meinem Hanse und an meinem Tische sein.“

Er griff nach seiner Mütze, schaute nicht nach seiner Frau hin, die das Gesicht schluchzend in beiden Händen hielt, schaute auch nicht nach der Tochter, die so blaß und unbeweglich da stand. Alles Strenge und Harte war ans ihrem Gesicht verschwunden, nur grenzenlosen Jammer und Schmerz spiegelten ihre Züge wider. Gall ging mit langen, steifen Schritten hinaus über den Flur und ans den Hof. Die Türen hatte er hinter sich weit offen stehen lassen.

Frau Gall wollte sich weinend der Tochter an den Hals werfen, doch die wehrte sie ab, es war nichts mehr von Schwäche und Schmerz an ihr. „Laß man, Mutter, das war vielleicht gut so — das hatte mir noch gefehlt — jetzt wird es mir leichter sein, ganz zu den andern zu gehören.“ Sie ging auch hinaus und die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Durch die offene Tür schlug der Regen in den Flur, rieselte am Boden entlang und blieb auf einer ausgetretenen Stelle als trübe Pfütze stehen.

Ein halbe Stunde später war Hedwig mit den Kindern reisefertig. Gottfried brachte den Wagen. Die Kinder ließen sich noch einmal von der Großmutter herzen, dann schmiegten sie sich verschüchtert in die Wagenecke. Sie konnten es nicht begreifen, warum sie so plötzlich abreisten.

Hedwig reichte ihrer Mutter die Hand. „Lebe wohl, Mutter, und verzeih mir, daß ich dir wehgetan habe — ich kann nicht anders.“ Sie sah dabei an Frau Gall vorbei. Dann fuhr der Wagen von dem Hofe, der Regen platschte auf das Verdeck. Die Kinder schauten noch einmal zurück und winkten, auch Hedwig winkte mit der Hand. Peter rief: „Hansi, du mußt aber ganz, ganz schnell wiederkommen!“ Dann hatte der grane Regen den Wagen verschluckt.

Fran Gall stand noch immer wie betäubt da. Peter zog sie an der Hand. „Komm, Großmutter, du wirst ja ganz naß.“ Da ging sie mit müden Schritten in das Hans zurück. Der Bauer Gall war nicht auf dem Hofe gewesen. Hedwig hatte sich nicht von ihrem Vater verabschiedet.

Die Bäuerin saß noch eine ganze Weile still im Zimmer. Die Gedanken flatterten ihr wie aufgestörte Fledermäuse und konnten keine Ruhe finden. Georg hatte sie hergeben müssen, den hatte ihr die Grenze genommen, Aber die Trennung war nur eine räumliche, sein Herz stand in Treue zu seinem Vaterhause, in Treue zu sich selbst, in Treue zu seinem Volke. Hedwig aber? Von Hedwig trennte sie keine Grenze und doch hatte sie sie ganz verlieren müssen, weil Hedwig sich selbst verloren hatte, an ein fremdes Volk verloren. Sie ging einen falschen Weg, nicht den, den das Gesetz ihres Blutes sie gehen hieß. So hätte die Bäuerin noch lange gefesselt und simuliert, doch Peter kam dazn und sagte: „Sei nicht traurig, Großmutter, daß alle fortgefahren sind. Komm, wir holen die Tante Lene, die kann so lachen, daß du gleich wieder fröhlich wirst.“

26.

Der Bauer Gall schritt seine Roggenfelder ab. Die Masse der letzten Tage hatte angehört. Wenn der Wind noch weiterhin so trocken blies, konnte man in den nächsten Tagen mit dem Mähen anfangen. Des Bauern Blick glitt prüfend über die Halme, über das Feld, und er freute sich, daß seine Augen weit über sein Besitztum schweifen konnten. Hinter ihm lag Hardtsches Land, der Weg, auf dem er stand, trennte ihre Felder.

Da kam einer diesen Weg entlang. Es war Herr von Hardt. Gall machte eine Bewegung, als wollte er umkehren, aber er wandte sich wieder zurück. Er hatte keinen Grund mehr, den „verpolnischten“ Hardts auszuweichen — nein, er nicht mehr.

Der Ankommende schritt dahin wie einer, der schwere Sorgen trug. Den Blick hatte er auf den Boden geheset und sah nicht das satte Reifen um sich her. Gall bot ihm die Tageszeit, da blieb er fast erschreckt stehen. Die Männer reichten einander die Hände, blickten sich prüfend an. „Wie geht es Ihnen, Herr Hardt?“, fragte Gall, der sah, daß der andere an einem Kummer trug. Hermann Hardt machte erst ein abweisendes Gesicht. Man

war in den letzten Jahren zu sehr auseinandergekommen. Dann kam es fast zögernd zwischen den Zähnen hervor: „Schlecht, sehr schlecht! Die Bank hat mir die Hypothek gekündigt und nun —“ er zuckte mit den Schultern, stand gebeugt da. „Na, Sie werden doch eine neue Hypothek aufnehmen können“, sagte Gall. Hardt schüttelte den Kopf. „Ich will nicht mehr“, erwiderte er fast trotzig. „Neues Geld zu neuen und schwereren Bedingungen — nein! Hab mich lang genug geschunden, den „Echtsbesitzer“ zu erhalten.“ Er wandte sich ganz nahe zu Friedrich Gall, packte dessen Arm. „Gall, wissen Sie mir nicht einen deutschen Käufer für mein halbes Gut?“ „Einen deutschen Käufer“ sann der Bauer nach, „das wird nicht so leicht sein. Unsere deutschen Jungen bekommen ja keine Auflassung! Der Berger hat doch unlängst auch seinem jüngeren Sohne eine Wirtschaft im Pofenschen kaufen wollen, aber nichts zu machen, die Behörde versagte die Auflassungsgenehmigung, trotzdem die Familie doch schon seit Generationen hier bodenständig ist!“ — „Na, warum kauft sich denn da nicht der Ältere an?“, wandte Hardt ein. „Der muß doch die Auflassung bekommen, hat er doch den Bolschewistenkrieg mitgemacht und dann Verwundungen heimgebracht und 'ne Auszeichnung auch noch! Ich weiß, daß er jetzt heiraten und der alte Berger ihm das Gut übergeben will, darum sollte der jüngere Bruder eine eigene Wirtschaft bekommen. Na, wenn der doch aber nicht kaufen kann, warum tut es dann nicht der andere?“ — „Das haben die Bergers auch schon erwogen“, fiel Gall ein, „aber die Braut will nicht aus dieser Gegend fort, weil sie als einzige Tochter nicht so weit von den Eltern weg sein will.“ — „Wenn er mein Land nähme“, sagte Hermann Hardt zögernd, „das ist ja ganz nah, ich habe schon ernsthaft daran gedacht, es ihm anzubieten — aber wir stehen in der letzten Zeit — Sie wissen, seit Peter geheiratet hat — in gar keinem Verkehr mehr mit den Bergers.“ — „Ach“, sagte da der Bauer Gall lebhaft „wenn es weiter nichts ist, da kann ich ja mal hin und hören, was die Bergers dazu sagen.“

Peter Hardt ging schon seit Wochen mit schwerem Kopf umher. Er mußte, daß die Bank die Hypothek gekündigt hatte. Er hatte mit dem Vater beratschlagen wollen, wo man neues Geld für die Ablösung aufnehmen könnte, aber der Alte hatte barsch gesagt: „Neue Schulden? Kommt gar nicht in Frage! Ich nehme nichts mehr auf!“ „Ja aber, Vater, womit willst du denn zahlen?“ hatte Peter ganz erschrocken eingewandt. Da war der Alte aufgefahren. „Das laß man meine Sorge sein, mein Junge! Mit der Mitgift deiner Frau zahl ich bestimmt nicht!“

Seitdem schwieg Peter davon, in tiefster Seele gekränkt. Der Vater wollte nicht mehr seine Sorgen um das Gut mit ihm teilen. Mit ihm, dem Sohne und Erben! Hatte er denn kein Anrecht mehr auf das Vertrauen des Vaters? Arbeitete er nicht unermüdlicher als ein Knecht? Die Armut Janinas hatte er ihm vorgeworfen! Ach nein, nicht ihre Armut war es, sondern die Enttäuschung, der Gedanke, daß seine Hoffnung so fehlgeschlagen, daß Peter so angeschmiert worden war. Das war es, was den Vater so bitter und ungerecht werden ließ. Da fraß sich auch die Bitternis in sein Herz.

Er dachte: Janina ist schuld daran, daß es zwischen mir und dem Vater nicht mehr wie früher ist, und er dachte daran, daß er doch erst eine Verbindung mit Janina in Erwägung gezogen hatte, nachdem ihm die Wierzbickis so viel von ihrem Vermögen erzählt hatten. Er hatte das für bare Münze gehalten, und er dachte an eine andere, der er nicht vom Heiraten gesprochen hatte, weil sie arm war. Um diese andere zu vergessen, hatte er sich in Janina verliebt, und die festsche Warschauerin verwischte Erikas Bild in seinem Herzen. Wie mochte es dem Mädcl jetzt wohl gehen? Sicher war sie schon verheiratet und hatte ihn auch längst vergessen!

Peter Hardt dachte: wenn ich gewußt hätte, daß die Janina auch nur arm ist, hätte ich wohl die Lene geheiratet. Das wäre zwar keine große Liebe geworden, aber einen guten Kameraden hätte ich in der Lene gehabt und — und wir gehörten beide einem Volke an.

Peter kam nach Hanse. Da lag Janina in der Sofaecke und las Romane. Das war ihre Hauptbeschäftigung. Sie hatte einen geblümten, seidenen Morgenrock an, dessen unterer Saum zerrissen war und herunterhing. Der Stoff der Atlaspantöffelchen an ihren Füßen war geplagt. Auch Janinas Gesicht hatte nichts von Frische an sich oder lag das nur daran, weil sie sich nicht gepudert hatte? Peter betrachtete seine Frau mit kritischen Blicken. Ihr war früher eine etwas nachlässige Eleganz eigen gewesen, die ganz gut zu ihr gepaßt hatte. Jetzt erschien sie ihm oft recht liederlich, seitdem Vater den Geldbeutel so fest zugeknöpft hielt.

„Du hättest dich doch aber auch schon anziehen können, Janina“ sagte Peter mißmutig, „es ist doch bereits später Nachmittag.“ Janina sah gähmend von ihrem Buche auf und reckte sich faul. „Wazu? Es kommt ja heut niemand zu uns. Ich wage es ja schon gar nicht mehr, einen Bekannten zu uns zu bitten, aus Furcht, der Vater könnte nachher jedes Glas Tee berweinen, das ich den Gästen vorsehe. Ach Gott, diese öde Langeweile ist doch oft ganz unerträglich!“

„Anziehen könntest du dich ja auch meinetwegen, und gegen die Langeweile gibt es ein vorzügliches Mittel — Arbeit, Pflichten!“

Peters Stimme klang schärfer, als er sonst mit ihr zu sprechen pflegte. Janina stampfte zornig mit dem Fuße. „Jetzt fängst du auch schon so an wie dein Vater! Wenn dir mein Morgenrock nicht gefällt, so kaufe mir doch einen neuen, bitte! Mir gefällt er auch schon lange nicht mehr! Und das mit der Arbeit bring mal lieber bei der Dora an, ich bin kein Diensthote!“

Sie schüttelte den Kopf, daß die dunklen Haare ihr Gesicht umflogen und ging auf klappernden, überhohen Absätzen aus dem Zimmer, denn nebenan hatte Danna geweiht, und Janina war eine sehr liebevolle, besorgte Mutter. Gleich darauf hörte Peter sie mit dem kleinen Mädchcn tändeln.

Der Tag rückte immer näher heran, an dem die Hypothekenschuld an die Bank zu zahlen war. Hermann Hardt schwieg noch immer. Peter war dieser Zustand unerträglich. Er mied seinen Vater, dessen Schweigen ihn kränkte, und er grollte seiner Fran, denn der Gedanke setzte sich in ihm fest:

sie hat die Schuld daran, daß ich noch immer nicht Herr dieses Bodens bin. Es kam so etwas wie eine Krisis über seine Ehe. Er schaute seine Frau jetzt mit nüchternen Augen an, und all das Fremde, Aparte an ihr, das sie vor den Franen hier ansgezeichnet hatte, erschien ihm plötzlich störend, nicht zu ihm passend. Es war so, als ob er, der an derbes, gefundes Bauernbrot gewöhnt war, plötzlich Sorte bekommen hatte, ein zucktiges, schön verziertes, lockendes Sortenstück. Ja und nun hatte er sich wohl den Magen daran verdorben und verlangte wieder nach dem täglichen duftenden, nahrhaften Bauernbrot.

Auch mit dem Kinde war es anders, als er es sich vorgestellt hatte. Er war nie mit dem Kinde allein, immer war es auf dem Arm der Amme oder seiner Mutter, die dann polnisch schwatzten, und so kam es, daß die Kleinen zärtlichen Worte, die für sein Töchterchen aus seinem Herzen aufquollen, erst den Umweg über das Hirn machen mußten, wo sie in die polnische Sprache übersetzt wurden. Dann aber klangen die Worte anders, fremder, nicht mehr so herzlich, nicht so wie die Worte geklungen hatten, mit denen seine Mutter ihn als Kleinen Knaben kosend gerufen hatte. Da war es ihm dann, als müßte er seine Zärtlichkeit, seine Liebe zu dem Kinde ansheben für eine Stunde, da sie allein sein würden.

Peters Tage wurden freudlos. Auch die Arbeit gewährte ihm keine Befriedigung mehr, denn zu nahe stand ihm die Sorge für die nächste Zukunft, und er hatte keinen Freund, mit dem er sich hätte aussprechen können. Janina? Das war eine Frau, mit der man alle Freuden des Lebens teilen konnte, seinen Sorgen würde sie verständnislos gegenüberstehen. Also schwieg Peter, aber es regte sich wie Bitterkeit in seinem Herzen, daß er in seiner Frau keinen Kameraden für die schweren, grauen Tage des Lebens gefunden hatte. Doch immer wieder schwand sein Groll, wenn der Abend kam und Janina, die um diese Tageszeit immer frisch und munter war, mit ihren weißen, gepflegten Händen, ihrem girenden Lachen, alles Bedrückende des Tages beiseite schob.

Oft kam Leutnant Witold abends zu Gast. Dann setzte sich Peter an das Klavier, und Witold tanzte mit Janina. Sie hatte ein glänzendes Kleid an, das sich eng an die schlanke Taille schmiegte, die rundlichen Formen herauspreßte und in weichen Falten über die Knie fiel. Dann vergaß Peter den Schlafrock mit dem abgerissenen Saum und die zerplagten Atlaspar-toffeln. Später machte Leutnant Witold Musik, und Janina tanzte mit Peter. Bald aber entwand sie sich ihm lachend. „Nein, Peter, du tanzst ja wie ein Bär, hast gar keine Eleganz dabei!“ und sie holte sich wieder den Leutnant.

Peter spielte und sah den beiden zu, wie sie beim Rhythmus der Klänge die Körper aneinanderschmiegeten, sich wieder lösten, die Beine im gleichen Takte schwingen. Jede Bewegung ihres Leibes brachte Janinas enganliegende Kleid plastisch zum Ausdruck. Man hatte miteinander Bruderschaft getrunken und nannte sich „Du.“ Der Leutnant machte abfolnt kein Fehl darans, wie sehr er in Frau Janina verliebt sei. Janina lachte dazu und ließ

sich seine Verehrung gern gefallen. Auch Peter lachte. Er war sich seiner Fran sicher und fühlte sich dem leichtsinnigen und gar nicht hübschen Leutnant gegenüber sehr überlegen.

Wenn Witold wieder fortfuhr — er kam stets im Dienstwagen, der Soldat mußte so lange in der Küche warten — dann küßte er Fran Janina wiederholt beide Hände und die kleinen Finger noch extra. War er fort, so nannte ihn Janina einen netten Idioten und warf sich Peter an den Hals. Mit heißen Lippen suchte sie seinen Mund. Da vergaß Peter, daß er am Tage den Kameraden in ihr vermißt hatte. Jetzt, jetzt war es ihm genug, daß er ein heißes, lebensstrophes Weib in den Armen hielt. Nichts war mehr grau und bedrückend, rosarot war die Nacht und voll girtenden lachenden Glückes.

Doch der Morgen kam und zerriß den rosaroten Vorhang und dahinter stand greinsend die Gorge, und die war wieder grau. Das Karmin von Janinas Lippen war fortgewischt, sie hatte einen blassen Mund. Die zerplatzten Pantoffeln standen vor dem Bette, und auf dem Boden lag zerdrückt das gestrige glänzende Kleid. Ernüchtert erhob sich Peter. Er dachte: Was ist das für eine Liebe, die den Tag nicht überdauert, die wie eine Seifenblase am Morgen zerplatzt?

27.

„Ich fahre heute in einer wichtigen Angelegenheit zur Stadt“ sagte Hermann Hardt zu seinem Sohne Peter. „Gage, bitte, der Dora, daß ich nicht zu Tisch sein werde.“ Er war sehr sorgfältig gekleidet und es war ein würdiger Ernst an ihm. Draußen fuhr der kleine Jagdwagen vor, den Hermann Hardt für seine Stadtfahrten benutzte. Janinas Auto ignorierte er, er hatte es noch nicht ein einziges Mal gebraucht, trotzdem es sein Geld war, mit dem die Wechsel für den Wagen gezahlt worden waren.

Der Alte stand da, als ob er darauf warte, daß Peter nach dem Zweck seiner Fahrt fragen sollte. Peter aber schwieg. Da trat er nahe an seinen Sohn heran und sagte: „Peter, ich fahre zum Notar und verkaufe dem Berger die Hälfte unseres Gutes.“ Peter hörte nur das eine Wort „verkaufen.“ „Vater!“ schrie er auf und faßte den Alten erregt an beide Arme. „Vater, was willst du tun?“ Der nickte bedächtig mit dem Kopfe. „Ich habe es mir genau überlegt, Peter: Es ist das Beste. 200 Morgen nimmt der Berger für seinen Sohn. Die 180 Morgen, die uns dann bleiben, gehören dann aber auch uns, und keine Bank hat ihr Geld darauf, und niemand hat uns was dazu zu sagen. Mit dem Guts Herrn ist es allerdings vorbei“ — ein Lächeln huschte über sein Gesicht — „wie uns nun der Baner ansteht, das zu zeigen, Peter, liegt an uns allein.“

Peter atmete tief anf. „Ach so“, sagte er, „so ist es.“ An diesen Anstöß hatte er nie gedacht, ihm erschien der ganze Boden seines väterlichen Besitzes immer als etwas Unberäuerliches.

Nach einer Weile sagte er zögernd: „Es mag wohl das Rechte sein, Vater, was du tust, wenn uns nur so viel Erde bleibt, daß sie uns das tägliche Brot gibt.“

In der Tür stand Janina. Langsam kam sie näher. Hermann Hardt ging hinans, ohne sie anzusehen. Sie kam ganz dicht an ihren Mann heran. Ihre Augen flimmerten grün. „Nun wirst du doch sicher nicht mehr Nein sagen, wenn ich dich darum bitte, dies hier aufzugeben, dir eine andere bessere Existenz zu gründen?“ Peter sah sie an, als ob er sie nicht verstünde. „Ich soll von hier fortgehen?“ sagte er endlich. „Nein, Janina, solange nur ein Fußbreit dieses Bodens mein ist, bleibe ich!“ Böse funkelte das grüne Licht in den Augen der Frau. „Als Bauer?“ „Ja, als Bauer!“ Klang fest die Antwort. „Und ich?“ „Du, Kind, ja du wirst dich anpassen müssen. Es werden vielleicht einige Änderungen in der Haushaltsführung eintreten, aber wenn du mich lieb hast, Janina —?“

Er versuchte, sie zu umfassen und an sich zu ziehen, doch sie entwand sich ihm schweigend und schritt zur Tür. An der Schwelle schaute sie sich noch einmal nm. „Gib dich um keinen törichten Illusionen hin, was meine Person betrifft! Ich bin eine Offizierstochter und bleibe es selbst als Frau eines Bauern!“ Das klang sehr hochmütig, und dann war sie hinaus mit wiegenden Hüften, mit stolz zurückgeworfeneinem Köpfschen.

Peter fuhr sich bekümmert durch das Haar. Es würde noch schwer werden mit Janina.

Ja, es wurde sehr schwer mit ihr. Hermann Hardt ordnete an, daß das kleine Auto verkauft werden sollte. Das kostete nur unnütze Steuern und schluckte das teure Benzin. Da gab es häßliche Szenen mit der jungen Frau. Janina war empört und wollte den Wagen durchaus nicht hergeben, zu sehr hatte sie sich schon an die kleinen Spazierbummelfahrten gewöhnt. Doch der Alte war plötzlich von der Idee belesen, alles ganz einfach und bäuerlich zu gestalten, und das Auto mußte fort. Dann kündigte er der Köchin Mania, Dora und Mimma sollten wieder die einfachen Gerichte kochen, die es früher bei den Hardts gegeben hatte. Auch Kasja sollte entlassen werden. Danusia war nicht mehr so klein, daß sie noch eine Amme brauchte. Frau Janina sollte das Kind selbst versehen.

Hardt ließ einige Zimmer des geräumigen Hauses abschließen. Da hatte Mimma dann weniger Arbeit mit dem Hause. Ein Bauer brauchte keine Salons. Janina tobte und herweinte ihr Schicksal, das sie solchen deutschen Grobianen ausgeliefert hatte. Dann schloß sie sich in ihrem Zimmer ein, und kein Mensch durfte zu ihr hinein außer Kasja mit dem Kinde.

Nach zwei Tagen aber erschien Janina plötzlich am Mittagstisch. Sie hatte ein lachendes frischgepudertes Gesicht und ein herzförmiges Zimnobermündchen. Und sie hatte eine Idee! Eine blendende geniale Idee! Sie wollte ein Pensionat, eine Sommerfrische einrichten! Weshalb sollten auch die vielen Zimmer unbenutzt stehen, wenn man damit Geld verdienen konnte! Nur bessere Gäste wollte sie natürlich aufnehmen, die für gute Verpflegung auch

entsprechend zahlen würden. Die Lage Schöntals an der Weichsel war ganz geeignet als Sommerfrische. Eigenen Wald hatte man auch in der Nähe und den großen Park brauchte der Schwiegervater dann auch nicht zu Gemüseland umzuwandeln, was er eigentlich zu tun beabsichtigte. Die Produkte für die Verpflegung lieferte ja zum größten Theile der eigene Betrieb, da mußte doch also ein ganz guter Gewinn herausgeschlagen werden können.

So entwarf Janina ihre Pläne und merkte dabei gar nicht, daß es eine ganz gewöhnliche Krautsuppe war, die sie aß, denn heute hatte bereits Dora wieder gekocht. Mania packte schon ihre Sachen. Jetzt natürlich konnte Mania bleiben. Es würde doch bald für ein ganzes Hans voller Menschen zu kochen sein, das konnte Dora nicht schaffen. Auch Kasia mußte bleiben, denn die Hausfrau würde ja so vielerlei auf dem Kopfe haben, daß sie da unmöglich ständig das Kind um sich haben konnte. Außerdem konnte Kasia bei der Bedienung helfen.

Hermann Hardt schüttelte den Kopf zu den Plänen seiner Schwiegertochter. Der Gedanke, fremde Menschen mit Gott weiß was für Ausprüchen, mit ihrem Lärm und ihrer Unruhe in sein Haus zu bekommen, behagte ihm nicht. Aber Janina schob alle Einwände beiseite. Die Pensionsgäste konnten den Haupteingang benutzen. Da kamen sie ihm gar nicht in den Weg, denn seine Zimmer lagen an dem Seiteneingang, der mit den Zimmern der Fremden nicht in Verbindung stand. Er brauchte sich doch überhaupt nicht um die Leute zu kümmern, sie würde allein alles leiten und lenken.

Janina schilderte mit beredten Worten die Vorteile und den Gewinn, den das Pensionat ihnen einbringen würde, und der alte Hardt sah das Geld bereits in breitem Strom in seine Kasse fließen. Schließlich sagte er zu allem ja. Rann war ja genügend da, und wenn es Janina so gern wollte, warum sollte sie sich dann nicht auf diese Art nützlich machen? Eine Bäuerin würde sie ja doch nicht werden, und in die verkleinerten Verhältnisse wollte sie sich auch nicht schicken, und er hatte es schon satt, sie mit der Miene einer gekränkten Königin fanl in der Sofaecke hocken zu sehen.

Mit Feuerifer betrieb Janina die Vorbereitungen zur Aufnahme der Fremden. Peter machte runde Augen, als er sah, daß das Temperament seiner Frau sich auch auf die Arbeit erstrecken konnte. Er hatte ihr also Unrecht getan mit seiner Annahme, sie würde nie Verständnis für seine Sorgen nur die Existenz zeigen.

Janina setzte die Zimmer in stand. Der Tischler mußte einige Möbel umarbeiten. Neues konnte leider nicht gekauft werden. Das hatte Hermann Hardt verweigert, und Janina wollte doch so gern moderne Räume schaffen. Sie ließ ihre in müßigen Stunden angefangenen Bilder vom Boden holen, beendete sie mit kühnen Pinselstrichen und hing sie an die Wände.

Peter betrachtete die Gemälde mit kritischen Blicken. Sie waren sehr bunt und dekorativ, nur manchmal war es schwer zu erkennen, was sie vorstellen sollten.

Von den schweren Fenstervorhängen ließ Janina nur schmale Randstreifen übrig, die sie etwas phantastisch drapierte. Wo ein Bettgestell fehlte, zauberte sie mit Hilfe einer alten Matratze und bunter Decken ein Ruhebett hin oder ließ ein einfaches Feldbett aufstellen, das sie aus der Kutscherkammer heraustragen ließ. Der Kutscher konnte ja auf dem Strohsack auf der Erde schlafen.

Schließlich fand Janina die Zimmer elegant genug und wandte sich anderen Aufgaben zu. Die Arbeiter mußten einen Badestrand an der Weichsel anlegen. An einer Stelle, wo das Wasser nicht so tief war, wurden die Weiden einen Streifen am Ufer entlang ausgerodet und feiner Weichselkies geschüttet, den die Männer aus dem Grunde des Flusses heraufholten. Dann wurde noch eine, in mehrere Kabinen geteilte Bretterbude aufgestellt, und der Badestrand war fertig.

Am nächsten Tage waren die Ankleidekabinen allerdings nur noch in Resten vorhanden, fast das ganze Holz war über Nacht gestohlen worden. Janina ließ die Bude wieder herrichten und nachts von einem großen und sehr scharfen Hunde bewachen. Dann gab sie in einigen Zeitungen große Inserate auf, in denen sie ihre Sommerfrische „Janinalust“ empfahl.

Als erster meldete sich ein Ingenieur aus Wilna an, der mit seiner Frau seinen Urlaub in Pommerellen verbringen wollte. Der Herr Ingenieur machte einen sehr soliden Eindruck und bezahlte das Pensionsgeld gleich für einen ganzen Monat im Voraus, wobei er bemerkte, daß er einen längeren Urlaub habe, und, falls er mit der Verpflegung zufrieden sein werde, auch noch länger bleiben würde. Die Frau machte einen weniger günstigen Eindruck. Sie war ordinar geschminkt und in der Bedienung sehr anspruchsvoll. Das Paar schien erst kurze Zeit verheiratet zu sein. Sobald sie sich allein glaubten, schnäbelten sie wie verliebte Tauben. Dazu war die Frau anscheinend recht eifersüchtig und war stets mit mißtrauischem Gesichte dabei, wenn ihr Mann mit einem weiblichen Wesen sprach, ganz gleich, ob dies Janina oder das Hausmädchen war.

Dann kam noch ein hübsches, blasses Fräulein, das sich vorher brieflich danach erkundigt hatte, ob „Janinalust“ ein deutsches Haus sei. Peter hatte bejahend geantwortet, und jetzt war Fräulein Christel doch etwas verwirrt, daß die Hausfrau sie Pani Krysta nannte. Sie bat, ihr den deutschen Namen zu belassen, in der polnischen Aussprache klänge er ihr zu fremd.

Janina und Peter zeigten Fräulein Christel den Park. Da trippelte Danusia an der Hand ihrer Amme. „Ist das Ihr Kind?“ fragte das junge Mädchen und war schon bei der Kleinen. „Welch ein süßes, reizendes Geschöpf! Ach, ich habe Kinder so gern! Komm, du kleine Puppe!“ lockte sie das Kind, „komm, wir wollen spielen!“ Danusia schmiegte sich an die Amme. „Ja nie chce!“ *) wehrte sie ab. „Komm Liebling!“ lockte Christel noch einmal, „sag mir, wie du heißt!“

*) Ich will nicht.

Danusia barg ihr Gesicht in Kafias Kleiderfalten. Die neigte sich mit einem ganzen Schwall polnischer Worte beruhigend zu dem Kinde. Erstaunt schaute Christel die Eltern an. „Sie geben Ihrem deutschen Kinde eine polnische Wärterin?“ fragte sie zu Peter gewandt. Der wußte nicht, sollte er sagen: „Daran hat meine Frau Schuld“, oder „das geht Sie doch gar nichts an!“

Zanina antwortete für ihren Mann: „Unser Kind wird polnisch erzogen, das halten wir für richtiger.“ Peter stand daneben und biß sich auf die Lippen; er fühlte, wie er vor diesem Mädchen erröthete.

Seit Fräulein Christel Pawlikowski da war, wurde bei Tisch deutsch gesprochen. Fröhlich und selbstverständlich gebrauchte sie ihre Muttersprache. Das lockte den alten Herrn Hardt herbei, und er nahm ebenfalls an den gemeinsamen Mahlzeiten teil. Nun konnte die Hausfrau nicht anders, sie mußte auch deutsch sprechen und dann erwies es sich, daß auch der Herr Ingenieur diese Sprache notdürftig beherrschte. Was er nicht so recht verstand, übersetzte ihm Zanina.

Als vierter Feriengast erschien eine schon recht angejahrte, äußerst dicke, prustende Frau. Sie nannte sich Frau Landrichter Eckhardt und bemerkte gleich, daß sie trotz dieses deutschen Namens Polin sei. Jetzt wurde die Unterhaltung bei Tisch so geführt: Fräulein Christel, Hermann Hardt und — zu Zaninas Verwunderung — auch Peter — sprachen deutsch. Die Frau Landrichter — sie hörte diesen Titel gern — antwortete auf polnisch, trotzdem sie deutsch verstand, denn sie war, wie sie erzählte, vor ihrer Heirat in Wien Sängerin gewesen. Sie trug ständig einen grellen, seidenen Schal um den Hals gebunden und sprach leise, um ihre Stimme zu schonen, von ihrer glänzenden Laufbahn als „Nachtigall von Wien.“ Die Gesellschaft wußte es ja nicht, daß diese Sängerbahn nur in ihrer Phantasie bestand. Der Ingenieur sprach deutsch mit polnischen Ausdrücken gespickt. Mit seiner Frau sprach er polnisch, denn die verstand keine andere Sprache. Zanina als Wirtin wollte es allen recht machen und wandte sich an jeden in seiner Sprache.

Eines Tages war Leutnant Witold da. Er hatte etliche Koffer und einen Freund, einen Sizilianer, mitgebracht, den er als Direktor Kruskowski vorstellte. Der Leutnant hatte vier Wochen Urlaub bekommen, und da meinte er, die Landluft, wenn sie an Zaninas Seite zu atmen wäre, würde ihm sehr gut bekommen. Er wich der Hausfrau auch nicht von der Seite, wenn man Waldausflüge machte oder an der Weichsel lag. Das Ingenieurpaar war mit sich beschäftigt, so blieb für Fräulein Christel nur der Direktor Kruskowski, ein Junggeselle Anfang der Dreißig, zur Gesellschaft. Frau Eckhardt hielt sich fast ausschließlich im Parke auf. Sie war zu bequem, um weitere Ausflüge mitzumachen. Peter war am Tage nicht abkömmlich, er hatte seine Arbeit. Abends wurde viel getanzt. Zanina und die Ingenieurfrau waren sehr dafür, doch Fräulein Christel konnte nur selten mitmachen. Sie hatte erst vor kurzem eine schwere Krankheit überstanden, von deren

Folgen sie sich in Schöntal erholen wollte, da strengte das Tanzen sie noch zu sehr au. Lieber saß sie und ließ sich von Krukowski unterhalten.

Peter hatte bald bemerkt, daß der Direktor ein großes Interesse für Fräulein Pawlikowski zeigte. Das beunruhigte ihn. Es beunruhigte ihn mehr als der Flirt seiner Frau mit dem schwächtigen Leutnant, dessen beste Fähigkeiten das Sporenklirren und Tanzen waren. Peter sandte dem jungen Mädchen fragende Blicke zu. Dann brachte er ihnen die dicke Frau Landrichter. Die erzählte sofort gruselige Geschichten von Geistern, mit denen sie in Verbindung stand. Da war erst ihr verstorbenen Mann, der selige Herr Landrichter, der sie jede Nacht als Geist besuchte. Aber auch noch andere Geister, böse und gute, kämen zu ihr. Und hellsehen könne sie auch und wisse die geheimsten Gedanken eines Menschen. Dabei verdrehte sie die dunkeluntermalten Augen in erschreckender Weise und machte mit den gespreizten Händen geheimnisvolle Zeichen.

Die Herrschaften rückten näher an sie heran. Es fing an, hübsch gruselig zu werden. Frau Eckhardt hatte sich in den Sessel zurückgelehnt. Ihre Augen bohrten sich starr in das Gesicht des Ingenieurs. Plötzlich schob sie nach vorn und hielt ihm ihre ringbeladenen, dicken Finger vor die Augen. „Sie haben eine Frau in Wilna, eine Frau und drei unmündige Kinder, die Sie verlassen haben!“ rief sie. „Das ist infam!“ schrie der Ingenieur, und seine Frau sprang auf Frau Eckhardt zu und wollte ihr mit den spitzen Fingernägeln in das Gesicht fahren. Janina riß sie im letzten Augenblick zurück. „Aber, meine Herrschaften“ lachte sie, „ich bitte Sie, das war doch nur ein Spaß! Die Frau Landrichter hat doch einen Scherz gemacht!“ Frau Eckhardt lachte dunkel. „Aber ja doch, das war nur ein Scherz!“ Dann bat sie mit liebenswürdigen Worten das Ehepaar um Entschuldigung, doch das zog sich bald darauf, mit noch immer gekränkter Miene, zurück.

Kaum waren die beiden hinaus, da blickte Frau Eckhardt mit triumphierender Miene um sich. „Und es ist doch wahr, was ich ihm sagte! Nun, was sagen Sie jetzt dazu?“ Sie wurde eifrig zu ihrer seltenen Gabe beglückwünscht. „Was werden Sie nun mit den beiden machen? Behalten Sie sie hier?“ wandte sich Fräulein Pawlikowski an die Hausfrau. „Nichts werde ich machen!“ lachte Janina. „Warum sollten die denn auch fort? Wenn ich zehn andere Paare hereinbekäme, würde ich schon von vornherein annehmen, daß mindestens fünf von ihnen nicht miteinander getraut sind. Das ist doch nichts Seltenes!“ Frau Eckhardt blähte sich vor Stolz und prustete wie ein Nilpferd. Es brauchte ja niemand etwas davon zu wissen, daß sie gestern einen Streit des Ingenieurpaares belauscht hatte. Da hatte ihm die Frau gedroht, sie würde an seine Gattin nach Wilna schreiben, dann käme die gleich mit den drei Kindern her und mache ihm einen fürchterlichen Skandal.

Fräulein Christel beschäftigte sich oft mit der kleinen Danusia. Die hatte sich schon an die neue Tante gewöhnt und spielte gern mit ihr und lernte von dem fremden Mädchen die ersten deutschen Worte, so statt Tatus

„Vater“ sagen. Christel saß mit Danusia auf einer Bank im Park. Da tauchte Hermann Hardt auf dem Wege auf. Danusia strebte von der Bank herunter und eilte mit kleinen Schritten dem Alten entgegen. Sie hatten schon miteinander Freundschaft geschlossen. Als Janina das Pensionat eingerichtet hatte, wurde die Kasia beim Neinnachen gebraucht. Niemand hatte Zeit für das Kind, und Janina war schließlich froh, wenn der alte Hardt es zu sich nahm. Mit ausgebreiteten Armen lief ihm Danusia entgegen. Er fing sie auf und hob sie empor. „Moja Kochana Danusia!“ „Doßvater! Doßvater!“ jauchzte das Kind. Hermann Hardt stufte. Wie Erschrecken ging es über sein Gesicht. Hatte die polnische Atmosphäre, die Janina in sein Haus gebracht hatte, auch ihn schon so durchdrungen, daß sein Mund fast unbewußte polnische Laute formte, wenn er mit seines Sohnes Kinde sprach? Und das Kind, wie hatte es ihn genannt? Großvater!

Der Alte stellte die Kleine behutsam auf die Erde. Fräulein Pawlikowski drohte ihm mit dem Finger. „Ich glaube, Herr Hardt, Sie sind auch nicht immun gegen den Poloniserungsbazillus, den Ihre Schwiegertochter hier verbreitet hat.“ „Um mich noch umkrempleln zu lassen, dazu bin ich ja wohl schon zu alt. Hab' nur eben für ein Weilchen vergessen, daß wir unaufhörlich hier im Kampfe stehen, im Abwehrkampfe gegen alles Fremde, das uns unsere eigene Art nehmen will.“

Kasia kam, um die kleine Danusia zu holen. Frau Janina stand um diese Zeit von ihrem Nachmittagschläschen auf und würde vielleicht nach dem Kinde fragen. Sie mochte es aber nicht, daß Danusia sich bei Fräulein Christel aufhielt. Das wußte Kasia. Sie dachte aber, was kann es der Kleinen denn schaden, wenn sie mit dem freundlichen deutschen Fräulein spielt? Das Fräulein hatte der Kasia schon manches Mal ein Geldstück in die Hand gedrückt, darum brachte sie ihr, wenn die gnädige Frau schlief, Danusia gern in den Park und ging mit der Mania ein Schwätzchen zu machen. Mania hatte in dieser Stunde vor dem Nachmittagskaffee auch immer Zeit zum Plaudern. Danusia ging mit ihrer Kinderfrau in das Haus, und auch Hardt entfernte sich.

Christel schlenderte langsam durch den Park. Sie liebte diesen großen Park mit den hohen, alten Bäumen, in dem alles so ungekünstelt wuchs, wie die Natur es hervorbrachte, denn der Hardt'sche Gärtner hatte so viel mit dem Obst- und Gemüsegärten zu tun, daß er wenig Zeit für den Park übrig hatte. Nur gerade das Stück um das Haus herum bepflanzte er mit Blumen.

Am liebsten stand Christel aber auf der Brücke aus Birkenstämmchen und schaute in das murmelnde Bächlein, das so eilig durch den Park floss und weiter hinaus durch die Felder, bis es die große Mutter Weichsel aufnahm. Heute stand schon jemand auf der Brücke. Peter Hardt war es. Seit wann hatte er denn am Werktagnachmittag Zeit, in der Natur zu schwärmen? Christels diesbezügliche Frage beantwortete er ausweichend. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben, drückte an ein paar belanglosen Worten herum. Da fiel es Christel ein, daß sie ihm gestern erzählt hatte, daß dies hier ihr Lieblingsplätzchen sei.

„Haben Sie auf mich gewartet, Herr Hardt?“ fragte sie neugierig. „Ja“ sagte Peter zögernd, „ich habe mit Ihnen sprechen wollen.“ Das Mädchen warf Kieselsteine, die es unterwegs für diesen Zweck aufgelesen hatte, in das Wasser und freute sich, wenn es laut plumpste. „Schießen Sie los!“

Peter schwieg eine Weile, dann sagte er gerade heraus: „Fräulein Christel, ich hätte gern gewußt, was Sie als deutsches Mädchen von einer Verbindung zwischen einer Deutschen und einem Polen halten!“ Christel plumpste gleichmütig ihre Steine weiter in das Wasser. „Hm. Wenn Sie gesagt hätten zwischen einem Deutschen und einer Polin, dann hätte ich Ihnen geantwortet: dem heiratslustigen jungen Manne sollte man so lange das Leder gerben, bis es ihm in seinen Verstand eingeht, daß er damit eine große Schuld gegen sein Volk auf sich lädt, denn seine Familie wird mal ganz bestimmt polnisch und ein sicher sehr liebenswertes, deutsches Mädchen vergrößert die Zahl der Lediggebliebenen.“ Sie sagte es sehr auszüglich.

Peter tat, als ob er es nicht bemerkt habe. Ihr Spiel mit den Steinchen machte ihn nervös. „Ja, ist es denn im umgekehrten Falle etwas anderes?“ wunderte er sich.

Christel warf den ganzen Rest ihrer Steine mit einem Male in das Wasser und säuberte sich die Hände umständlich mit dem Taschentuche. „Ja, das ist etwas ganz anderes! Wenn die Frau überhaupt die Absicht hat, ihr Deutschtum zu bewahren und nicht gerade schwachen Charakters ist, so wird ihr auch der polnische Mann kein Hindernis sein, deutsch zu bleiben und die Kinder deutsch zu erziehen.“

„Halt!“ rief Peter, „das ist nichts als Theorie! Gewiß steht die verheiratete Frau nicht so wie der Mann im Lebenskampfe und hat nicht die fortwährende Berührung mit der andersvölkischen Umgebung — aber die Kinder! Auf deren Erziehung hat auch der polnische Ehemann Einfluß, und Schule und Spielgefährten sorgen bald dafür, daß die Kinder sich lieber zu dem Volke bekennen, das sie täglich um sich haben und zu dem auch der Vater gehört, — als zu jenem, von dem ihnen nur die Mutter erzählt, und das sie nicht kennen.“

Sie standen beide an das Brückengeländer gelehnt und schauten in das Wasser. Verstoßen wandte das Mädchen seinen Blick dem Manne zu. Ernst, fast traurig war sein Gesicht, als er weiter sprach. „Ich bin ein Bauer, ich hätte so gern noch einen Knaben zu meinem Mädchen gehabt — und doch weiß ich nicht, ob ich mich über seine Geburt freuen würde, denn es würde ein Kind meiner Frau, ein Kind seiner polnischen Umwelt sein.“ Peter sprach leise wie zu sich selbst, er sah das Mädchen an seiner Seite nicht. „Das sind Dinge, die ein junger Mensch vor der Hochzeit gar nicht in Erwägung zieht, weil sie keine Wichtigkeit für ihn haben. Wichtig ist ihm nur sein Eheglück und sein Vorwärtskommen. Doch eines Tages sind Eheglück und Brot nur äußerliche Dinge zweiter Geltung, und wichtig ist vor allem das, was wir in uns haben und von dem wir nicht los können — unser Blut. Wir suchen es in unseren Kindern und wünschen es so zu sehen, daß wir uns selbst darin wiederfinden — doch wir finden es überfremdet. Da steht man denn da und läßt

alles gehen, wie es will, denn wenn beide Eltern an den Kindern herumzerren und jeder sie zu Gliedern nur seines Volkes erziehen will, da werden schließlich Zerrbilder daraus, die nicht wissen, was sie sind und wo sie hingehören.“

Christel schüttelte lebhaft den Kopf. „Nein, nein, Herr Hardt! So stelle ich es mir doch nicht vor! Wenn ich zum Beispiel einen Polen heiraten sollte, so würde ich mich vorher darüber aussprechen, daß jeder von uns ungestört seine Nationalität behalten soll und wir die Kinder so erziehen werden, daß sie die Völker beider Eltern lieben und achten lernen!“

Peters Gesicht drückte Zweifel aus. „In der Wirklichkeit ist es aber gewöhnlich doch so, daß ein Ehepaar sein völkisches Eigenleben aufgeben muß.“ Er legte vertraulich seine Hand auf des Mädchens Arm. „Ist es da nicht besser“, fuhr er fort, „noch ein Weilchen zu warten, bis doch noch der richtige Freier aus dem eigenen Volke kommt?“

Christel antwortete nicht sogleich. Sie spähte angestrengt nach einem Busche am Wege, hinter dem seit geraumer Weile eine weiße Gestalt stand. „Warten?“ sagte sie endlich. „Es ist ein recht hoffnungsloses Warten, wenn man weiß, daß es hier dreimal so viel erwachsene deutsche Mädchen als junge Männer gibt! Wir sind zu Hause vier heiratsfähige Schwestern, an Leib und Seele gerade gewachsen, und doch hat noch keine von uns einen, auf den sie warten könnte. So wie bei uns ist es aber in sehr vielen Familien. Die Burschen sind nach Deutschland ausgewandert, die Mädchen blieben bei den Eltern und sind nun dazu verurteilt, das Leben als verschumpftes, altes Jüngferlein zu beschließen, wenn sie nicht den Mut haben, eine Ehe mit einem Polen einzugehen.“

Die weiße Gestalt hinter dem Busche trat hervor und klatschte in die Hände. Es war Frau Janina. Sie kam näher und rief: „Der Kaffeetisch ist gedeckt! Ich bitte!“ Als sie nahe an Christel war, die ihr mit Peter entgegenkam, musterte sie das Mädchen mit einem beleidigenden Blicke von oben bis unten, dann drehte sie sich auf dem Absatz herum und ging den Weg zurück.

Christel war das Blut in das Gesicht gestiegen, sie warf den Kopf zurück und sagte heftig: „Wenn Sie annehmen, ich hätte mit Ihrem Manne geflirtet, so sind Sie sehr im Irrtum, Frau Hardt!“ Janina wandte sich halb zurück. Ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck spöttischen Lächelns. „Warum sollten Sie denn nicht auch zur Abwechslung einmal mit Peter flirten? Das würde ich meinem Manne gar nicht verargen.“

„Janina!“ brauste Peter auf. „Was soll dies Benehmen?“ Die Frau lachte laut auf und eilte auf das Mädchen zu. „Aber das war doch nur ein Scherz! Gott, was seid ihr Deutschen doch für schwerfällige und unanrühbare Menschen!“

Sie versuchte, sich bei Christel einzuhängen, doch die entzog ihr den Arm und ging ein paar Schritte schneller voraus. Da nahm Janina achselzuckend den Arm ihres Mannes.

„Geh und entschuldige dich bei dem Mädchen“ flüsterte ihr Peter zu. Als Antwort tippte sie sich lächelnd an die Stirn. Da machte auch Peter

sich los und ging mit langen Schritten hinter Christel her. „Fräulein Pawlikowski“, sagte er so laut, daß Janina es hören mußte, „meine Frau bittet Sie sehr um Entschuldigung für den ungebührlichen Scherz!“

Am Abend saß man auf der Terrasse. Es war sehr warm und niemand hatte heute Lust zum Tanzen. Krukowski saß wie gewöhnlich neben Christel. „Fräulein Pawlikowski“, sagte er, „in dieser letzten Woche meines Aufenthaltes in „Janinalust“ muß ich Ihnen aber noch die Anfangsgründe der polnischen Sprache beibringen. Ich verspreche, Ihnen ein ebenso eifriger, wie geduldiger Lehrer zu sein!“

Das Mädchen lächelte. „Die Mühe können Sie sich sparen, Herr Krukowski. Ich spreche sehr gut polnisch! Ich helfe meinen Eltern oft im Geschäft, da muß ich es doch verstehen.“ „Ich habe Sie hier aber noch nie ein polnisches Wort sprechen hören“, sagte Krukowski ganz überrascht. Christel nickte. „Meine Muttersprache ist mir so edel und schön, daß ich eine andere nur dann gebrauche, wenn es unbedingt sein muß. Hier aber verstehen Sie doch alle deutsch!“

Krukowski sog hastig an seiner Zigarette; er sah nachdenklich vor sich hin. „Seit wieviel Generationen ist denn die Familie Pawlikowski deutsch, daß die Germanisierung so nachhaltig gewirkt hat?“

Mit klaren Augen begegnete Christel seinem fragenden Blicke. „Mein Urgroßvater, ein einfacher Tagelöhner, verunglückte bei der Arbeit. Eine Woche darauf kam mein Großvater als erstes Kind zur Welt. Seine Mutter starb bei der Geburt. Verwandte, die das Kind zu sich genommen hätten, waren nicht da. Da erbarmte sich die deutsche Gutsherrin und nahm das Tagelöhnerkind auf. Sie erzog es gemeinsam mit ihren eigenen Kindern. Später nahm sich mein Großvater eine deutsche Frau und brachte so das deutsche Blut in unsere Familie. Auch meine Mutter ist rein deutscher Herkunft. Von den polnischen Pawlikowskis, die mein Großvater also nicht einmal gekannt hat, ist nichts geblieben als der Name. Mein Vater sagt: gerade weil wir als Deutsche einen polnischen Namen tragen, sind wir verpflichtet, unser Deutschtum besonders hervorzuheben und hochzuhalten. Das hat ihm zwar schon manchen geschäftlichen Nachteil eingebracht, trotzdem steht seine deutsche Gesinnung unerschütterlich und auch uns Kinder hat er so erzogen, daß wir unsere deutsche Art nie verleugnen werden.“

Es war eine Weile still auf der Terrasse. Krukowski stand schweigend auf und küßte Christel die Hand. Dann wandte er sich an Frau Eckhardt. „Gestatten Sie, Frau Landrichter, daß ich Ihnen meinen Arm zu einem kleinen Spaziergange anbiete.“ Erfreut hingte sich Frau Eckhardt mit ihrer ganzen Schwere ein und strebte mit Krukowski dem dunkelnden Parke zu.

Ostll schaute ihnen Christel nach. Sie hatte es bei seinem Handkuß empfunden: dies war der Schlußstrich unter ein Kapitel, das noch nicht einmal begonnen hatte. Plötzlich stand Peter neben ihr und sie fühlte seine Hand wieder wie am Nachmittage auf ihrem Arme. Bevor er etwas sagen konnte, nickte ihm Christel zu. „Nun werde ich es doch mit dem Warten probieren, ich bin ja noch so jung.“

Die alte Dora stand vor Frau Janinas Zimmertür. Sie wartete darauf, daß Janina sich endlich sprechen lassen würde, denn sie wollte ihr das Wirtschaftsbuch vorlegen. Schon seit Tagen wollte sie dies tun, doch Frau Hardt hatte nie Zeit für sie gehabt. Endlich regte sich etwas in dem Zimmer. Dora klopfte an und ging hinein. „Nun, was bringen Sie denn?“ fragte Janina misstrauisch. Sie hatte schlechte Laune. Leutnant Witold war seit gestern fort, sein Urlaub war zu Ende. Kruskowski war schon vor einer Woche abgereist, früher als er ursprünglich beabsichtigt hatte, Christel würde in einigen Tagen fahren. Es hatten sich zwar schon einige neue Gäste angemeldet, aber alles ältere Herrschaften. Das versprach ja ein recht langweiliger Monat zu werden.

Dora klappte das Buch auf, das sie mitgebracht hatte. „Ehrwürdige Frau, das Pensionat hat uns bisher auch nicht einen Groschen Gewinn eingebracht, alles ist für die Verpflegung draufgegangen!“ Sie reichte der Frau das Buch, die nervös darin herumblätterte. „Ja, wie kommt denn das“ sagte Janina unsicher, „vielleicht haben Sie einige Ausgaben doppelt eingetragen?“ Ein entrüsteter Blick Doras traf sie. „Ich habe alles gewissenhaft nachgeprüft“, sagte sie spitz. „Wir wirtschaften eben zu kostspielig. Dabei habe ich noch gar nichts für die Zimmer mit eingerechnet, sondern nur die Gehälter der Köchin und des Stubenmädchens berücksichtigt.“ Janina schaute ratlos drein. „Ja, was macht man denn da? Die Preise kann ich jetzt nicht mehr erhöhen.“ „Der zweite Fleischgang kann aber eingespart und ein billigerer Nachtrisch gegeben werden, wie ich das gleich geraten habe“, sagte Dora. „Auch könnte das Abendbrot viel einfacher sein. Die Gäste müssen es doch einsehen, daß sie für das Geld nicht so viel verlangen können!“ Eine ungeduldige Bewegung Janinas ließ sie verstummen. „Es ist schon gut, Dora, ich werde mir überlegen, was da zu tun ist und Ihnen dann Bescheid geben. Es wird schon irgendwie werden!“

Es blieb aber alles beim alten. Neue Gäste kamen, lobten den guten Tisch und fühlten sich sehr wohl. Frau Eckhardt war noch geblieben, und auch das Ingenieurpaar wollte noch diesen Monat in „Janinalust“ verbringen. Allerdings hatten sie Janina gebeten, noch etwas auf das Pensionatsgeld zu warten, der Herr Ingenieur wollte sich sein Gehalt hierher überweisen lassen, und das würde wohl erst in etlichen Tagen eintreffen. Aus den Tagen wurden Wochen, doch das Gehalt kam nicht.

Janina fehlte das Geld schon sehr. Sie mußte bereits bei dem Kaufmann Ware auf Kredit nehmen. Davon durfte Peter allerdings nichts wissen. Na, sie würde schon alles heimlich regeln, sobald ihr der Ingenieur bezahlte.

Dora kam schon wieder mit dem Wirtschaftsbuche an und wollte wissen, was die Carduen kosteten, die Janina gestern aus der Stadt gebracht hatte. Gleichzeitig bemerkte sie, daß die Ausgaben auch diesen Monat nicht gesunken seien. Frau Janina machte ein böses Gesicht. „Ach, hören Sie doch endlich

mit dem dummen Geschreie auf! Wer hat Sie denn überhaupt geheißen, alles einzuschreiben?“

Dora bekam einen roten Kopf. „Aber, gnädige Frau, man muß doch jederzeit wissen, was der Haushalt kostet! Wenn das Pensionat bei aller Mühe und Arbeit keinen Überschuß abwirft, hat das doch alles keinen Zweck.“ Janina stampfte zornig mit dem Fuße auf. „Ob es etwas einbringt oder nicht, das ist meine Sache und geht Sie nichts an. Ihre Eintragungen unterlassen Sie von jetzt ab! Hören Sie?! Ich will es so! Es genügt vollkommen, wenn ich meine Ausgaben kenne.“

Voller Empörung ging Dora hinaus. Am späten Abend saß sie dann aber doch wieder und rechnete bis auf den Groschen nach, was der Tag wieder gekostet hatte. Das gehörte eben zu einer ordentlichen Wirtschaftsführung. Neben ihr saß Minna und besserte Tischwäsche aus. Es war schon fast gar nicht mehr möglich, das alte verwaschene Zeug noch zusammenzuhalten.

Es klopfte an der Thür, und Kasia steckte ihren Kopf hinein. „Das kleine Fräulein ist unruhig und hat etwas Fieber“, sagte sie mit besorgter Stimme. „Ich weiß nicht, ob ich die gnädige Frau wecken soll.“ Dora ging mit Kasia in das Kinderzimmer. Danusia weinte in ihrem Bettchen und wollte nicht schlafen. Das Fieber war aber nur gering. „Sie wird vielleicht die Masern bekommen, im Dorfe haben sie mehrere Kinder“, sagte Dora.

Die Frauen beschloßen, Frau Hardt heute nicht mehr zu beunruhigen, falls Danusias Zustand sich nicht verschlimmere. Sie wollten aber abwechselnd bei dem Kinde wachen.

Früh fuhr Peter selbst zur Stadt, den Arzt zu holen. Nach einigen Tagen stellte es sich heraus, daß Danusia Scharlach hatte. Die Gäste fuhren überstürzt ab und mit ihnen heimlich und leise das Ingenieurehepaar, ohne das Pensionsgeld für die letzten vier Wochen bezahlt zu haben.

Nur Frau Eckhardt blieb. Sie fürchtete sich nicht vor dem Scharlach und wollte der armen Frau Janina in diesen schweren Tagen beistehen. Janina war wie umgewandelt. Sie, die noch vor kurzem ihre Lage nur mit Lang und Spiel, mit Flirt und tausend nichtigen Dingen ausgefüllt hatte, hatte plötzlich nur das eine Lebensziel: ihr Kind, ihre kleine Danusia wieder gesund zu pflegen.

Der Scharlach ging vorüber, aber das Kind konnte nicht gesund werden. Sein Lebensflämmchen glimmte wie ein Lichtendchen, das jeder kleinste Windhauch zum Verlöschen bringen konnte.

Janina teilte sich mit Kasia in die Nachtwachen. Da geschah es dann manches Mal, daß die junge Frau übermüdet in dem Sessel einschlief und wenn sie dann erwachte, war sie mit einer warmen Decke zugedeckt, an Danusias Bettchen aber wachte die alte Dora, und merkwürdigerweise löste dies in Janina ein Gefühl großer Beruhigung aus. Halb unklar empfand sie es: dieses alte Fräulein war der Felsen ihrer Wirtschaft. Wenn Dora bei dem Kinde wachte, konnte ihm doch nichts geschehen.

Doch zu der Sorge um das Leben des Kindes kam für Janina noch eine andere Sorge. Der Kaufmann mahnte bereits um sein Geld. Auf dreihundert Zloty war Janinas Schuld bei ihm angewachsen, ach, und sie hatte nichts, um ihn zu bezahlen. Sie hatte auch keinen Menschen, der ihr helfen konnte. Peter und der Schwiegervater durften nichts davon wissen, es würde sonst wieder einen häßlichen Auftritt geben, der Alte war ja in Geldsachen furchtbar Kleinlich.

In ihrer Not vertraute sich Janina der alten Dora an. Sie hatte sie nie gemocht und doch fühlte sie, daß sie ihr vertrauen konnte, daß dieses alte Fräulein keine Falschheit und Hinterlist kannte. Sie bat sie, bei dem Kaufmann vorstellig zu werden, um Aufschub zu bitten; wenn Danusia nur erst gesund wäre, würde sie ihm schon alles in Raten bezahlen. Dora versprach, alles zu erledigen und zu schweigen. Sie hatte auf der Sparkasse ewige Ersparnisse. Davon hob sie dreihundert Zloty ab und bezahlte Janinas Rechnung bei dem Kaufmann, der sollte nicht mehr um sein Geld mahnen. Es war schon genug Kummer im Hause, seitdem das Kind krank war.

Der Arzt zuckte die Achseln. Er konnte sich Danusias Zustand nicht erklären. Ein zweiter, dritter Arzt wurde zu Räte gezogen — das Kind siechte dahin.

Da flüsterte Frau Eckhardt — sie war noch immer im Hause — der jungen Frau eindringlich zu, die Kleine sei durch einen bösen Blick behext worden, darum sei alles Mühen der Ärzte vergebens. Janina erschrak bis in den Grund ihrer Seele. Sie war, wie fast alle Polinnen, sehr abergläubisch. Wer, wer konnte dem süßen, unschuldigen Kinde das angetan haben? Frau Eckhardt tat geheimnisvoll, machte halbe Andeutungen, wurde auf Janinas dringende Bitte deutlicher. Janina habe hier eine Feindin, die ihr Böses zufügen wolle — was aber könnte man einer Mutter Schlimmeres tun, als ihrem Kinde Unheil, Krankheit bringen. Sie habe sie doch schon oft beim Kartenlegen auf die heimliche Feindin in der Nähe aufmerksam gemacht, aber damals hatte Janina dazu gelacht — jetzt aber verspüre sie das Wirken dieses bösen Menschen.

„Wer? Wer ist es?“ drängte Janina. Frau Eckhardt beugte sich dicht an ihr Ohr, ihre dunkeluntermalten Augen rollten unheimlich. „Es ist niemand anders als die deutsche Wirtschaftlerin, die alles, was hier polnisch ist, am liebsten vernichten möchte. Hat sie es nicht bei dem alten Hardt durchgeführt, daß die arme Manta entlassen wurde, weil sie angeblich Eier gestohlen und an die Händlerin verkauft haben soll? Zu welchem Zwecke schlich sie sich in das Krankenzimmer, wenn sie merkte, daß Sie eingeschlafen waren? Danusia hatte den Scharlach schon überstanden, wollte schon gesunden. Da kam sie heimlich und verhinderte dies, warf ihren bösen Zauber auf das Kind, das jetzt dahinsiechen muß — und kein Arzt wird ihm helfen können.“

Janinas Augen wurden weit und starr. Ja, ja, so war es! Und sie hatte geglaubt, dieses Weib wäre aus Mitleid, aus Liebe zu dem Kinde gekommen, an seinem Bettchen zu wachen! Qualvoll stöhnte sie auf, packte

mit leidenschaftlicher Bewegung die dicken Arme der Frau. „Sie können helfen! Frau Landrichter, Sie allein können helfen! Sie kennen die Krankheit, Sie werden auch ein Mittel dagegen wissen! O helfen Sie mir doch, helfen Sie mir um der gütigen Gottesmutter willen!“

Frau Eckhardt hob beruhigend die fleischigen Hände. „Ich werde Ihnen helfen“, sagte sie feierlich, „doch ich muß warten, bis mir die Eingebung kommt. Lassen Sie mich jetzt allein!“ Sie machte eine theatralische Handbewegung, legte sich tief in den Sessel zurück und die Beine auf den geblühten Hocker, auf welchem Janina gefessen hatte. Als diese hinausging, sagte sie: „Ich habe wenig Zigaretten.“

Janina brachte zwei Päckchen von ihren eigenen Zigaretten und legte sie Frau Eckhardt in den Schoß, stellte ihr den Aschenbecher bequem zur Hand. Das Zimmer war bereits in blauen Rauch gehüllt. Gespenstisch leuchtete das Weiße in den weitauferissenen Augen der Frau Landrichter. Von Zeit zu Zeit stieß sie wie beschwörend einige Worte aus, zerteilte für ein paar Augenblicke mit den ringgeschmückten Händen die dicke Rauchwand vor ihrem Gesicht und prustete leise.

Bange Hoffnung spiegelte sich in dem so elend gewordenen Gesicht Janinas wider, als sie sich in ihrem Zimmer vor dem geschwärzten Bildnis der Gegenstochauer Gottesmutter auf die Knie warf. Sie wollte sie bitten, die Frau zu erleuchten, daß sie das richtige Mittel gegen Danusias Krankheit erkenne.

Gedämpftes, flackerndes Licht füllte das Krankenzimmer der Kleinen Danusia. Es kam von den beiden Kerzen, die auf dem Tische zu Seiten eines großen Muttergottesbildes standen. Der Lichtschein zuckte über das goldene juwelenblitzende Gewand Marias, über die Krone auf ihrem Haupte und verlieh dem Antlitz untuhiges Leben. Es sah fast so aus, als ob es lächelte — über die Menschen lächelte, die mit törichtem Beginnen ein verlöschendes Lebensflämmchen wieder neu aufstodern lassen wollten. Und weiter flackerte der Kerzenschein an den dichtverhängten Fenstern empor und warf seinen matten Glanz auf das Krankenbett und auf die Frau, die bald augentollend, bald erstarrend, beschwörende Laute austieß und die Arme bewegte, als ob sie fliegen wollte.

Aus der Ecke, in die der Lichtschein nicht mehr drang, tönte leises Gemurmel. Dort kniete Kasia und betete den Rosenkranz für die Genesung des Kindes. Hinter dem Tische aber, im Schatten des Bildes, saß Frau Janina und ließ kein Auge von der Gestalt am Kinderbettchen, die schweißbepelkt, wie eine Besessene, immer dieselben unverständlichen Worte wiederholte. Plötzlich hielt sie inne und beugte sich über das Kind. „Jetzt“, flüsterte sie, es klang wie Stöhnen. „Kasia!“ rief Frau Janina leise.

Die Gerusene ging hinaus und kam bald darauf mit der alten Dora wieder. Die stuzte, als sie in das Zimmer trat. „Was ist mit der Kleinen?“ fragte sie ganz erschreckt. Frau Eckhardt winkte sie schweigend näher. Dora kam heran und wollte sich über das Bettchen beugen. Da fühlte sie sich

plötzlich von festen Händen gepackt, spitze Fingernägel krallten sich in ihr Fleisch. Jemand zerrte an ihrem Armel, daß der alte Stoff nachgab und riß. Janina haserfüllte Augen funkelten vor ihrem Gesicht. „Du, Du!“ zischte sie, „Du hast mein Kind behezt! Du willst es morden! Doch durch dein Blut soll es wieder gesund werden!“

Ein heftiger Schmerz ließ Dora aufschreien. Frau Eckhardt zerrte brutal an ihrem Arme, in den ein kleines, spitzes Messer stach. Janina und Kasia hielten die sich Wehrende fest. Dora schrie gellend. Kasia versuchte, ihr den Mund zuzuhalten. Frau Eckhardt hielt Doras Arm über dem Haupte des Kindes und zog das Messer heraus. Ein dünner, roter Blutstrahl kam aus der Wunde, einige Tropfen fielen dem Kinde auf das Köpfchen. Jetzt war Doras Arm frei. Sie schlug um sich, riß sich los.

Da wurde die Tür aufgerissen, Peter kam herein. Wie angewurzelt blieb er stehen. „Was ist denn hier los?“ fragte er überrascht. Dora hob den blutenden Arm mit dem zerrissenen Armel und deutete auf Frau Eckhardt, sie konnte vor Schreck und Entsetzen nicht sprechen. Peter ging auf die Frau Landrichter zu. „Was haben Sie der Dora getan?“ fragte er zornig.

Janina schob sich zwischen ihn und die Frau. Ihre Augen hatten einen trozigbösen Blick. „Sie ist schuld an Danusias Krankheit!“ sagte sie leidenschaftlich, „sie hat sie behezt! Frau Eckhardt aber hat die Krankheit besprochen und dazu war das Blut der falschen Hexe nötig.“

Dora hatte ihre Sprache wiedergefunden, denn sie merkte, daß sie doch noch nicht gemordet worden war. „Ich!“ rief sie, „ich soll das Kind behezt haben?“ Ihre Stimme überschlug sich. „Das hat ihr dieses schändliche Weib eingeredet!“ Zornrot wies sie auf Frau Eckhardt. „Lassen Sie meine Frau mit Ihrem Fokus-Pokus in Ruhe!“ sagte Peter heftig, und Frau Eckhardt rauschte gekränkt und beleidigt hinaus. „Sie müssen meiner Frau verzeihen“, wandte sich Peter an Dora. „Die Angst um das Leben der Kleinen ließ sie zu solchen finsternen, zauberischen Heilmitteln ihre Zuflucht nehmen.“ Er wuschte dem Kinde vorsichtig die Blutstropfen aus dem Gesichte.

Janina stand neben ihm und blickte stumpf vor sich hin. Sie sah ganz grau und vergrämt aus. Sie hatte schon seit Wochen kein Interesse mehr für ihr Außeres. Voller Mitleid blickte Peter auf die Frau, die im Unglauben das Leben ihres Kindes den guten und bösen Mächten abringen wollte.

„Komm, Janina“, sagte er, sie umschlingend. Er führte sie in ihr Zimmer und sprach beruhigende Worte zu ihr. „Danusia darf nicht sterben, sie darf nicht!“ flüsterte Janina und sah den Mann so flehend an, als ob es in seiner Macht läge, über Tod und Leben zu bestimmen. „Ich werde bei dem Kinde wachen“, sagte Peter, „lege du dich nur ruhig hin.“

Er wollte hinausgehen. An der Tür wandte er sich noch einmal um. Da stand Janina noch in der Mitte des Zimmers, die Arme hatte sie schlaff herunterhängen, aber der Blick, mit dem sie ihn ansah, hatte etwas so Zwin-

gendes, daß er wartend stehen blieb. Steif, wie ein Automaton kam sie näher, blieb ganz dicht vor ihm stehen. Sie hatte einen Ausdruck des Gesichtes, den er sich nicht deuten konnte. Da sagte sie leise: „Dannsia ist das einzige, das mich hier hält.“

Mehr als ihre Worte, traf der klagende Ton ihrer Stimme Peter wie ein Vorwurf. Hatte er Schuld daran? Sicher auch er! Er hatte ihre Eigenart wohl nie so berücksichtigt, sie anders sehen wollen, als sie war — jetzt waren sie beide enttäuscht. Aber wie sehr sie sich innerlich auch entfremdet haben mochten, das Kind war der Kitt, der sie unlösbar zusammenhielt, das Kind, das doch die erste Entfremdung zwischen die Eltern gebracht hatte. Damals war das gewesen, kurz vor Danusias Geburt, als Janina von ihm verlangt hatte, die Heimat hier aufzugeben. Er hatte nicht nachgegeben, denn er hatte sie halten wollen, halten müssen für das kommende Kind. Damals auch war es, daß Janina zum ersten Male darauf hingewiesen hatte, daß sie zweierlei Volkes waren.

Die Frau vor ihm hob ihre Arme, klammerte die Hände hinter seinem Halse zusammen. Ihre grünlichen Augen sahen fast schwarz aus. „Du“, sagte sie, und es klang wie qualvolles Stöhnen, „Du, ich liebe und hasse dich!“ Sie presste ihre zuckenden, kalten Lippen auf seinen Mund, schmerzhaft spürte er den Biß ihrer Zähne, fühlte es naß und warm auf sein Gesicht tropfen.

Da riß Peter sich los und ging zurück in das Kinderzimmer. Er hatte einen salzig-bitteren Geschmack auf der Zunge. Janinas Tränen hatten sich mit den Blutstropfen auf seinen Lippen vermischt.

„Gehen Sie zu meiner Frau, sie wird Sie brauchen“, sagte er zu Kasia. Zögernd folgte sie seinem Befehl. „Ich werde Sie rufen, wenn es nötig ist“, fügte Peter hinzu.

Das Kind wimmerte in seinem Bettchen. Vorsichtig nahm Peter es heraus, wickelte es in eine warme Decke und trug es auf seinen Armen. Mit zärtlicher weicher Stimme sprach er zu dem Kinde. Nicht polnisch wie sonst, in seiner eigenen, deutschen Sprache strömten die Worte der Liebe über seine Lippen. Er wunderte sich in dieser Stunde, daß er jemals in anderen Lauten zu seinem Kinde gesprochen hatte. Dannsia lag ganz still in des Vaters Armen. Sie hatte die Augen weit geöffnet und lauschte seinen Worten. Noch verstand sie nicht alles, was er sagte, doch der Klang der Sprache lag ihr schon vertraut in den Ohren, so redete der Großvater mit ihr, und so hatte Christel zu ihr gesprochen.

„Willst du in dein Bettchen, Liebling“, fragte Peter nach einer Weile. Danusia machte eine schwache Bewegung mit dem Köpfchen. „Bei Vater bleiben“, bat sie. Beglückt und erschüttert zugleich presste er das Körperchen an sich, und doch zog es wie Scham durch seine Seele. Daß das Kind ihn verstanden hatte, ihm in seiner Sprache Antwort gab, das war nicht sein Verdienst, sondern das jenes fremden Mädchens, welches seinem Kinde die ersten Laute seiner Vatersprache beigebracht hatte. Es soll anders werden, gelobte sich Peter. Er wollte sich seinen Anteil an der Erziehung des Kindes

nicht nehmen lassen. Wie hatte Janina doch gesagt? „Ich liebe und hasse dich!“ Sein Kind sollte keinen Haß kennenlernen! In Liebe und Achtung für die Völker beider Eltern sollte es erzogen werden.

Da fiel es ihm ein, daß Christel Pawlikowski so etwas Ähnliches gesagt hatte. Er dachte: Ich werde meiner Tochter das Leben eines wahrhaften deutschen Menschen vorleben, und sie soll stolz darauf sein, durch mich diesem Volke anzugehören. Er fühlte, dies war die Stunde, die er oft ersehnt hatte, die Stunde, in der er sein Fleisch und Blut in dem Kinde fand, einen Teil seines Geistes in ihm verspürte.

Das Kind auf seinem Arme zuckte plötzlich heftig zusammen. „Vater“ sagte es mit angstvoller Stimme. Wieder ging ein Zucken durch den kleinen Körper, dann fiel das Köpfchen haltlos zur Seite. Weggerwischt, ausgelöscht waren alle Gedanken und Pläne, die in die Zukunft führten. Nichts war vor Peter als Leere, schwarze, hoffnungslose Leere. Schwer wurde ihm die leblose Last auf seinen Armen.

Er legte den kleinen Leib auf das Bett und hielt seinem Kinde die Totenwacht. Lange hatte er an dem Bettchen gestanden, da kam Janina. Sie war im Nachtgewand und trat leise und vorsichtig auf. „Schläft sie?“ fragte sie flüsternd. Peter schwieg, aber die unheimliche Stille des Zimmers gab Antwort. Da hob Janina die Hände, faßte sich damit in das Haar, als wollte sie es herausreißen. „Nein!“ schrie sie gellend, und noch einmal leise „nein!“ Da fing Peter die Dahnmächtige in seinen Armen auf.

29.

Der Lehrer Dombrowski wurde aus Schöntal versetzt — die deutsche Schule geschlossen. Das war aber nicht sein Verdienst, oder doch nur momentan sein Verdienst. Es war ihm zwar nicht gelungen, die Eltern davon abzubringen, ihre Kinder in die deutsche Schule zu schicken — es fehlte aber an den Buben und Mädchen, die die Klasse füllten. Es waren jetzt die Jahrgänge schulpflichtig, die zu Kriegsende geboren worden waren. Das waren nicht viele und in den nächsten Jahren würden es wohl noch weniger sein. Ein, zwei Jahre hätte man die Schule allerdings noch mit der nötigen Schüleranzahl halten können, daß dies nicht geschah, war Dombrowskis Schuld — oder Verdienst. Es kam eben darauf an, von welchem Lager aus man die Sache betrachtete.

Da war der Kleinbauer Patzschowski zu dem Lehrer gekommen, um seine siebenjährigen Zwillinge zum Schulbesuch anzumelden. Der Lehrer war sich vor Erstaunen und Entsetzen mit beiden Händen in die Haare gefahren und hatte den Patzschowski gefragt, ob er denn verrückt geworden sei, daß er als Pole seine Kinder in die deutsche Schule schicken wolle, und ob er nicht wüßte, daß dies nur der deutschen Minderheit gestattet sei. Der Bauer Patzschowski hatte darauf ganz ruhig erwidert, daß der Lehrer es doch wohl sehr gut wüßte, daß er Deutscher sei und seine Kinder deutsch erziehe, der Lehrer Dombrowski solle man nur die Kinder in seine Liste aufnehmen. Dom-

browski aber hatte ihn nur ausgehimpft und gesagt, er habe sich wohl von den Deutschen kaufen lassen, und wenn er seine Kinder zu ihm in die Schule schicken wolle, so müsse er ihm erst mal schwarz auf weiß den Nachweis bringen, daß er tatsächlich deutscher Nationalität sei, und dazu hatte er höhnisch gelacht.

Patschkowsky schickte eine Beschwerde an die Staroste und bat um eine Nationalitätsbescheinigung, doch das neue Schuljahr begann, und er hatte immer noch keine Antwort. Dombrowski schickte die Kinder nach Hause, als sie zum Unterricht erschienen, sie waren ja nicht in seiner Schule angemeldet. Da behielt der Vater sie einfach zu Hause, doch nach einigen Tagen erschien der Gendarm und holte sie zwangsweise zur polnischen Schule ab. Außerdem bekam Patschkowsky ein Strafmandat, weil er die Kinder nicht zum Unterricht geschickt hatte, und dann kam auch ein Schreiben von der Staroste, worin er lesen konnte, daß der Drton Paczkowski, da er polnischer Nationalität sei, seine Kinder in die polnische Schule schicken müsse. Was sollte da der Kleinbauer Otto Patschkowsky machen? Grete und Trude mußten sich ihre Zugehörigkeit zur polnischen Nation gefallen lassen und wurden auf dem Schulwege von den Mitschülern verhauen und „Schwaby“ gehimpft. Lehrer Dombrowski aber stellte mit Genugtuung fest, daß er nur neununddreißig Kinder in seiner Schule hatte, also war es endlich so weit, daß sie geschlossen werden konnte. Die Schüler wurden in die polnischen Schulen ihrer Dörfer umgeschult.

Die deutschen Eltern baten bei der Behörde um die Erlaubnis, ihre Kinder zur Stadt in die deutsche Schule schicken zu dürfen. Der alte Hardt hatte sich erboten, sie täglich mit dem Leiterwagen hinzufahren. Das hatte ihm wieder Achtung unter den Bauern verschafft — doch er brauchte sich nicht zu bemühen, die Bitte wurde abschlägig beschieden. Zu den tausenden deutscher Kinder, die keinen Unterricht mehr in ihrer Muttersprache erhielten, waren wieder neununddreißig hinzugekommen!

Bevor der Lehrer Dombrowski Schöntal verließ, tat er noch etwas, was er schon lange für seine Pflicht angesehen hatte. Solange er allerdings in so naher Nachbarschaft mit dem Bauer Gall wohnte, hatte er die Erfüllung dieser Pflicht noch gern hinausgeschoben. Jetzt, da er den Ort verließ, hatte er freieren Mut dazu. Er machte eine Anzeige, daß das Mädchen Lene Gall, ohne Lehreraubnis, den Kindern der Witwe Kranz Lesen, Schreiben und anderen Unterricht in deutscher Geschichte, im Singen deutscher Lieder usw. erteile.

Eine Untersuchung erbrachte den Wahrheitsbeweis dieser Anzeige. Die Kinder konnten nicht leugnen, daß Lene ihnen viel aus der Geschichte ihres Volkes erzählt hatte, sie hatte auch oft mit ihnen deutsche Lieder gesungen wie z. B. „Ich hatt' einen Kameraden“ oder „Wie lieblich schallt durch Busch und Wald.“

Da wurde das Mädchen Magdalene Gall auf administrativem Wege zu zweihundert Zloty Geldstrafe oder sechs Monaten Haft verurteilt. Frau

Gall jammerte los, als ihr Lene von dem Urtheil Mitteilung machte. „Das Geld, ach das viele Geld, das man dir so abpreßt! Ach, und eigentlich habe ich Schuld daran, ich habe dich doch zuerst darum gebeten, dich der Kinder anzunehmen!“

Lene ließ die Mutter eine Weile lamentieren. Der Vater blickte schweigend vor sich hin. Er hatte eine dicke Falte auf der Stirn, als ob er angestrengt nachdächte.

Endlich sagte Lene: „Beruhige dich, Mutter, ich werde die zweihundert Zloty nicht zahlen.“ Der gelassene Ton verwirrte die Fran. „Wie denn, Mädchen? Du mußt doch zahlen! — Du wirst doch nicht —?“ stammelte sie. „Ja, Mutter, ich werde! Ich werde die Strafe eben absitzen!“ antwortete Lene ruhig.

Der Vater hob den Kopf. Fest und forschend sah er seine Tochter an. „Aber Kind“, entsetzte sich die Mutter, „das ist doch Torheit, was du redest! Wenn es dir so um das Geld geht, werde ich es dir geben! — Ich will es mir vom Munde absparen, aber du darfst nicht in das Gefängnis gehen!“

Der Bauer schien gar nicht auf die Worte seiner Frau zu achten. Er hielt seiner Tochter die Hand hin, und als diese mit festem Griff zusafte, schüttelten sie sich die Hände wie zwei gute Kameraden. „So habe ich mir das auch gedacht“, sagte er nur. Sie schauten sich beide in die Augen, und Freude war in ihnen, daß sie sich ohne viel Redensarten verstanden hatten.

Der Mutter mußte es Lene aber noch lange auseinandersetzen, warum sie für das, was sie getan hatte, nicht mit Geld zahlen konnte.

Das Urtheil gegen Lene Gall hatte sich schnell im Dorfe herumgesprochen. Schon am andern Tage war Hermann Hardt bei Lene. Er zog seine Brieftasche und zählte dem erstaunten Mädchen zweihundert Zloty auf den Tisch. Er sagte, daß er sein Schuldkonto den Volksgenossen gegenüber noch immer recht belastet fühle, und sie möchte ihm ja gestatten, es dadurch abzutragen, daß er an ihrer Statt das Geld opfere. Es sei ihm nicht leicht — nein, ein Opfer sei es, und gerade darum wolle er es thun.

Lene steckte Hardt das Geld in die Taschen. „Für das Angebot tausend Dank, lieber Onkel Hardt — aber ich brauche das Geld nicht, ich gehe sitzen!“ Als sie seine verwünderte Miene sah, fügte sie hinzu: „Wenn ich die Summe bezahle, dann hat Dombrowski gesagt, dann bin ich bestraft worden, und unsere Bauern werden sagen: „Es tut uns ja leid, aber schließlich die Lene Gall kann es verschmerzen — schlimmer wäre es, wenn es eine getroffen hätte, die nichts hat und die sechs Monate abmachen muß.“ Ja und dann wäre die Cache bald vergessen. Wenn ich aber ins Gefängnis gehe, wird sie das aufwühlen, herausreißen aus dem Sicheinfügen, sie werden erkennen, daß sie, die Eltern, weiterführen müssen und dürfen, was ich angefangen habe, — im Interesse unserer Kinder. Und danu habe ich gesiegt! Ich aber will die sechs Monate als ein kleines Opfer auffassen, das ich meinem Volke bringe.“

Als der Tag da war, an dem Lene die Haft antreten mußte, stand eine große Menschenmenge vor ihrem Hause. Alle waren sie da, die Deutschen aus Schöntal und der ganzen Umgegend! Nicht nur die Väter und Mütter der Schulkinder, auch Alte und ganz Junge waren dabei und Lente, die Lene gar nicht kannte. Sie nahmen plötzlich alle regen Anteil an dem Geschieh der Lene Gall, sie fühlten es, daß der Gang, den das Mädchen tat, ein Opfergang für ihre eigenen Kinder war — nicht nur für die der Witwe Kranz. Darum waren sie alle gekommen, dem Mädchen die Hand zu drücken und ihr zu versichern, daß sie nicht nur den Kranz'schen Kindern, sondern auch ihnen Lehrmeisterin geworden sei.

Sie brachten Lene zum Bahnhof, und der Bahnhofsvorsteher wurde ganz kopflos, als er die Menschenmenge ankommen sah. Wollten die einen Aufstand machen? Sollte er schnell telephonisch Polizei herbeirufen? Aber die Leute trugen ja keine Waffen und hatten friedliche Mienen, und viele trugen Blumenstränse.

Als der Zug ankam und Lene einstieg, machten die Mitreisenden respektvoll Platz für die vielen Blumen, die Lene mitbekam. Sie hielten sie für eine sehr gewichtige Persönlichkeit, denn ein unbedeutender Mensch wird doch nicht von einem Gefolge von ungefähr achtzig Personen zur Bahn gebracht und feierlich verabschiedet.

Lene hatte geglaubt, daß ihre Tat als Mahnruf durch ihr Dorf schallen und alle deutschen Ohren treffen würde. Aber das Echo trug den Ruf weiter zur Stadt, in andere Dörfer, über das ganze Weichselland und weiter hinaus, und überall gab es deutsche Ohren, die ihn anfingen. Da stand es in allen deutschen Zeitungen, die in Pommerellen, im Posen'schen und in Oberschlesien erschienen, daß das Mädchen Magdalene Gall darum für sechs Monate in das Gefängnis mußte, weil sie ihren kleinen deutschen Brüdern und Schwestern die alten Volksweisen beigebracht hatte, weil sie ihnen von der Größe und den Taten ihres Volkes erzählt, weil sie ihnen die gotischen Schriftzeichen gezeigt hatte.

„Ja, was denn“, fragten da die Väter und Mütter, „sollen denn unsere Kinder nicht mehr die lieben, schönen Lieder singen dürfen, die wir als Kinder gesungen haben? Soll ihnen der Ruhm ihrer Vorfahren verborgen bleiben und sollen sie denn die Schrift ihrer eigenen Sprache nicht lesen können?“

Es stand aber weiter in den Zeitungen, daß die Eltern das Recht haben, ihre Kinder dies alles zu lehren, und wenn sie sich das zur Pflicht machten, brauche solch ein Fall nicht mehr einzutreten, daß ein deutsches Mädchen darum seine Freiheit einsege.

Da wurde es manchem Vater ganz unbehaglich, und er fragte sich, wie das denn mit den eigenen Kindern sei. Tatsächlich stellte es sich heraus, daß sie kaum zwei deutsche Lieder kannten. Woher denn auch? Wann sangen denn die Eltern mal zu Hause ein Lied? Die Zeiten waren schwer, und das Brot oft knapp, wer hatte da Lust zum fröhlichen Singen?

Aber dann rief der Vater doch seine Buben und Mädchen zusammen, und nachdem sie es erst ein paar Mal probiert, gefiel es allen ganz gut, das Singen am Feierabend. Die Mutter hatte inzwischen in den Schränken nach Büchern für die Kinder gesucht. Oft fand sich nichts anderes als das Gesangbuch oder die Bibel, und dann führte sie die kleinen Finger die Zeilen entlang, und die kleinen Köpfe eroberten Buchstaben um Buchstaben.

Vier Schritte lang und zwei breit war Lenes Zelle. Das ist ein enger Raum für einen, der weit über das väterliche Feld gehen konnte, ohne an des Nachbarns Grenze zu stoßen. Viele Male täglich machte Lene die vier Schritte hin und her, stand auch oft still und blickte nach dem kleinen vergitterten Fensterauschnitt hinaus, durch den grau oder blau ein Stückchen des Himmels hereinschaute. Sie hatte nicht das Verlangen, hinaufzuklettern, das Gesicht an die Stäbe zu pressen, um hinausschauend ein Stückchen von der Welt zu erspähen. Was dort zu sehen war, waren berufte Dächer, graue Häuserwände, eng und drückend beieinander. Das bißchen Himmelsblau aber, das sie von unten sah, dehnte sich weit aus und war noch dort dasselbe, wo ihr Elternhaus stand, wo breit und frei ihres Vaters Acker lagen, und war auch dort dasselbe, wo ihr eigenes kleines Gehöft lag.

Während sie hier müßig in der Zelle stand und die Stunden langweilig und in ihrer Unausgefülltheit ermüdend dahinschlichen, wurde auf ihrem Hofe die Arbeit weitergeführt. Dort wirtschaftete Erika mit Martin, dem Knecht und Peterlein. Lene hatte ihr kaum von des Lehrers Hinterlist und deren Folgen geschrieben, da hatte Erika auch schon ihre Stellung aufgegeben und war zu Lene gekommen. Jetzt war es ihr eine Beruhigung, zu wissen, daß Erikas treue Hände alles wohl besorgten.

Die Zeitungen hörten nicht auf, von Lene Gall zu schreiben. Ihr Schicksal war plötzlich nicht nur ihre eigene Not, es war das Schicksal des Deutschen in diesem Lande, dem man das Recht auf völkisches und kulturelles Eigenleben nicht zugestehen wollte, es war die Not aller. Die deutschen Verbände wandten sich mit Bitten an die Regierung, das Mädchen freizulassen. Es war zwecklos. Man wollte ein Exempel statuieren.

In der Dorfkirche zu Schönthal hielt Pfarrer Wendtland eine Predigt von der Treue, die das Höchste ist. Durch seine ganze Predigt leuchtete die Gestalt Lene Gallis. Er nannte ihren Namen nicht, machte keine Heldin aus ihr. Aber jedermann wußte es, wen Wendtland damit meinte, als er von der schlichten selbstverständlichen Treue sprach, die, kaum beachtet, dennoch der Grundpfeiler unseres Daseins ist, die vor Reckertüren nicht erschrickt und jederzeit zu ihrer Tat steht. Heldentaten zu verrichten, sein Leben für ein großes Ziel einzusetzen, ist nur Auserwählten vergönnt. Wir aber müssen unser ganzes Leben auf die tägliche, unwandelbare Treue aufbauen — dann wird das eines Tages unsre große Tat gewesen sein. Frau Gall saß in einer der vorderen Bänke und ließ keinen Blick von dem Sprecher. Sie fühlte es, daß viele Augenpaare auf ihr ruhten. Da zog es süß und lind durch ihre Seele und heilte die Wunde, die ihr die Untreue der ersten Tochter geschlagen hatte.

Den dritten Monat saß Lene im Gefängnis, da trat in den wechselnden Beziehungen der beiden Nachbarstaaten Deutschland und Polen wieder eine Besserung ein. Das hatte dann auch gewöhnlich eine Wirkung auf das Verhalten der Minderheit gegenüber. So kam es, daß Lene unterhohft freikam, der Rest der Strafe wurde ihr erlassen. Was lag denn auch schon an dem Bauernmädcl? Es hatte sich ja nicht mal politisch betätigt. Da konnte man schon großmütig sein und es laufen lassen.

Als Lene den Zug verließ, der sie wieder nach Hanse gebracht hatte, kletterte auch Hermann Hardt aus einem Waggon. Freudig stürzte er auf das Mädchen los und riß ihr bei der Begrüßung fast die Arme aus. Dann mußte Lene in seinen Wagen steigen, der auf ihn wartete, und wie ein Triumphator fuhr sie nach Schönthal.

Als die ersten Häuser des Dorfes erreicht waren, ließ er die Pferde gemächlich Schritt fahren und knallte laut mit der Peitsche. Da zeigten sich denn auch stink junge und alte Gesichter an den Fenstern und nickten ihnen freundlich zu. „Die Lene Gall ist wieder da! Unstre Lene ist wieder da!“

Seit der Zeit, da Peter aus dem Bolschewistenkrieg heimgekehrt war, hatte Hermann Hardt des Bauern Gall Haus nicht mehr betreten. Als er heute dort mit des Bauern Tochter erschien, waren die Jahre, da man sich kaum mehr gekannt hatte, ausgelöscht, und selbst Mutter Gall schüttelte ihm wieder wie einst in guter Freundschaft die Hand.

30.

Nun war Lene bereits einige Wochen in ihrem eigenen Zuhause. Erika war schon wieder fort, sie hatte bei einem verwitweten Kaufmann eine Stellung als Haushälterin angenommen. Der Abschied von ihrem Kinde war ihr diesmal sehr schwer gefallen, dennoch wollte sie, trotz Lenes dringender Bitten, nicht länger bleiben. Sie fürchtete ein Zusammentreffen mit Peter, und als eines Tages Hermann Hardt erschienen war, der im Vorbeigehen ein paar Worte mit Lene plaudern wollte, hatte sie vor dem Alten, der sie doch nicht kannte, Reißaus genommen und so lange verängstigt im Stalle geseßen, bis er wieder fort war. Peterlein war der Abschied von seiner Mutter nicht weiter nahe gegangen, er hatte ja wieder seine Tante Lene, die er als vollwertigen Ersatz für jene ansah.

Draußen schlug der Hund heftig an. Ein Mann kam über den Hof und betrat das Haus. Es war Viktor Krol. Lene geleitete den Schwager in das Wohnzimmer und wollte ihm eine Erfrischung bringen, aber er wehrte ab. „Laß man, Lenchen, ich gehe ja gleich wieder, denn ich muß mit dem nächsten Zug zurückfahren. Ich komme wegen Hedwig.“ „Ist sie krank?“ fragte Lene und schaute ihn aufmerksam an. „Ja — und nein“, antwortete Viktor zögernd. „Sie ist seit ihrem letzten Besuch bei den Eltern etwas komisch geworden. Soviel ich von den Kindern herausbekommen habe, ist Hedwig wohl mit dem Vater zusammengerauscht. Aber sie erzählt mir ja nichts davon, sie spricht sich überhaupt nicht aus, und doch merke ich, daß

etwas heimlich an ihr nagt. Sie schreibt nicht mehr nach Schöntal, bekommt auch keine Post mehr von dort, und wenn ich ihre Eltern erwähne, so sagt sie: „Laß man, da gehö' ich nicht mehr hin, ich und meine Eltern, wir leben schon in so verschiedenen Welten, daß wir einander nicht mehr verstehen können.“ Ja, und doch habe ich gemerkt, daß Hedwig oft heimlich die Bilder ihrer Angehörigen und ihres Elternhauses hervorholt und dann so still vor sich hinweint. Dabei ist sie mir schon ganz schmal geworden, und das Lachen hat sie ganz verlernt. Sag doch, Lene, was wollen die Eltern denn von Hedwig? Es läßt sich doch nichts daran ändern, daß wir Polen geworden sind! Wir sind es doch nicht, die die Geschichte machen! Ach, wenn ich daran denke, wie glücklich und fröhlich Hedwig in den ersten Jahren unserer Ehe gewesen ist! Ganz bedrückt und niedergeschlagen saß der Mann da.

„Entsinnst du dich, Viktor“, sagte Lene, „daß der Vater einmal zu dir gesagt hatte: man darf Hedwig nicht ihre deutsche Art nehmen, sonst verliert sie den Halt unter ihren Füßen.“ Siehst du, so ist es nun aber gekommen: sie ist nicht mehr Deutsche, weil sie ihrer Familie zuliebe Polin sein will, und sie ist nicht Polin, weil sie es eben ihrer deutschen Art wegen nicht sein kann — und daran krankt sie. Laß das Opfer, das sie euch bringt, ihr nicht zu groß werden, Viktor! Wenn die Verhältnisse, in denen ihr lebt, es nun einmal erfordern, daß Hedwig ihr Deutschtum nicht offen zeigen kann, so hilf ihr wenigstens, daß sie in ihrem Hause ihr deutsches Heim hat!“

Viktor erhob abwehrend die Hände. „Man nur nicht immer so viel vom Deutschtum, Lenehen! Ich hatte eigentlich die Absicht, dich zu bitten, Hedwig für einige Zeit einzuladen, damit der Wechsel und die Ruhe, die sie bei dir hätte, ihr guttun würden. Wenn du sie mir aber womöglich aufputschst?“

Nun mußte Lene lachen. „Also ich verspreche dir, Viktor, Hedwig soll hier nur Ruhe und Erholung haben, und jedes „politische“ Gespräch werde ich streng vermeiden.“ Ernst werdend fügte sie hinzu: „Ubrigens muß Hedwig ihren Weg schon allein finden, da kann ich nichts dazutun. Der einzige Mensch, der ihr dabei helfen kann, bist du, Viktor, denke doch einmal darüber nach!“ „Werd's tun, Schwägerin Lene“, sagte Viktor und schüttelte ihr zum Abschied die Hand. „Verrat aber nicht, daß ich hier war.“

Nach einer Woche kam Hedwig. Sie sah wirklich recht kränklich und erholungsbedürftig aus. Lene hielt ihr Wort. Ruhe und Erholung fand Hedwig reichlich bei ihr, und es wurde über nichts gesprochen, das sie beunruhigt hätte. Lene schickte die Schwester einfach auf die Wiese oder an den Strand des Flusses und gab ihr den kleinen Peter als Gesellschafter mit. Der würde sie mit seinem Geplauder schon aufheitern. Ofter kam auch Mutter Gall aus Schöntal herüber. Da sprachen denn die Frauen von tausenderlei Dingen, aber was bei Hedwig und bei Mutter Gall wie eine versteckte Wunde brannte, das wurde nicht erwähnt.

Auf Lenes heimliche Frage, ob der Vater von Hedwigs Anwesenheit bei ihr etwas wisse, hatte die Mutter nur stumm genickt. Ach, er hatte nicht einmal den Wunsch geäußert, seine Tochter wiederzusehen.

Lene stand am Küchentisch und bereitete einen Nudelteig. Sie mengte, knetete und rollte den Teig und sang dazu, daß es laut durch das Haus schallte. Peterlein kam in die Küche. Schnuppernd sog er die Gerüche ein, die vom Herd kamen. „Tante Lene, gibt's bald Mittag? Ich hab schon Hunger!“ „Necht so“, nickte ihm Lene freundlich zu, „dann wird's auch gut schmecken! Gleich gibt's was, mein Kind.“

Weg war der Peter, und Lene sang weiter. Die Suppe auf dem Herd bullerte im Kochtopf, die Nudeln ringelten sich wie gelbe Schlangen unter Lenes Händen, und „Im schönsten Wiesengrunde“ tönte es gefühlvoll von ihren Lippen. Pötzlich ließ sie ein heftiges Schluchzen herumfahren. Da stand Hedwig in der Tür. Sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, ihre Schultern zuckten in haltlosem Weinen. Die Nudelschlangen blieben als wirres Knäuel auf dem Tisch liegen.

Lene umfaßte die Schwester. „Aber Hedwig, was ist denn los mit dir? So beruhige dich doch und sag es mir!“ Sie drückte die Weinende auf den Stuhl neben dem Tisch, und als keine Antwort kam, das Schluchzen auch nicht anshören wollte, nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Nur der „schönste Wiesengrund“ blieb unbeendet.

Sie muß sich man erst ausweinen, dachte Lene, nachher wird sie mir schon sagen, was sie drückt. Endlich hatte sich Hedwig beruhigt, verschämt trocknete sie die Tränen vom Gesicht. „Ich bin ja sonst nicht gleich solche Heuluse“, sagte sie wie entschuldigend, „als ich dich aber so nabekümmert unsere alten Lieder singen hörte, da wollte es mir das Herz abdrücken, daß ich das alles, alles verloren habe. Lene,“ es klang wie ein Flüstern, „Lene, ihr glaubt alle, ich wäre Polin geworden — das ist aber nicht so, ich bin nie dentscher gewesen wie jetzt — aber ich bin es nur in meinem Herzen. Sieh einmal, ich dachte mir das so: das sind doch gerade solche Menschen wie wir, ich werde ihre Sprache annehmen, ihre Sitten, ihre Religion. Das ist doch schließlich kein so großes Opfer, das ich den Meinen bringe, denn ist es nicht gleichgültig, in welcher Sprache man sich ausdrückt, in welcher Form man sich an seinen Gott wendet? So schien es mir anfangs, aber dann merkte ich, daß da etwas in mir war, das gegen mein Wollen rebellierte. Ich achtete nicht auf diese innere Stimme, unterdrückte sie, indem ich nur noch eifriger mich bemühte, schnell alles Deutsche an mir abzulegen, mich der polnischen Umgebung anzupassen und einzufügen, aber kann man denn die Quellen seines Blutes verlegen? Ach Lene, ich wütete gegen mich selbst, indem ich die Harmonie zerstörte, die zwischen meinem äußeren Handeln und meinem inneren Wesen bestanden hatte. Ich bin früher nur so aus Gewohnheit zum Gottesdienst gegangen — jetzt, seitdem ich nicht mehr dorthin gehöre, brennt mir das Herz, so oft ich an einer evangelischen Kirche vorbeigehe, und seitdem ich meine Muttersprache abgelegt habe, lernte ich die andere Sprache — hassen.“

„Aber Hedwig!“ rief Lene verwundert, „dann wirf doch allen fremden Kram über Bord und gib dich, wie du bist! Ich verstehe dich nicht!, du bist wohl hysterisch?“ Hedwig sprang auf, ihr Gesicht war wieder so hart wie früher. „Nein, es kommt ja nicht auf mich an, nicht darauf, ob ich leide!

Es ist für die Kinder, für Viktor, und es ist so besser für sie!" Peterlein kam wieder in die Küche. „Tante Lene“, sagte er vorwurfsvoll, „du hast gesagt, es gibt gleich Mittag!“ „Ach du mein armes Würmchen“, rief Lene ganz bestürzt, „du hast ja Hunger, und wir verklötern hier die Zeit!“

31.

„Die gnädige Frau kommt heute nicht zu Tisch, sie hat Kopfschmerzen“ sagte Minna, als sie den Mittagstisch deckte. Peter nickte schweigend. Hermann Hardt nahm kaum Notiz von Minnas Mitteilung. Man war es ja schon gewöhnt, daß Janina kaum mehr zu den gemeinsamen Mahlzeiten erschien. Sie hatte sich seit dem Tode Danusias ganz wie in sich selbst zurückgezogen, mied die Hausgenossen und verbrachte fast den ganzen Tag in ihren Zimmern. Wenn sie aber zufälligerweise der alten Dora wo begegnete, dann glühten ihre Augen in grünlichem Fener und ihre Finger bogen sich wie Krallen. Dora verschwand dann immer sehr schnell hinter der nächsten Thür, sie fürchtete sich vor der jungen Frau, die noch immer nicht den Wahn aufgegeben hatte, Dora habe schuld an ihres Kindes Tode.

Um den Haushalt kümmerte sich Janina überhaupt nicht mehr, — und auch nicht um ihren Gatten. Eines Tages hatte sie ihr Bett aus dem gemeinsamen Schlafzimmer fortbringen lassen und schlug ihr Lager in einem andern Kanne auf. Eine Erklärung für diese Handlung gab sie Peter nicht, und der war zu stolz, danach zu fragen. Aber er litt darunter, hatte unruhige Nächte und mißmutige Tage. Die Abende, die er mit dem Vater verbrachte, wurden ihm lang, und leistete Janina ihm einmal Gesellschaft, so schwieg sie gewöhnlich in stumpfer Gleichgültigkeit, und es kam Peter immer deutlicher zum Bewußtsein, daß sie schon lange kein Band seelischer Gemeinschaft mehr miteinander verknüpfte. Beim Gutenachtgruß gab Janina ihm nur flüchtig die Hand, wich seinem Blicke aus und ging in ihr Schlafzimmer, wo sie sich sofort einschloß. Der Klang dieses sich im Schloß herumdrehenden Schlüssels drang Peter dann jedesmal wie eine Beleidigung in die Ohren. Was war das noch für eine Ehe, die sie miteinander führten? Ein Kind hatten sie nicht mehr, das sie aneinander band. Warum mußte die Frau da noch unwillig die Illusion ihrer Liebe zerstören, an die er bisher noch geglaubt hatte?

Peter betrat Janinas Zimmer, die lag wie gewöhnlich auf dem Taptschan. Das Haar verwirrt, das Kleid zerknittert, eingerissen, das Gesicht blaß mit dunklen Ringen unter den Augen, bot sie einen wenig erfreulichen Anblick. Sie legte überhaupt keinen Wert mehr auf ihr Äußeres, sogar die Farbtopfschen und Puderbüchsen standen unbenußt.

„Janina“, sagte Peter, „die jungen Bergers haben uns zum See eingeladen. Ich habe zugesagt, denn du mußt doch wieder einmal hier herans und unter Menschen kommen. Komm, mach dich zurecht, ich schicke dir Minna, daß sie dir hilft.“

Janina schüttelte müde den Kopf. „Ich bleibe hier, Peter. Wenn du magst, geh allein hin.“ Er setzte sich zu ihr auf das Ruhebett und nahm ihre

Hand. „Aber, Frau, so geht das doch nicht weiter mit dir, du mußt dich doch anrassen! Du mußt deinem Leben doch wieder einen Sinn geben! Frau, du verlotumst mir hier ja ganz! Komm, Janina, ich helfe dir. Die junge Frau Berger ist eine so reizende Frau, vielleicht befreundest du dich mit ihr. Wie kannst du dies Hindösen in den vier Wänden nur so lange ertragen, das ist ja, um verrückt zu werden!“

Janina entzog ihm ihre Hand. „Ach laß mich! ich mag nirgends hin! — Außerdem hab ich auch nichts anzuziehen.“

Schweigend erhob sich Peter und öffnete den Kleiderschrank, suchte eine Weile darin herum und holte dann ein schwarzes, mit weißen Spitzen am Hals und Armeln verziertes Seidenkleid hervor. Er hatte sie immer sehr gern in diesem Kleide gesehen. „Hier, Janina, zieh dieses Kleid an, es steht dir so gut. Mach mir die Freude und komm mit!“

Die Frau machte eine nachlässige Bewegung, daß sich das Kleid verschob und die Schulter weiß hervorleuchtete. „Ich habe dir doch schon einmal gesagt, daß ich nicht mag.“ Ärgerlich warf Peter das Kleid auf den nächsten Stuhl und vergrub die Hände in den Hosentaschen.

Janina war aufgestanden. „Ja fort, fort von hier!“ sagte sie roie zu sich selbst. „Es ist hier wie im Gefängnis, es ist hier kein Leben für mich!“ Da sprang Peter auf sie zu, packte sie hart an die Schultern. „Du“, sagte er zornig, „wie lange willst du das noch so mit mir treiben? Soll ich um ein freundliches Wort betteln kommen?“ Es zuckte ihm in den Gliedern, brutal zu werden. Janina lag wie leblos an seiner Brust, hatte die Augen geschlossen und den Mund wie im Schmerz etwas verzerrt. Da ließ er sie plötzlich los, daß sie taumelte, und ging mit ungestümen Schritten hinaus.

„Sie will keine Gemeinschaft mehr zwischen uns“ sagte Peter zu seinem Vater. „Es muß doch aber irgend eine Ordnung in unser Zusammenleben kommen. Sie kann doch nicht weiter so wie ein unnützes Möbel herumliegen.“ „Du mußt Geduld haben“, beschwichtigte ihn der Vater, „der Tod des Kindes“ — „Ach“, unterbrach ihn Peter, „das allein kann es auch nicht nur sein, das sie so apathisch macht. Danusia ist schon 6 Monate tot, und das Leben geht weiter. Auch ich trage meinen Schmerz um das Kind, aber ich benutze ihn nicht als Erklärung für Fantheit und Liederlichkeit. Sie sieht eben, daß ich ihren „Große-Dame-Ansprüchen“ nicht genügen kann, daher dieser Unmut gegen mich und diese Lebensunlust!“ Hermann Hardt schüttelte bedächtig den Kopf. „Verlange nicht zu viel von ihr, Peter, sie kann nicht mehr geben, als sie hat. Ihr habt wohl beide ineinander etwas anderes gesucht als ihr fandet — nun ist die Enttäuschung beiderseitig. Mit einem Manne aus ihrem Volke, der ihrer Art das richtige Verständnis entgegenbringen könnte, würde Janina wohl glücklicher geworden sein — auch wenn er nicht reich wäre.“

Es kam jetzt öfter vor, daß Hermann Hardt für das Verhalten seiner Schwiegertochter eher eine Erklärung oder Entschuldigung fand als Peter, ihr Mann.

Auf dem Hofe schirrte der Knecht ein Pferd vor den kleinen Jagdwagen. „Für wen spannen Sie an?“ fragte ihn Peter. „Die gnädige Frau hat es mir befohlen“, entgegnete der Knecht. Da kam auch schon Janina aus dem Hause. Sie hatte ein knappes, schwarzes Kostüm an, das die Blässe ihres Gesichtes noch hervorhob. Sauber und glatt lugte ihr dunkles Haar unter dem kleinen Hütchen hervor. Es war keine Spur mehr von Nachlässigkeit an ihrem Außern. Mit Genugthuung stellte Peter fest, daß sie sehr gut ausfah.

„Hast du es dir doch überlegt, Janina?“, lachte er ihr freundlich entgegen. „Das ist aber lieb von Dir.“ Janina schüttelte den Kopf, nestelte an ihren Handschuhen. „Ich fahre zu den Drygalskis nach Kamionken. Du hast wirklich recht, ich muß wieder hinaus und unter Menschen kommen.“ „Ja, willst denn nicht mit mir“ — stammelte Peter. Langsam hob sie die Augen und sah ihn kühl an. „Nein, ich will nicht!“ — ihre Stimme klang sehr hochmütig. — „Ich suche keine Freundschaft bei deinen deutschen Bekannten.“

Sie wandte sich ab und schwang sich leicht und elegant auf den Wagensitz. Der Knecht reichte ihr die Zügel. Eine Weile stand Peter noch und schaute dem davonrollenden Gefährt nach. Dann wandte er sich mit einem energischen Ruck um. „Na, dann nicht“ murmelte er ingrimmig vor sich hin.

32.

Janina schien wirklich wieder aufzuleben. Die Schneiderin kam ins Haus und mußte ihre Garderobe modernisieren. Sie hatte wieder allerhand kleine und größere Bedürfnisse. Es war Peter in den letzten Monaten auch schon ganz unheimlich geworden, daß Janina so gar nichts für sich verbraucht hatte. Da erklärte sie ihm plötzlich, daß sie ein paar Tage bei der Frau Landrichters Eckhardt verbringen wolle, die habe sie schon wiederholt so dringend eingeladen.

Peter war unangenehm überrascht. „Was willst du denn bei der Heze“ sagte er. „Es ist mir gar nicht recht, daß du noch immer mit ihr in irgend welcher Verbindung siehst.“

Nach ihrem mißglückten Versuch, Danusia von der „angezauberten“ Krankheit zu heilen, hatte Peter die Frau Landrichter gebeten, sein Haus zu verlassen. Tief gekränkt über soviel Undankbarkeit war sie abgefahren, ihrem eigenen Heime zu. Ach, niemand wußte, wie ungern sie die Stadt wieder betrat, wo der Gerichtsvollzieher nur darauf lauerte, ihr die gepfändeten Sachen herauszutragen. Wie schön ruhig und versteckt hatte sich s doch in Schöntal gelebt, kein Gläubiger hatte sie dort gefunden. Und wie billig war es obendrein gewesen. Sie hatte dort ja nicht einmal ihre Witwenpension ausgegeben. Zwar einen reichen Bräutigam, der sie aus allen finanziellen Schwierigkeiten befreit hätte, hatte sie dort leider nicht gefunden. Nicht einmal einen Freund zum Trost für ihr alterndes Herz, das noch immer

unter der Wunde litt, die ihm der letzte Eheandidat geschlagen hatte. Der war nämlich eines Tages, nachdem er sich wochenlang auf das Beste hatte bewirten lassen, mit einem Teil ihrer Schmucksachen auf und davon gegangen. Ach, und gerade die echten Stücke hatte er mitgenommen und ihr nur die Imitationen dagelassen.

Janina bestand darauf, zu Frau Eckhardt zu fahren, doch versprach sie Peter, nicht länger als 3—4 Tage zu bleiben. Es verging aber eine ganze Woche, und Janina war noch immer nicht da, gab auch keine Nachricht. Gewiß, Peter hätte ja einfach mit dem Rade hinüberfahren und nach Janina sehen können, es war ja nicht so weit zur Stadt. Bisher hatte ihn aber der Widerwille, den er gegen die Frau Landrichter empfand, davon abgehalten. Mittlerweile wurde Peter unruhig, er befürchtete, die Frau mit ihrer Magie könnte einen bösen Einfluß auf Janina ausüben. Jetzt hatte er dringend in der Stadt zu tun, da wollte er sie dann besuchen und möglichst gleich nach Hause mitnehmen. Erst hatte er in der Molkereigenossenschaft eine Abrechnung zu machen. Das dauerte längere Zeit. Aber endlich konnte er doch das empfangene Geld einstecken und seine anderen Aufträge erledigen. Da waren noch einige Zahlungen zu leisten, verschiedene Einkäufe zu machen, und inzwischen war es Abend geworden, und er hatte nicht einmal Zeit gehabt, etwas zu Mittag zu essen. Na, das machte ja nichts. Dora würde ihm schon etwas Kräftiges vorsehen, sobald er nur zu Hause war.

Jetzt aber schnell zu Janina. Da war die Chopin-Straße und hier die Nummer 18, also im zweiten Stock. Peter hieß den Knecht mit dem Wagen vor dem Hause warten und eilte die Treppen hinauf.

„Eckhardtostwo“ stand an der Tür. Peter klingelte. Es öffnete niemand, doch glaubte Peter Musikklänge zu vernehmen. Vielleicht spielte das Radio dort so laut, daß sie sein Klingeln überhört hatten. Er wartete eine geraume Weile und klingelte dann schärfer. Nichts rührte sich. War denn niemand zu Hause? Kamern die Musiktöne aus der gegenüberliegenden Wohnung? Er wollte doch mal hinuntergehen und von der Straße aus feststellen, ob die Fenster der Eckhardt'schen Wohnung beleuchtet waren. Es war ja inzwischen schon dunkel geworden.

Die ganze zweite Etage war hell erleuchtet. Peter ging zurück und läutete wieder, und als ihm nicht sofort geöffnet wurde, noch gleich ein zweites und drittes Mal. Es war, als hätte jemand auf diese drei Klingelzeichen gewartet, so wurde die Tür angerissen und ein nettes Mädchen ließ ihn eintreten. Sie nahm ihm Hut und Lodenmantel ab und sagte: „Es sind schon einige Herren da.“

Peter hörte Stimmengewirr, ein Klavier kimperte, und da Klang auch Janinas Lachen. In einer Tür, die auf das Wohnzimmer führte, erschien Frau Eckhardt. Sie trug ein elegantes Gesellschaftskleid und war über und über mit blinkendem Schmuck behangen.

Als sie Peter erblickte, stuzte sie offensichtlich, doch schon im nächsten Moment kam sie ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Mein lieber

Hardt, Welch eine Überraschung, wie wird sich unsere liebe Janina freuen! Kommen Sie! Kommen Sie nur, es sind einige Gäste da, reizende Menschen. Mein Gott, ich muß doch dafür sorgen, daß Janina etwas aufgeheitert wird, das arme Kind war ja ganz tiefsinnig, als es herkam."

Sie pustete wie eine Lokomotive und wollte Peter mit sich fortziehen, doch der wehrte ab. „Nein, nein, Frau Landrichter, ich möchte nur meine Frau sprechen! Ich bin ja gar nicht danach angezogen, um vor Ihren Gästen erscheinen zu können.“ Er hatte einen Sportanzug und hohe Stiefel an.

Da stand in der Thür, durch die Frau Eckhardt gekommen war, Janina. „Du hier, Peter?“, sagte sie und zog unwillig die Augenbrauen hoch. „Warum hast du denn nicht geschrieben, daß du kommst?“ „Ich wußte nicht, daß es dir so ungelegen sein würde!“ sagte Peter scharf, denn es ärgerte ihn, daß sie seine Hand, die er ihr bot, überfah.

Sie stand vor ihm und nagte an der Unterlippe. „Komm in mein Zimmer“, sagte sie und schritt ihm voran. An der Türschwelle wäre er ihr fast auf die Schleppe getreten. Das ist ein neues Kleid, stellte er fest, so etwas hatte sie doch nicht. Lachsfarben schlängelte die kleine Schleppe vor ihm her. Seine Augen gingen an dem Kleide empor, blieben an dem Rücken haften, der bis zum Gürtel entblößt war.

Der Arger in ihm wuchs. War das dieselbe Frau, die noch vor kaum 8 Tagen so lebensmüde und apathisch gewesen? Nicht ihm, anderen war es gelungen, wieder neue Lebenslust in ihr zu erwecken. Für andere hatte sie sich diesen schamlosen Fesseln angezogen, den er dann allerdings bezahlen mußte, denn sicher hatte sie für das Kleid wieder Schulden gemacht.“

„Also, was willst du, weshalb bist du gekommen?“ fragte Janina voller Ungeduld. Sie schien es eilig zu haben, ihn wieder los zu werden.

Draußen klingelte es dreimal hintereinander. „Ich habe den Wagen unten stehen und möchte dich nach Hause mitnehmen, Janina“, sagte Peter. Im Vorzimmer ertönte eine laute lustige Stimme, dann hörte man Frau Eckhardt pusten und flüstern. Peter hatte sich halb zur Thür umgewandt, auch Janina hatte den Kopf gehoben und lauschte.

„Leutnant Witold ist da“, sagte Peter, und der kleine Offizier mit den frechverliebten Augen schien ihm plötzlich ein weit gefährlicherer Gegner zu sein, als für den er ihn bisher gehalten. „Ja, er ist hier“, entgegnete Janina trozig.

„Kommt er oft?“ „Ja, fast täglich“, antwortete die Frau und sah ihn heransfordernd an.

Peter fühlte eine heftige Unruhe in sich ansteigen. Mit Mühe beherrschte er seine Stimme, als er sagte: „Packe deine Sachen zusammen, du fährst sofort mit mir nach Haus.“

„Das fällt mir gar nicht ein!“ fuhr Janina hoch, „ich werde schon kommen, wenn ich es für an der Zeit halte!“ Frau Eckhardt schob sich durch die Thür. „Über Kinder, aber meine Herrschaften, ich bitte Sie! Sie zanken sich wohl gar? Kommen Sie, lieber Hardt, Sie werden einen interessanten

Abend erleben, Ihren Sportanzug wird Ihnen niemand übelnehmen. Es sind ja nur Herren da.“

Sie hatte sich bei Peter unter und versuchte, ihn zur Tür zu ziehen. „Denke dir, Hela, er will mich heute noch in sein Ruhdorf zurückschleppen!“ rief Janina.

Frau Eckhardt ließ Peter Arm fahren und schlug die Hände zusammen. „Aber das ist doch unmöglich! Sie können doch nicht solch ein Unhold sein!“ Sie stürzte auf Janina zu und schloß sie liebevoll in die Arme. „Ach, du Armes du, in die Einöde sollst du wieder, in die Verlassenheit, wo sich kein Mensch deiner annehmen wird! Ach, und ich tu hier doch alles, um dich deinem Schmerz zu entreißen!“

Ihre Stimme ging in Schluchzen über. Sie japste nach Luft, wie ein Fisch nach Wasser. Augenrollend setzte sie ihre Körpermasse nach Peter zu in Bewegung. Die Arme hielt sie erhoben, als wollte sie auch ihm um den Hals fallen. Vorsorglich stellte sich Peter hinter einen Stuhl.

„Ich bitte Sie, gönnen Sie doch dem armen Kinde noch ein paar Tage Erholung bei mir! Und gerade heute, nein heute dürfen Sie sie mir nicht entreißen — wir feiern ein kleines Familienfest — ich habe heute Geburtstag — verderben Sie mir und Janina nicht den Abend!“

Peter fing einen Blick des Verständnisses an, den die beiden Frauen austauschten. Das Weib lägt, dachte er, sie hat doch gesagt, es sind nur Herren da. Wo läßt sich denn eine alleinstehende Frau nur Herren zum Geburtstag ein?

„Es tut mir leid, Frau Landrichter, aber ich muß darauf bestehen, daß meine Frau mich sofort nach Hause begleitet“, sagte er sehr kühl. Die Frau vor ihm bekam wutverzerrte Züge. „Das geht nicht!“ japste sie, „das kann ich nicht dulden! Janina hat mir fest versprochen, noch ein paar Wochen zu bleiben. Ich arrangiere Feste für sie, ich nehme mich wie eine Mutter ihrer an und nun soll sie mich im Stich lassen?! Janina, Engel, sage ihm, daß du hier bleibst, daß du wenigstens heute noch hier bleibst, wie stehe ich sonst vor den Gästen da?“ Sie weinte fast.

Was ist das, stammte Peter, was reißt sich das Weib so nach Janina, was ist das mit den Gästen, was steckt da dahinter?

Schon war er hinans, durchmaß mit drei Schritten das Vorzimmer und riß die Tür auf, durch die vorhin die Frauen gekommen waren. Da stand ein großer, runder Tisch und um den herum saßen ungefähr 10 Herren. Erschreckte, unwillige Blicke trafen Peter, Hände griffen nach Banknotenhäufchen, die auf dem Tisch lagen, Karten flatterten zu Boden.

„Gervus, Peter!“ rief Witold, der etwas abseits stand. Peter antwortete nicht. So plötzlich wie er gekommen, war er auch wieder hinans. Also das war es! Eine heimliche Spielhölle hatte das Weib angemacht, und Janina sollte ihr helfen, die Gäste zu unterhalten, sollte wohl gar ein Lockvogel für ihren Betrieb sein! Natürlich, Janina war zu dumm, um überhaupt zu merken, welche Rolle ihr hier zugeschoben war.

In höchster Aufregung kam er zu den Frauen zurück. Seine Augen flammten. „Janina“, herrschte er seine Frau an, „los, pack ein! Keine 5 Minuten bleibst du länger hier!“ Auf dem Schrank standen Janinas Koffer. Mit einem Ruck holte er sie herunter, öffnete die Schranktür und warf seiner Frau die Garderobe zu.

Da kam Leben in Frau Eckhardt. Sie warf sich auf die Koffer, umklammerte sie mit ihren Armen. „Nein“, kreischte sie, „sie soll hierbleiben! Welch eine Undankbarkeit! O Gott, Welch eine Undankbarkeit! Was habe ich nicht alles für sie getan! Keine Unkosten habe ich gescheut, damit sie sich nur wohlfühlte!“

Peter schob sie unsanft zur Seite. „Sie werden meine Frau nicht daran hindern, Ihr Haus zu verlassen oder soll ich vielleicht die Polizei in Ihr Spielnest rufen?“

Das wirkte! Sie ließ sofort die Koffer los. Janina war ganz eingeschüchtert. Hastig packte sie ihre Sachen ein, zog sich den Mantel an. Da heulte Frau Eckhardt an. „Das Kleid! Wer bezahlt mir jetzt das Kleid? Das hat schon allein 100 Bloty gekostet! Und was hab ich doch sonst für Ausgaben gehabt!“ Verzweifelt rang sie die Hände. „Ach Unglückliche, ach ich Unglückliche!“ jammerte sie immer wieder.

Peter sah seine Frau fragend an, die ließ den Kopf sinken. „Frau Eckhardt hat mir das Kleid geschenkt“, sagte sie leise. Peter holte seine Brieftasche hervor und entnahm ihr den letzten 100 Bloty-Schein, der ihm verblieben war. „Das ist für das Kleid“, sagte er und warf der Frau das Geld hin. Dann war er mit den Koffern auf der Straße.

Janina folgte ihm, ihre Schleppe raschelte auf der Erde. Schweigend saßen sie Seite an Seite und fuhren durch den dunklen Abend, Schöntal zu. Da spürte er, wie Janinas Schultern zuckten. Sie weinte leise vor sich hin. Weinte sie darum, daß er sie gezwungen hatte, mit ihm zu gehen? Oder schämte sie sich? Er konnte sie nicht danach fragen, denn der Kutscher saß ja vor ihnen. Leise nahm er ihre Hand und hielt sie fest in der seinen und Janina entzog sie ihm nicht. Da umfaßte er sie und zog sie dicht an sich. Sie barg ihren Kopf an seiner Schulter und wurde ganz ruhig.

Dora servierte ihrem Herrn das Mittag- und Abendbrot zugleich. Janina wollte nichts essen, sie ging gleich in ihr Zimmer. Bald darauf kam Peter zu ihr. Sie hatte sich in eine warme Decke gehüllt und hockte auf dem Tapischau. Das lachsfarbene Kleid mit dem tiefen Rückenausschnitt lag auf einem Stuhl.

Eine Weile stand Peter schweigend vor seiner Frau, schaute sie an, als wollte er auf dem Grund ihrer Seele lesen. Sie streckte die Hand nach ihm aus und zog ihn neben sich nieder. „Peter“, sagte sie leise, „du liebst mich, ich weiß es, und dennoch willst du mir kein Opfer bringen?“ Peter schwieg minutenlang. Dann antwortete er: „Meine Heimat kann ich niemandem

zum Opfer bringen, auch dir nicht, Janina, ich wäre sonst ein glückloser Mensch.“ Wieder herrschte Schweigen zwischen ihnen. Da legte ihm Janina ihre Hände auf die Augen und küßte ihn auf den Mund, so leise und zart, wie sie ihn noch nie geküßt hatte. „Wenn wir beide ganz allein wären, Peter, nur wir beide und sonst nichts — ich glaube, ich könnte dich immer lieb haben“, flüsterte sie. Sie blinzelte gegen das Licht und sagte: „Mach bitte das Licht ans, es stört mich.“ Peter tat nach ihrem Wunsch. Wie zwei Kinder saßen sie, Hand in Hand im Dunkeln. Endlich sagte er laut: „Wir müssen wieder ein Kind haben, Janina“, und als keine Antwort kam, wiederholte er: „Hörst du, Janina, wir müssen noch einmal ein Kind haben!“ Auch jetzt blieb alles still und nichts rührte sich. Da sagte er ein drittes Mal: „Ich wünsche mir ein Kind, das mein Kind sein wird.“

Hatte er in den leeren Raum hineingesprochen? War die Frau, die sein eheliches Weib war, noch neben ihm? Ja, Janina saß noch da, nur ihre Hand lag nicht mehr in der seinen. Er nahm sie auf den Arm, die Decke fiel von ihr herab. So trug er sie in sein Schlafzimmer, sie ließ es widerstandslos geschehen.

Als Peter früh erwachte, war der Platz an seiner Seite leer. Er duschte sich kalt und ging frohgelaut zum Frühstückstisch. Ein Übermaß an Energie und Lebensfreude war in ihm, wie er es lange schon nicht verspürt hatte. Jetzt werde ich mein Leben selbst gestalten, mich nicht mehr von ihrem törichtem Willen beeinflussen lassen. Trotzdem aber sollte Janina glücklich werden — nein, gerade darum wollte er sie glücklich machen und wenn er sie dazu zwingen mußte, in vielen Dingen umzulernen. Er sagte zu seinem Vater: „Wenn ich einen Sohn haben werde, so soll er Hermann heißen.“ Der Alte lachte vor sich hin. „Junge, Junge, na, ist es denn bald wieder so weit?“

Es drängte Peter zur Arbeit, doch bevor er das Haus verließ, stand er noch eine Weile lauschend vor Janinas Tür. Nichts regte sich dahinter. Sie schläft noch, dachte Peter. Er hätte ihr gern einen Morgengruß zugerufen, aber leise ging er hinweg. Die Arbeiter wunderten sich heute, daß ihr junger Herr so vergnügt war, er hatte schon lange nicht so bei der Arbeit gescherzt. Hier und dort faßte er mit zu, zeigte den Leuten, was sie ihm nicht gut genug machten, und er fühlte, was ihn so zupacken hieß, war nicht nur die physische Kraft seiner Arme, es war eine innere frohe, drängende Macht in ihm, die würde ihm auch die Kraft geben, sich sein Leben neu und froh zu gestalten.

Als die Mittagsglocke rief, hatte Peter es eilig, nach Hause zu kommen. Von der Straße bog der Wagen in den Hof, mit dem er gestern in der Stadt gewesen war. „Woher kommen Sie?“ fragte er den Kutscher, denn der Wagen war leer. Der Mann machte runde Augen. „Ich habe doch die gnädige Frau zur Bahn gefahren!“ „Ach so“, sagte Peter und machte ein

gleichmütiges Gesicht, doch als er dem Hause zuschritt, war es ihm, als ob der Boden unter seinen Füßen schwankte.

Er trat nicht in das Wohnzimmer, sondern ging gleich hinauf in Janinas Räume. Hier sah es wüst aus. Schränke und Schubladen standen weit offen und waren leer. Schachteln und allerhand Kram lagen verstreut auf dem Boden. Minna war dabei, Ordnung zu schaffen. Peter schickte das Mädchen fort und sah sich wie geistesabwesend um. Auf dem Tisch lag ein Brief. Er trug keine Aufschrift, war aber verschlossen. Peter riß ihn hastig auf, ein weißes Kärtchen fiel heraus. „Ich kann nicht! Ich will nicht! Ich will nicht!“ stand darauf, sonst nichts. Mechanisch drehte er das Blatt zwischen seinen Fingern. Noch glaubte er die Blut ihrer Lippen auf seinem Munde zu verspüren — und doch war Janina schon fort — von ihm fortgegangen. Schon einmal hatte er seinem Leben eine Wendung geben wollen, da war Danusia gestorben. Nun hatte eine fremde Macht ein zweites Mal seine Hoffnungen zerstört, er sah wieder nichts als dunkle Leere vor sich. Schwül und beklemmend legte es sich auf ihn, schien ihm den Atem abzu schnüren zu wollen.

Er wandte sich und ging hinaus. Glas knirschte unter seinem Fuße. Da lag ein zerbrochenes Parfümfläschchen, das die Luft mit süßlich schwülen Geruch erfüllte.

Die Beklemmung wich auch in der folgenden Zeit nicht von ihm und drückte sein ganzes Wesen nieder. Am Tage half ihm die Arbeit. Da war keine Zeit, nutzlosen Grübeleien nachzuhängen. Aber dann kam der Abend, und Peter schlich sich in Janinas Zimmer und saß dort auf dem Taptschan, wo die vielen bunten Kissen lagen. In dem Zimmer schwebte noch immer der Duft ihres Parfüms, trotzdem Dora hier mit Übereifer lüftete. Dieser Duft zauberte ihm dann jedesmal die Gestalt Janinas hervor. Er sah sie dann immer so, wie sie in der ersten Zeit ihrer Ehe gewesen: elegant und ein klein wenig unordentlich, mit lockenden Augen, girrendem Lachen und mit ihren zärtlich-weichen Händen. Die schlampige, unfreundliche, jeder Tätigkeit abholde Fran der letzten Jahre war aus seinem Gedächtnis verschwunden. Er dachte: wenn ich ganz nach ihrem Wunsche geworden wäre, hätte sie mich nicht verlassen. Doch selbst in den Stunden größter Sehnsucht nach ihr war ihm der Preis für ihre Liebe zu hoch.

Durch dritte Personen erfuhr Peter dann, daß Janina bei ihren Eltern in Warschau weile, von ihr selbst kam kein Lebenszeichen.

Was Peter aber am meisten schmerzte, was da ganz tief auf dem Grunde seiner Seele an ihm nagte, war doch nicht die Sehnsucht nach dem Weibe, — daß er kein Kind sein eigen nennen konnte, das war sein größtes Leid. Oft, wenn es so still im Hause war, lauschte er auf, ob da nicht wieder kleine Füßchen trippelten, ob ihn eine Stimme nicht wieder „Vater“ nennen würde, wie es Danusia vor ihrem Tode getan hatte. Aber alles blieb so still — und Janina wollte nicht mehr seine Fran sein, wollte nicht mehr die Mutter seiner Kinder werden.

Peter hatte wieder in der Stadt zu tun. Ein polnischer Bekannter hielt ihn an und begrüßte ihn. Es war einer aus der ersten Zeit seiner Ehe, als Janina sich so gern Gäste eingeladen hatte, einer von denen, die bei seinem Anblick sich in Liebenswürdigkeit auflösen wollten und die ihn hinter seinem Rücken „Schwab“ nannten. Er sagte: „Ich war vorgestern in Warschau, war mit Ihrer Gattin und Leutnant Witold zusammen.“ Peter stuzte. „Sie wissen doch wohl, daß Witold nach Warschau versetzt ist und bei Ihren Schwiegereltern wohnt?“ Spott und Schadenfreude grinsten Peter aus den Augen des Mannes an. Es war Peter, als hätte er ihm in das Gesicht geschlagen. Der Leutnant in Warschau! Unter einem Dach mit seinem Weibe! Und er war nicht an ihrer Seite, um über Witolds Verliebtheit zu lachen, wie er damals gelacht hatte, bevor Janina zur Nacht die Tür vor ihm verschloß. Wie eine Lohe schlug die Eifersucht in ihm hoch. Er war wie ein brünstiges Tier, bereit, jeden Gegner anzunehmen, der ihm sein Weibchen streitig machen wollte.

Wie berrunken kam er nach Hause, packte hastig das Nötigste zusammen, steckte mechanisch einen Revolver in die Tasche und jagte auch schon wieder davon, um den Zug nach Warschau zu erreichen. Die Gedanken hezten durch sein Hirn, daß ihm der Kopf dröhnte, kreisten wie ein Karussell, daß ihm schwindlig wurde — und es waren doch nur immer zwei Gedanken, Janina und Witold — Witold und Janina.

Als Peter bei seinen Schwiegereltern läutete, öffnete ihm Kasia. Kasia war gleich nach Danusias Tode zu den Wierzbickis gegangen. Sie erkannte ihren früheren Herrn und prallte mit einem Aufschrei zurück, wollte auf eine Zimmertür zueilen, aber dann wandte sie sich wieder und sagte laut — zu laut, als daß es nur für Peter bestimmt sein konnte — „Die Herrschaften sind nicht zu Hause, auch nicht die gnädige Frau Hardt!“ Peter schob Kasia wortlos zur Seite, stieß heftig die Tür auf, hinter der er eben lautes Gepolter gehört hatte, und blieb dann regungslos stehen.

Im seidenen Schlafanzug lag Janina auf dem Taptschan, dem breiten Ruhebett mit den bunten Kissen, das sie so gern in jedem Zimmer stehen hatte. Ein umgestürzter Rauchtisch lag auf dem Boden, Zigaretten und Streichhölzer waren verstreut. Am Fenster stand Leutnant Witold. Er lehrte der Tür den Rücken zu. Mit spizen Fingern hob Janina eine Zigarette auf, faßte ein Streichhölzchen, eine Schachtel. Sie versuchte, sich die Zigarette anzuzünden, es gelang ihr nicht, die Zigarette zwischen ihren Lippen bebt, die Hände flatterten ihr so, daß sie das Hölzchen nicht halten konnten.

Peter sah das alles sehr deutlich, trotzdem in seinem Hirn das Karussell wilder als vorhin kreiste. Er fühlte, wie das Blut aus seinem Kopfe wich, wie seine Stirn kalt wurde, so kalt wie das Eisen in seiner Tasche, dessen Kälte er auf dem Leibe zu verspüren meinte. Mit einer ganz langsamen Bewegung steckte Peter die Hand in die Tasche, ergriff den Revolver, da

schrillte ein kleiner spitzer Schrei durch die Luft, im höchsten Schreck ausgestoßen. Janina hatte seine Bewegung verfolgt, hatte instinktiv errathen, wonach er in die Tasche griff. Sie kauerte halb aufgerichtet, mit vorgestreckten Händen da, tödliche Furcht in den Augen. Und dieser kleine Angstschrei brachte plötzlich das Karussell in Peters Kopf zum Stillstand, ließ den unerträglichen dumpfen Druck von ihm weichen, der seit Janinas heimlicher Flucht auf ihm gelastet hatte.

Ganz klar wurden seine Gedanken wieder. Er sah die erschrockene Frau an, sah den Mann am Fenster, der sich bei dem Schrei umgewandt hatte. Was für ein dumm-verdunktes Gesicht er machte, wie auch ihm die Angst in dem Blicke glomm. Da löste sich Peters Hand von der Waffe, da dachte er: „Ja, was will ich denn von den beiden, was will ich denn? Es ist doch ganz in Ordnung, daß sie zueinander gefunden haben! Die Ehe zwischen mir und Janina war von Anfang an ja nur ein Mißverständnis, wir haben einander nur von dem Wege abgelenkt, den wir doch gehen müssen, jeder nach dem Gesetze seiner Art.“

Und plötzlich lachte er laut los, und dieses Lachen löste auch den letzten Rest von Dumpfheit und Eifersucht von ihm. Des Leutnants Gesicht wurde kalt und starr wie eine Maske, mit gekünstelt forschen Schritten kam er auf Peter zu, machte ganz dicht vor ihm eine steife Verbeugung. Peter hörte auf zu lachen, er schaute den Mann von oben bis unten an, und plötzlich wandte er ihm brüsk den Rücken.

„Es tut mir leid, Janina, daß ich dir wieder mal zu so ungelegener Zeit kam“, sagte er heiter, „doch nun will ich euch in eurem zärtlichen Beisammensein nicht länger stören — und es war wohl auch sehr gut für mich, daß ich euch so traf.“ „Herr, was erlauben Sie sich!“ brauste hinter ihm die Stimme Witolds auf. Peter wandte sich halb um, in seiner Stimme schwang noch immer Heiterkeit. „Herr Leutnant, Sie haben in der Eile Ihre Toppe schief zugeknöpft, und auch Ihr Haar ist in furchtbarer Unordnung!“

Er faßte nach der Türklinke und wollte hinausgehen, doch zögernd blieb er ein paar Sekunden lang stehen, wandte sich wieder um. Sein Gesicht war ganz ernst und hart, sein Blick wie von Stahl. Er ging zu Witold zurück, er sagte mit metallischer, herrischer Stimme: „Leutnant, Sie werden meine Frau heiraten, sobald die Scheidung ausgesprochen ist!“ und als der kleine Offizier in der schlechtzugeknöpften Hausjoppe nicht gleich eine Antwort fand, wurde die Falte zwischen Peters Augenbrauen tiefer, seine Stimme drohender. „Sie werden Janina dann sofort heiraten, sonst!“ — und er ballte die Fäuste, daß man seine Finger knacken hörte.

Da hatte Witold seinen Schneid wiedergefunden. „Das wäre ohnehin geschehen, Herr Hardt!“

Peter schritt durch die Straßen, die Hände in den Taschen seines Mantels vergraben, auf der Stirn eine dicke Falte, die Augen auf das Pflaster geheftet, grübelte er vor sich hin und achtete kaum auf den Weg. Wie merkwürdig verändert hatte doch Janina ausgesehen, diesen dumm-

blasierten Ausdruck hatte er bisher noch nicht an ihr wahrgenommen gehabt. So fremd war sie ihm heute erschienen — vielleicht war das mit ein Grund gewesen, daß sich seine Eifersucht so schnell abgekühlt hatte. Aber was war das nur? Sie hatte doch dieselbe Frisur getragen, die er an ihr gewöhnt war, hatte den Mund wie immer herzförmig zinnoberrot bemalt gehabt, — also was war das Fremde, Störende an ihr gewesen? Da prallte Peter mit einer Dame zusammen. Natürlich, wenn man Löcher in das Pflaster hineinschauen will, ist es schwer, auch noch auf die Passanten zu achten. Peter hob die Hand zum Hute, wollte um Entschuldigung bitten, da erstarrte er in seiner Bewegung, das Wort blieb ungesprochen, Peter stand und blickte der Dame wie hypnotisiert in das Gesicht. Das war ja dasselbe Herzmäulchen, dasselbe kurze dunkle Haar und das war auch derselbe halb dumme, halb hochmütig-blasierte Gesichtsausdruck.

Ein empörter Blick der Frau traf Peter. „Küpel“ murmelte sie und ging weiter. Peter stand noch und schaute ihr nach. Und plötzlich lachte er auf, es war dasselbe befreiende Lachen, das vorhin über ihn gekommen war. Die Dame wandte sich bei diesem Lachen um. Da riß Peter den Hut vom Kopfe, schwenkte ihn durch die Luft und rief mit kecker, fröhlicher Stimme: „Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung!“

Die Dame lächelte ein wenig, nickte und ging weiter. Peter aber setzte sich den Hut wieder auf, so ein wenig nach hinten, daß die Stirn freiblieb. Er steckte auch die Hände wieder in die Manteltaschen, aber sein Blick suchte nicht mehr den Boden, er hatte nichts mehr zu grübeln. Also das war es gewesen: die Augenbrauen hatte Janina ausgerasiert gehabt, so wie die Frau, mit der er zusammengestoßen war, und das war das Fremde an ihr gewesen.

Peter piffte vor sich hin, unbekümmert, als wäre er nur allein auf der Straße. Er fühlte wieder jene starke, frohe Kraft in sich, die ihm schon einmal hatte helfen sollen, ein neues Leben aufzubauen. Ja jetzt, jetzt würde es ganz bestimmt ein neues Leben werden, aber ein Leben, in dem für eine Janina kein Platz mehr war, bestimmt aber noch für einen andern Lebenskameraden, und dabei blieben seine Gedanken nicht stehen, sondern gingen noch weiter in die Zukunft hinein und suchten dort blauäugige Blondköpfechen, die alle „Vater“ zu ihm sagten. So schritt Peter pfeifend seinen Weg und schaute aufmerksam nach den Straßenschildern und Hausnummern, denn er hatte ja ein Ziel, den Rechtsanwalt, der seine Scheidungsklage einreichen sollte.

34.

Der alte Hardt kam jetzt öfter zu Lene Gall, um so im „Vorbeigehen“ ein Schwäuschen mit ihr zu machen, trotzdem er eigentlich gar nicht „vorbeizugehen“ hatte, denn seine Felder lagen weit ab von Lenes Hof. Da erfuhr das Mädchen denn durch den Alten, daß Peter mit Janina in Scheidung stand. Sie erfuhr auch, daß er dann die Absicht habe, sich wieder zu verheiraten. Mit wein, das sagte Hermann Hardt allerdings nicht. Lene zeigte

auch kein Interesse dafür, es zu erfahren, aber Hardt sah sie jedesmal, wenn er von Peter sprach, so beobachtend und fragend an, doch das Mädchen hielt die Lippen aufeinandergepreßt und schwieg.

Er wußte nichts davon, daß Lene innerlich einen Kampf mit sich kämpfte. Peter würde wieder frei sein! War es nicht ihre Pflicht, ihm von seinem Kinde zu erzählen? Aber was dann? Die kurze Zeit seiner Liebe zu Erika war lange vorbei, vergessen. Und Erika? Sie hatte viel Leid um ihn getragen — aber Peterlein war jetzt schon ein fünfjähriger Knabe — wer weiß, wie Erika heute Peters gedachte. Sie hatten seit jenem Tage, da Erika mit dem Kinde ihr Haus verlassen wollte, nie mehr von ihm gesprochen. Hatten nun die Eltern das größere Recht, ihre eigenen Wege zu gehen oder war das Recht des Kindes größer, daß es einen gemeinsamen Weg seiner Eltern verlangen konnte zu seinem eigenen Wohle?

Lene konnte keine Antwort auf diese Frage finden. Sie war noch so jung, und es mangelte ihr an der nötigen Lebenserfahrung. Sie beschloß, ohne Erikas Einwilligung Peter nichts von dem Jungen zu sagen. Einstweilen eilte es ja auch noch nicht damit, es war vielleicht auch bald eine Gelegenheit da, dies mit Erika zu besprechen, schreiben mochte ihr Lene nicht darüber. Das Peterlein aber fragte noch nicht nach einem Vater. Er hatte keinen — nun seine Freunde, die Kranz sehen Kinder hatten ja auch keinen, die hatten nur eine Mutter, und er hatte eine Tante Lene und dazu noch eine Mutter, die war allerdings nur dann und wann „auf Besuch“ da. Die Hauptperson war für ihn jedenfalls die Tante Lene.

Da kam Peterlein mit seinem Freunde Fritz Kranz angelaufen, aber der hatte ein ganz verweintes Gesicht und wischte sich mit dem Rockärmel die Augen und Nase. „Fritz“, fragte ihn Lene, „wie geht es deiner Mutter?“ denn Frau Kranz lag schon seit etlichen Tagen an einer Lungenentzündung danieder. Der Junge schluchzte, daß ihn der Bock stieß. „Die Nachbarrinnen sagen, die Mutter liegt schon im Sterben.“

Sterben? War das faßbar, daß eine Mutter von sechs kleinen Kindern sterben konnte? Lene nahm ein Tuch um die Schultern. „Komm, Fritzchen, wir gehen zur Mutter.“

In dem Stübchen der Frau Kranz waren mehrere Frauen. Sie bezogen das Bett der Kranken mit frischer Wäsche, dann deckten sie ein weißes Tuch über den Tisch und streuten feinen Sand auf den Fußboden, denn sie hatten nach dem Pfarrer geschickt, damit er der Kranken das letzte Abendmahl reichte, da sollte die Stube auch sauber und feierlich aussehen.

Mit Frau Kranz ging es zu Ende. Mit der spitzgewordenen Nase und den eingefallenen Bügen sah sie schon ganz wie eine Tote aus. Die Kinder hockten weinend in den Ecken. Von Zeit zu Zeit öffnete die Kranke die Augen und schaute mit einem Blick unfählichen Jammers zu den Kindern hinüber.

Lene sah, daß sie hier doch nichts helfen konnte. Sie sagte: „Ich werde die Kinder zur Nacht zu mir nehmen, hier können sie doch nicht schlafen.“

Die Kinder wollten nicht von der Mutter fort, doch die nickte ihnen wehmütig zu und flüsterte: „Geht, Kinder, geht mit und kommt morgen wieder.“ Dann richtete sie ihre Augen von den Kindern auf Lene, und die war ganz betroffen von diesem Blick. Es lag darin eine so flehende Bitte, die sie nicht verstehen konnte.

Für die 11-jährige Liese und die 7-jährige Meta machte sie Erika's Bett zurecht, die kleine Trudchen nahm sie in ihr eigenes Bett, und für die 3 Jungens legte Martin frisch gefüllte Strohsäcke auf den Fußboden. Da kam denn auch bald der Schlaf und schloß die müde geweinten Augen, deckte das erste große Leid der Kinder mit sanften Träumen zu.

Auch Lene schief bald ein, warm schmiegte sich der Körper des kleinen Mädchens an den ihren. In der Stube der Frau Krang aber rang der Tod mit einer Mutter, die nicht sterben wollte, weil sie die Aufgabe ihres Lebens noch nicht erfüllt hatte. Ihre Kinder, ihre sechs unversorgten Kinder wollte sie erst noch großziehen, danach wollte sie ihm willig folgen, doch der Tod war unerbittlich und forderte hart das Leben von ihr, das doch noch den Kindern gehören sollte. Was aber würde mit ihnen werden, wenn die Mutter tot war? Vielleicht kamen sie in ein Waisenhaus, wo sie dann nie mehr in ihrer Muttersprache sprechen durften. Die Dorfgemeinde würde dann an das Waisenhaus die Unterhaltskosten zahlen müssen — vor allem die Deutsche in der Gemeinde, ja die würden dann dafür zahlen müssen, damit Kinder ihres deutschen Stammes polnisch erzogen wurden. Vielleicht würde man sie auch im Dorfe unterbringen, jedes Kind in einer anderen Familie — es würden dies aber polnische Familien sein, dafür sorgte dann schon das Vormundschaftsgericht. Die Kinder aber waren noch klein — nicht lange, dann hatten sie in der neuen Umgebung vergessen, daß Vater und Mutter Deutsche gewesen und sie selbst es auch sein sollten.

Da schrie die Mutter um Hilfe für ihre Kinder und rief alle, die gleichen Blutes waren. Sie schrie nicht mit dem schwachen Munde, sie schrie mit ihrem Mutterherzen, mit der Stimme ihres Blutes. Und diese Stimme war so laut und mächtig, daß die Schläfer davon erwachten.

Lene Gall richtete sich in ihrem Bette auf. Hatte da nicht jemand gerufen? Sie lauschte, alles blieb still, das Kind an ihrer Seite schlief so ruhig. Lene saß in ihrem Bette und blickte nach dem Fenster, hinter dem zögernd die Nacht entwich. Das Mädchen wurde unruhig. War das nicht ganz so wie damals, als Erika sie mit Peterlein heimlich verlassen wollte? Da war sie auch aufgewacht von einem Schrei, den sie nachher nicht mehr hatte finden können.

Wie unheimlich diese Stille war! Stille? Nein, hier herrschte keine Stille, denn der Schrei war ja wieder da! Sollte er nicht laut und fordernd durch die Luft? Stand er nicht sichtbar hinter dem grauen Fenster und schaute sie mit den flehenden Augen der sterbenden Mutter an? Aber war er in ihr, kam er aus ihrem Blute, dieser Schrei? Vielleicht war Frau Krang jetzt schon tot! Was würde dann aus den Kindern werden? Sechs Kinder, das

waren sechs Paar Stiefel im Jahr, noch einmal soviel Strümpfe, das waren drei Anzüge und drei Kleider und sechs Mäntel und täglich sechs Schüsseln mehr auf dem Tisch, und unendlich viel Butterschnitten. Arme Waiselein! Man würde sie voneinanderreißen, eins hier, eins dorthin geben. Das kleine Trudchen, das würde sie selbst behalten und zusammen mit Peterlein großziehen, da hatte sie dann einen Jungen und ein Mädchen.

Lene stand auf und zog sich an. Sie wollte zu der Kranken Frau Kranz gehen. Mit der Lampe in der Hand trat sie vorsichtig in das Nebenzimmer, wo die Kinder schliefen. Da richtete sich Erich, der Älteste auf, auch er schlief nicht mehr.

„Darf ich aufstehen und zur Mutter gehen?“ flüsterte er und sah Lene bittend an. Die stellte die Lampe hin und strich ihm mit der Hand über den Kopf.

„Leg dich nur wieder hin, Erich, ich gehe selbst zur Mutter. Bleib du lieber hier bei deinen Geschwistern, die können doch nicht so lange allein sein.“

Erich nickte und faßte nach Lenes Hand. „Fräulein Lene, wenn, — wenn,“ — er schluckte ein paar Mal heftig — „wenn Mutter sterben muß — ich bin doch schon groß und stark, ich kann doch schon arbeiten für mich und die Geschwister, und die Liese kann auch die Wirtschaft besorgen, sie hat ja schon immer der Mutter geholfen. Nicht wahr, Fräulein Lene, wenn ich für uns sorgen werde, dann dürfen wir doch beisammenbleiben in unserer Wohnung, dann wird mir doch niemand die Geschwister fortnehmen?“ Flehentlich fragend hingen seine Augen an Lenes Gesicht. „Glauben Sie, Fräulein Lene, daß mir die Bauern Arbeit geben werden? Schauen Sie nur meine Hände, damit kann ich doch schon schaffen wie ein Knecht.“

Lene sah auf die Hände, die Erich vorgestreckt hielt. Feste, derbe Zuhände waren es, aber doch eben nur die Hände eines 14-jährigen Knaben. Sie hatte vorhin in Zahlen ausrechnen wollen, was der Unterhalt von 6 Kindern kostete, und sie hatte Haus und Hof. Der Knabe aber rechnete nur mit dem Herzen und hatte nichts als diese Hände, mit denen er den Kampf gegen den sechsfachen Hunger aufnehmen wollte. Da nahm Lene behutsam die Knabenhände zwischen die ihren. „Ihr werdet beisammenbleiben, Erich. Wenn Mutter stirbt, bleibt ihr bei mir und werdet bei mir ein Zuhause haben.“

Lene nahm den Hund mit auf den Weg zu der Kranken. Aus dem Häuschen kam gerade eine Frau heraus. Auf die Frage Lenes nach Frau Kranz schüttelte sie bekümmert den Kopf. „Sie kann und kann nicht sterben. Ach, es tut einem das Herz weh — die vielen Kinder!“ Leise trat Lene in das Stübchen und ging schnell an das Bett der Kranken, das am Fenster stand. „Frau Kranz, ich werde Ihre Kinder annehmen und sie zu guten, deutschen Menschen erziehen und ich will sie halten, als ob sie meine Verwandten wären.“

Die Kranke sagte nichts, aber sie blickte Lene mit einem Ausdruck grenzenloser Dankbarkeit an und hob leicht die Hände. Da kniete das Mädchen

an dem Bette nieder und fühlte die zitternden, segnenden Hände einer Mutter auf ihrem Haupte.

Plötzlich hatte Lene das bestimmte Gefühl, daß hier noch jemand im Zimmer sei. Sie stand auf und blickte sich um. Da stand Pastor Wendland, den sie beim Hereinkommen gar nicht bemerkt hatte, denn es war noch fast dunkel in der Stube. Nur hier am Fenster verbreitete der dämmernde Morgen schon etwas Licht. „Ich habe gewußt, daß Sie kommen würden, — wir haben auf Sie gewartet!“ sagte er, und ein leuchtender Blick umfing das Mädchen. Lene sah dieses Leuchten und streckte ihm beide Hände entgegen, und er ergriff sie und hielt sie fest.

Wie lange sie so gestanden hatten, sie wußten es nicht, das Bewußtsein für Zeit und Raum war ihnen verschwunden. Sie fühlten nichts als den gegenseitigen Druck ihrer Hände, sie sahen nichts als die geliebte Gestalt vor sich, sie dachten an nichts als nur an ihre Liebe. Der Mann zog die Hände des Mädchens an seine Brust, schien etwas sagen zu wollen. Da empfand Lene es voller Glück: dies war die Stunde, auf die sie schon lange gewartet hatte, die Stunde, da er ihr von seiner Liebe sprechen wollte, doch sie wußten es beide: dies war nicht der Ort, nicht die Zeit, um von sich selbst zu sprechen, und langsam, zögernd gaben sie einander die Hände wieder frei, langsam rissen sie die Blicke voneinander los. Als sie sich wieder der Kranken zuwandten, hatte die ein lächelndes Wissen in den Augen.

Lene ging zwei Nachbarn als Zeugen holen. Dann schrieb Pastor Wendland das Testament der Witwe Frieda Kranz. Und sie vermachte den größten und herrlichsten Schatz, den ein Mensch haben kann, ihre Kinder, der Magdalene Gall. Sie übergab sie ihr zu treuen Händen mit allen Pflichten und Rechten einer Mutter. Pastor Wendland aber sollte Vormund der Kinder sein. Den letzten Rest ihrer Lebenskraft verbrauchte Frau Kranz, als sie diesen ihren letzten Willen unterschrieb. Dann lag sie ganz still da und wartete auf den, mit dem sie einen Tag und eine Nacht lang gerungen hatte. Sie brauchte nicht mehr lange zu warten.

Lene wollte gern nach Schöntal hinüber, um die Eltern von ihrem Familienzuwachs in Kenntniß zu setzen, doch sie kam einfach nicht weg. Sie mußte die weinenden Kinder trösten, sie mußte die Schneiderin bestellen, die den Kindern neue Kleidung machen sollte, sie mußte auch die Mahlzeiten für die vergrößerte Familie kochen. Das Frühstück hatten die Kinder zwar im ersten Schmerz fast unberührt gelassen, aber mittags verlangte der Körper doch sein Recht, und die Teller wurden alle leer. Da hatte denn Lene so viel zu laufen und zu schaffen und so viel zu bedenken, daß ihr gar keine Zeit blieb, Gedanken oder Träume nach Schöntal und bis in das Pfarrhaus hineinzusenden.

Auf dem Hofe brüllte eine Kuh. Das war doch aber nicht die Stimme der schwarzbunten Liese? Peterlein kam angesprungen. „Tante Lene, der Großvater ist da, komm doch mal gleich raus!“ Der Bauer Gall stand auf dem Hofe und neben ihm eine Kuh, die Lene sofort als ihrem Vater gehörig,

erkannte. Martin, der Knecht, und Erich bemühten sich, einem Schwein aus dem Wagen zu helfen, und die Kinder trieben ein paar Hühner in den Stall, die auch aus Schöntal stammten. Der Bauer zeigte auf die Tiere und sagte: „Ich hab dir hier ein Patengefchenk für deine Sechslinge gebracht, wirst es wohl brauchen können!“ Und dann legte er ihr die Hände auf die Schultern und sagte ernst und weich: „Mädel, mein Mädel, ich bin stolz auf dich!“ Das war wie eine blanke Medaille, die sie in Ehren tragen wollte.

„Und was sagt Mutter dazu?“ fragte Lene, denn sie dachte daran, daß es Mutter damals gar nicht so recht gewesen war, daß sie Peterlein behalten hatte, — und jetzt gleich sechs dazu.

In des Bauern Augen bligte es humorvoll an. „Mutter kramt schon alle Schränke und Kästen aus und behauptet von jedem Stück, das sie hervorholt, du wirst es nötig für die Kinder brauchen. Na, und dann erwartet sie in Kürze einen Ansturm der Gratulanten, die ihr zu dem sechsfachen Großmutterglück gratulieren.“

Jetzt lachte Lene voller Freude. „Wer hat es euch denn aber gesagt?“ fragte sie dann. „Pfarrer Wendeland war bei uns.“ Ein freudiger Schreck durchzuckte ihr Herz, sie fühlte, daß sie erröthete. „Und — und hat er sonst noch etwas gesagt?“ „Nein, sonst nichts, was hätte er auch sagen sollen?“ meinte der Bauer gleichmütig. Ja, was hätte er auch dem Vater sagen sollen, er hatte doch noch nicht mit ihr gesprochen. Aber war das nicht eigentlich auch überflüssig? Hatten sich ihre Herzen heute früh nicht schon alles gesagt, was nur zu sagen war, und hatten nicht beider Herzen ganz deutlich „Ja“ gesagt?

Das hätte sich Frau Kranz bei Lebzeiten nicht träumen lassen, daß sie, die arme Wittve, einmal solch Begräbnis haben würde. Der kleine Friedhof war voller Menschen. Da waren sie alle gekommen, die Deutschen der umliegenden Dörfer, sie wollten der Toten die letzte Ehre erweisen und zugleich das Mädchen sehen, das den Mut hatte, mit sieben Kindern durch das Leben zu gehen. Es war aber nicht nur Neugierde, was sie so zahlreich hergetrieben hatte. Da hatte dieses Mädchen, die Lene Gall, ihnen plötzlich einen neuen Weg der Pflicht gezeigt, einen Weg, den sie wohl schon lange geahnt, aber doch nicht klar gesehen hatten: die Pflicht gegen die Familie, die Pflicht gegen die Scholle, ja die Kannte der Bauer, er wußte auch, daß er hier inmitten der Fremden als Deutscher mit dem Deutschen zusammengehen mußte, weil sie ja alle ein gleiches Schicksal trugen. Da waren aber diese Kinder! — gewiß, man hätte für sie gesorgt, damit sie nicht zu hungern brauchten. Aber dieses Mädchen hatte ihnen gezeigt, daß deutsche Kinder nicht nur die Kinder ihrer Eltern sind, sondern zugleich die Kinder ihres Volkes, dessen Blut sie in sich trugen. Dieses gleiche deutsche Blut aber zu schützen und zu erhalten, war jeder von ihnen verpflichtet, und eines jeden Pflicht war es, da einzuspringen, wo Gefahr vorhanden war, damit kein Tropfen dieses kostbaren deutschen Blutes verlorengehe oder dem fremden Blutstrom anheimfiele.

Das Mädchen hatte dies begriffen und danach gehandelt, und jetzt stand sie an der offenen Gruft, umringt von der Kinderschar, die sich an sie schmiegte, wie eine junge Mutter, lieblich und würdig zugleich. Da kamen sie dann alle nacheinander und drückten ihr die Hand und einer sagte: „Wenn es mal ein bißchen zu viel sein sollte mit den Ausgaben, dann kommen Sie man ruhig zu mir, da rück ich denn gern den letzten Groschen raus und sag noch: „Danke schön“ dafür, daß ich's tun durfte, denn ich hab doch dieselbe Pflicht den Kindern gegenüber wie Sie.“ Eine Frau aber sagte: „Wenn mal einem was an der Gesundheit fehlt — und bei so vielen geschieht das schon leicht — dann lassen Sie mich man rufen, ich steh nachts auf und komme helfen. Erfahrung hab ich nämlich bei meinen acht eigenen schon genug gesammelt.“ Jeder hatte ein freundliches Wort für Lene, und Pfarrer Wendland stand neben ihr und zwischen den Kindern, als ob er auch dorthin gehöre.

35.

Das Begräbnis war vorüber, und Lene hatte sich schnell an ihren vergrößerten Haushalt gewöhnt. Sie hatte sich noch eine junge Magd zur Hilfe genommen, damit sie auch Zeit fand, sich den Kindern zu widmen, die sich bisher so viel allein überlassen gewesen waren.

Erich ging dem alten Martin zur Hand, was der sich gern gefallen ließ, doch achtete Lene darauf, daß er auch seine freie Spielzeit hatte, denn bisher hatte der Knabe selten Gelegenheit zu fröhlichem Spiel gehabt. Aber ein Jahr wollte ihn Lene in die Lehre geben, Gärtner wollte er werden. Bis dahin aber sollte er sich noch tüchtig ausfuttern, denn er war für sein Alter recht schmal.

Lieschen aber half Lene im Hause, wusch die jüngeren Geschwister, half ihnen beim Ankleiden und putzte sehr häufig der dreijährigen Trudchen das Näschchen mit der Schürze.

Lene steckte im Wohnzimmer frische Gardinen an das Fenster, sie putzte und säuberte das Zimmer, daß auch nicht ein Stäubchen zu finden war, und stellte alle Tage frische Frühling Blumen hin. Lieschen mußte darauf achten, daß die Kinder keinen Schmutz hineinbrachten, denn Lene erwartete Besuch, lieben Besuch. Sie zog sich alle Tage ihre nettesten Kleider an, und wenn die Hofstür ging, hatte sie im Nu die Wirtschafterschürze abgebunden und hinter die Tür gehängt, um gleich darauf mit roten Backen in den Spiegel zu schauen, ob auch die Haare glatt und ordentlich aussahen. Es war aber niemals der Erwartete, der da kam. Die Blumen welkten wieder und immer wieder, langsam setzte sich, trotz allen Wischens, doch hier und dort ein Stäubchen an — er kam nicht. Lene konnte schon wieder ruhig die Hofstür gehen hören, ohne gleich Herzklopfen zu bekommen, sie ließ auch allmählich die hübschesten Kleider wieder im Spinde hängen — er kam nicht, ach, er würde vielleicht niemals kommen.

Die Kinder hatten sich in ihrem neuen Heim schnell eingelebt, lachten und spielten schon fröhlich, denn der Verlust, den sie erlitten hatten, war

durch Lene so schnell wieder ausgeglichen. „Lene-Mutter“ nannten sie die Kinder, das war eine Erfindung des fünfjährigen Friß, und die andern hatten diesen Namen mit Begeisterung angenommen.

Es war ein Sonntagmorgen. Die Kinder spielten im Garten unter dem Kirschbaum. Erich versuchte den Baum zu schütteln, das war aber nicht leicht, denn er war schon recht stämmig und wurzelte fest in der Erde. Von Zeit zu Zeit ließ er aber doch einige Blüten fallen, und die Kinder haschten dann mit Schürzen und Händen danach. Lene stand am Fenster und sah ihnen lächelnd zu. Der Baum war so reich an Blüten, daß er sehr wohl den Kindern einige zum Spiel überlassen konnte und dennoch genug hatte. Und die Kinder, die um den Baum herumsprangen, waren sie nicht auch Blüten, zarte, verheißungsvolle Menschenblüten? Wie schön der Baum in seinem weißen Blüten schmucke war, wie eine Braut im Kranz und Schleier. Und nach den Blüten trug er Früchte und war wieder schön im Schmucke seines grünen Laubes und der roten Kirschen, und erfüllte so in Schönheit mit Blüten und Reifen jedes Jahr seines Daseins Zweck. -

Lene dachte an ein Bild, das in ihrer Eltern Hause über dem Sofa hing und ihres Bruders Familie darstellte. Da stand Georg mit einem kleinen Mädchen auf dem Arm, neben ihm Maria und vor ihnen Friedrich, der Erstgeborene. Wenn man das Bild aber ganz genau betrachtete, merkte man, daß in der Familie Georg Gall nächstens noch ein kleiner Erdenbürger eintreffen würde. Wie hatte doch Georg geschrieben, als er dieses Bild nach Schöntal sandte? „Meine Frau ist wie die liebe Mutter Erde, die jedes Jahr neues Leben zum Lichte bringt und immer wieder neu und schön ist.“ In dem Hause der Frau Erwerdt hing ebenfalls über dem Sofa das gleiche Bild, und daneben noch ein Gegenstück: Paul und Berta, und die hatten schon drei Kinder, denn die Berta hatte im vorigen Jahre Zwillinge gehabt.

In vielen deutschen Bauernstuben hingen solche Familienbilder. Sie stellten meistens die in Deutschland lebenden Kinder und Enkelkinder dar und hatten immer den Ehrenplatz über dem Sofa. Die Schwiegertöchter und Enkelkinder hatten die Bauersleute oft noch nie gesehen. In manch ein Anselig kam dann der Gram beim Anblick solchen Bildes, denn es war oft der einzige Sohn, der hinausgezogen war, weil ihn die Treue zum Vaterlande hatte gehen heißen. Und jetzt hatte der Bauer niemanden, der nach ihm über den Acker ging und in dessen Hände er den Pflug geben konnte, denn wer einmal gegangen war, der war für sich und seine Kinder des Erbes an der väterlichen Erde beraubt. Manch einer war geblieben, weil ihn die Treue bleiben hieß — die Treue zu der Scholle seiner Väter — und er hatte sein Vaterland dafür lassen müssen. Jetzt säete und erntete er auf seinem Heimatboden und sorgte dafür, daß das Erbe seinen Kindern erhalten blieb. In seinem Herzen aber wuchs, wie eine heimliche Liebe, mächtig, groß und erhaben, das Bild des verlorenen Vaterlandes empor. Er lehrte seinen Sohn die Erde seiner Väter bestellen und pflanzte in sein Herz das Bild seiner Liebe — Deutschland, und vor diesem herrlichen Bilde verblaßte das des neuen äußeren Vaterlandes.

Lene schaute auf den blühenden Kirschbaum. Die Kinder hatten noch immer nicht genug des Spieles mit den Blüten. Sie dachte, bin ich nicht auch wie dieser Baum, verwurzelt in der Heimat Erde, blühe ich nicht wie er in meiner Jugend und gesunden Kraft? Wird auch mein Blühen Früchte bringen? Oder ist es mein Schicksal, Wachsen und Werden zu hüten, ohne selbst je den süßen Hauch wonnigen Maies zu spüren?

Da rissen sie die Stimmen der Kinder aus ihren Gedanken. „Lene-Mutter, der Martin hat schon angespannt, kommt, wir fahren nach Schöntal!“ Als Lene auf den Hof ihres Elternhauses einbog, stand dort in der Tür neben den Eltern noch ein fremder Mann, und zwei Mädchen, vielleicht 10- und 6-jährig, liefen dem Wagen entgegen. Als Lene heruntergeklettert war, knickten sie artig. „Ich bin die Gerda und das ist die Lotte“, sagte die Ältere, „wir sind mit meinem Papa zu Besuch gekommen.“ Ihr Finger deutete auf den Mann neben den Eltern. Dann betrachtete sie neugierig die kleine Gesellschaft, die jetzt mit Erichs Hilfe vom Wagen herunterkrabbelte. „Sind das alles deine Kinder?“, fragte sie.

Der Kleine Fritz schob sich vor Lene und erfaßte ihre Hand. „Geh“, sagte er eifersüchtig, „das ist unsre Lene-Mutter!“ Das Mädchen lachte hell auf und nahm Lenes andere Hand. „Lene-Mutter hat er gesagt, Lene-Mutter! Heißt du denn so? Darf ich auch so zu dir sagen? Wir haben nämlich keine Mutter zu Hause, aber so viel Kinder haben wir auch nicht, bloß vier, und der Otto ist der Kleinste, der ist noch kleiner wie deine Kleine!“ und ihr Finger zeigte auf Trudchen.

Jetzt erkannte Lene den Mann. Er hieß Rahmke. Sie hatte ihn im Winter bei einer Zusammenkunft deutscher Landwirte kennengelernt, an der sie mit dem Vater teilgenommen hatte. „Sie heißt Lene-Mutter und hat sieben Kinder!“ rief Gerda ihrem Vater zu. „Wenn sie noch unsre vier hätte, dann wären das elf! Elf Kinder können aber fein miteinander spielen!“

„Fräulein Gall möchte sich wohl für eine Tochter mit deinem Mundwerk bedanken“, sagte Rahmke zu Gerda, „geh lieber und kümmere dich um Lottchen, die hast du schon wieder verloren.“ Gerda fand, daß Lottchen bei den andern Mädchen gut aufgehoben sei. Lene sagte: „O, ich habe Kinder sehr gern und denke, daß ein geläufiges Mundwerk auch einem Mädchen manchmal sehr nötig sein kann, hauptsächlich, wenn man es gleich für eine schüchterne Schwester mitgebrauchen muß.“

Sie reichte dem Mann die Hand zur Begrüßung, nachdem sie ihren Eltern „Guten Tag“ gesagt hatte. Er sah ihr prüfend in das Gesicht. Etwas verwundert erwiderte sie den Blick.

Gerda wollte nicht von Lenes Seite weichen. Als man zur Kirche ging, hielt sie ihre Hand fest, und an der andern hatte sie ihren Vater. Die anderen Kinder waren, mit Ausnahme Erichs, unter Lieschens Aufsicht zu Hause geblieben. Das Mädchen plauderte unanshörlich. Bald wußte Lene es, daß Mutti schon seit zwei Jahren tot ist und die Tante Lina den Haushalt versteht, aber jetzt wollte sich die Tante Lina mit einem neuen Onkel verheiraten,

und da hatte ihnen der Papa eine neue Mutti versprochen und jetzt mußte sie dem Papa schnell die neue Mutti suchen helfen, denn die Tante Lina wollte gar nicht mehr lange warten.

In der Kirche saß Rahmke neben Lene und Gerda zwischen ihren Eltern. Sie hielt den Blick kramphhaft nach unten gerichtet, und als sie im Gesangbuch die Liedernummern suchte, blätterte sie gedankenlos hin und her, bis ihr Rahmke das Buch aus der Hand nahm und das Lied aufschlug. Dann sangen sie, und er hatte seinen Kopf zu ihr geneigt und schaute in ihr Buch, denn er hatte keins. Lene war der Hals wie zugeschnürt, es war ihr furchtbar peinlich. Durch die gesenkten Augenlider glaubte sie die Blicke aller auf sich gerichtet zu sehen, auf sich und den Mann, der für seine Kinder eine neue Mutti suchte. Und dann kam Wendlands Stimme, und der Mann neben ihr war plötzlich nicht mehr da und alle andern waren so fern, und nur die Stimme war da, die geliebte Stimme. Sie wagte es aber nicht, die Augen zu erheben aus Furcht, sie könne seinem Blick begegnen. Sie dachte: Es ist fast eine Sünde, daß ich in die Kirche gehe, denn ich kann hier nichts anderes denken als nur an ihn und immer wieder nur an ihn. Sie faltete die Hände in ihrem Schoße und betete mit ihrem Herzen, sie wußte aber nicht, worum sie betete.

Das Mittagessen verlief schweigend, denn der Bauer liebt es nicht, lange Gespräche dabei zu führen, das hieße ja zwei Arbeiten zugleich zu verrichten. Nachher saß man aber im Garten in der hellen Frühlingssonne, und hier fing Rahmke an, von seinem Heim, von seiner Wirtschaft, von seinen Kindern zu erzählen. Er sprach, als müßte er vor dem Bauer Rechenschaft ablegen über sein Besitztum, seine Arbeit, seinen bisherigen Lebenswandel und die Erziehung und Eigenschaften seiner Kinder. Er stellte seine Person nirgends in den Vordergrund, und doch hörte man es heraus, daß er ein ordentlicher, fleißiger und charakterfester Mann war, auf den sich eine Frau wohl in Freud und Leid verlassen konnte. Doch all sein Tun und Handeln war immer erfüllt von den Gedanken an seine Kinder, die keine Mutti mehr hatten.

Der Bauer Gall hörte ihm zu und nickte mit dem Kopf. Lenes Blicke folgten den Kindern, die Maiglöckchen pflückten und einen Kranz davon wanden. Von Zeit zu Zeit kam Lottchen zu ihr gelaufen und legte ihr Köpfchen an Lenes Arm. Dann umschlang sie das Kind und drückte es an sich. Es schien ein scheues Geschöpfchen mit liebevollem Herzen zu sein. Wenn Rahmke diese kleine Szene beobachtete, unterbrach er seine Erzählung und lächelte seinem Töchterchen zärtlich zu.

Friedrich Gall ging ins Haus, um sich frischen Tabak für seine Pfeife zu holen. Die Bäuerin hatte sich schon vor geraumer Weile entfernt, um vor dem Kaffee noch ein kleines Nickerchen zu machen. Die Kinder kamen mit dem Maiglöckchenkranz gesprungen. Gerda setzte ihn Lene auf den Kopf. Fröhlich klatschte sie in die Hände. „Guck nur, Papa, wie schön sie ist! Papa, gefällt sie dir nicht?“

Rahmke nickte seinem Mädchen beifällig zu. „Und wie sie mir gefällt!“ Lene wurde sehr rot. Sie nahm Lottchen auf den Schoß und setzte ihr den Kranz auf. „So, Kind, jetzt bist du die Schönste.“

Die anderen Kinder waren schon wieder davongelaufen, und auch Lottchen strebte ihnen nach. Ungern ließ Lene die Kleine gehen. Sie hätte die Kinder jetzt lieber hier gehabt, aber nun war sie doch allein mit dem Manne. Er rückte etwas näher auf der Bank. Lene schaute angestrengt fort, als ob die Johannisbeersträucher am Wege ihre ganze Aufmerksamkeit fesselten.

Der Mann räusperte sich. „Fräulein Lene, ich habe vorhin Ihnen und Ihren Eltern meine ganzen Verhältnisse klargelegt. Ich möchte Sie nun etwas fragen“ — er stockte, — „ich weiß, daß Sie mir nicht gleich eine Antwort darauf geben können, Sie kennen mich ja noch so wenig. — Aber ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie gleich liebgewonnen habe, als ich Sie zum ersten Male sah — und als ich nun hörte, daß Sie sieben fremde Kinder angenommen haben, wußte ich, daß Sie ein guter Mensch sein müssen und ich für meine Kinder keine bessere Mutter finden könnte. Schwer sollen Sie es bei mir nicht haben, Fräulein Lene, nur eben so nach dem Rechten sehen — na, Sie sind ja selbst Bauerstochter und wissen, daß das zu einer Bäuerin gehört. — Und dann müssen die Kinder wieder jemand haben, dem sie „Mutter“ sagen können, und die andern sieben sollen an mir einen rechten Vater haben und das Essen an meinem Tisch soll ihnen so bemessen sein wie meinen eigenen. Von meiner Person ist nicht viel zu sagen. Viel Liebesworte machen versteh ich nicht, aber wenn Sie „Ja“ sagen wollen, werden Sie einen guten und treuen Mann an mir haben, und daß ich Sie lieb hab, na, das hab ich ja schon gesagt.“

Lene hielt den Kopf etwas zur Seite gewandt und schwieg. Rahmke wartete eine Weile, und als keine Antwort kam, fuhr er fort: „Vielleicht kommen Sie nächsten Sonntag mit den Eltern zu mir rüber! Meine Schwester Lina wird sich sehr freuen, Sie kennenzulernen. Sie sehen sich dann alles bei mir an, auch meine beiden Jungens, und können sich's dann noch in Ruhe überlegen. Ich will noch gern auf die Antwort warten, denn ich weiß, daß man in solcher Lebensfrage nicht so schnell „Ja“ oder „Nein“ sagen kann.“

Lene schwieg noch immer. Da sagte der Mann: „Ich meine, Fräulein Lene, wenn Ihr Herz noch frei ist und Sie mich nicht gerade abscheulich finden, könnten Sie es doch mit mir versuchen. Erlauben Sie mir wenigstens noch, dann und wann mal rüberzukommen, ich will nicht drängen, vielleicht werden wir zum Schluß doch noch einig miteinander.“

Lene stand auf, sie hatte schwere Tränen in den Augen. „Es hat keinen Zweck“, sagte sie mühsam, „es hat keinen Zweck, daß Sie wiederkommen, Herr Rahmke!“ Der Mann sah die Tränen aus ihren Augen fallen, er sah die Trauer auf ihren Zügen und wußte, daß diese Tränen einem andern galten. „D“, sagte er ganz bestürzt, „ich wußte nicht — man sagte mir, daß

Sie noch keinen Liebsten hätten!“ Dann reichte er dem Mädchen die Hand.
„Nichts für ungut, Fräulein Lene, es tut mir aber unendlich leid.“

Als er sich schon halb zum Gehen gewandt hatte, fügte er hinzu:
„Wenn Sie es sich aber doch noch anders überlegen sollten — ich werde mich ja nicht so schnell nach einer anderen umsehen — dann sollen Sie wissen, daß fünf Menschen Ihnen für Ihr gutes Wort Liebe und Dankbarkeit entgegenbringen werden.“

Dann ging er fort, und Lene saß auf der Bank und weinte — weinte, weil der eine nicht kommen wollte, auf den sie wartete. Nach einer Weile hörte sie einen Wagen vom Hofe fahren.

Die Bäuerin sah ihre Tochter weinend im Garten sitzen und kam ganz aufgeregt heran. Ihre starke, selbständige Lene weinte! „Aber, Mädchen, was ist denn mit dir? Hat er dir etwas Böses gesagt?“ Lene schüttelte verneinend den Kopf. „Na aber, Kind, dann ist doch kein Grund zum Weinen da“ — wunderte sich die Frau. „Du hast ihn nicht genommen, nun gut! Kein Mensch macht dir deshalb einen Vorwurf! Wär wohl auch kein so großes Glück für dich geworden, gleich elf Kinder vom ersten Tage an, später noch ein paar eigene dazu und die Wirtschaft. Hast ganz recht getan, Lenchen, so schwer brauchst du es dir im Leben nicht zu machen!“

Aber Lene hörte nicht auf die Worte der Mutter und schluchzte weiter. Da setzte sich die Bäuerin ganz bekümmert auf die Bank. „Willst du dich nicht aussprechen, Lene? Was ist's denn, Mädchen, hast du vielleicht Leid um einen anderen?“ Lene trocknete die Tränen. Nein, sie konnte nicht über ihren heimlichen Schmerz sprechen, auch nicht mit der Mutter. „Es ist nichts, Mutter“, sagte sie, „mach dir keine Gedanken.“

Aber sie machte sich Gedanken. Um den Rahmke hatte Lene sicher nicht geweint, aber dessen Antrag hatte wohl eine versteckte Wunde berührt, kombinierte Frau Gall sehr richtig. Wer aber konnte ihr die zugesügt haben, grübelte sie und ging in Gedanken alle jungen Männer durch, die da nur irgendwie in Frage kamen. Das Mädchen hatte doch keinen heimlichen Schatz, denn das hätte sie dann längst durch wen erfahren, auch wenn Lene es ihr verschweigen sollte. Ihre Gedanken gingen in die Vergangenheit zurück und blieben dann an einem haften — Peter Hardt. Ja, nur Peter Hardt konnte es sein, um den Lene weinte! Als er damals diese Janina heiratete, hatte sie das scheinbar so gefaßt hingenommen, in Wirklichkeit aber ihren Kummer als unglückliche Liebe im Herzen herumgetragen. Frau Gall seufzte tief und schwer. Sie dachte an den Hochzeitstag ihres Sohnes Georg. Da hatte sich doch etwas zwischen Lene und Wendtland anspinnen wollen, aber dann hatte das Mädchen wohl wieder ihren Liebes Schmerz weitergepflegt und das neue zarte Gespinnst wieder zerrissen.

Ja, der Peter wurde jetzt bald frei oder war sogar schon geschieden. Die Leute sprachen verschieden davon. Aber Peter machte ja keine Miene, die alte Jugendfreundschaft wieder aufzufrischen, nur der alte Hardt besuchte Lene dann und wann. Und dann — ihre Lene als Nachfolgerin dieser Ja-

nina! — ihre Lene und ein „geschiedener Mann!“ Nein, das gefiel ihr gar nicht! Ja, wenn er damals gekommen wäre, vor sechs Jahren — so lange war es wohl schon her — aber jetzt war er ihr als Schwiegersohn gar nicht mehr willkommen. Aber was machte man da? Sollte das Mädchen noch weiter ihre schönsten Jahre um diesen Mann vertrauern?

Frau Gall dachte darüber nach, mit wem sie sich beraten konnte. Mit ihrem Manne wollte sie einstweilen noch nicht darüber sprechen, denn der würde womöglich gleich Peter Hardts Seite halten, behauptete er doch, die so schlecht ausgelaufene Ehe hätte aus Peter einen sehr vernünftigen Menschen gemacht. Schließlich wußte Mutter Gall, an wen sie sich wenden wollte. Da war doch Pastor Wendtland, der würde sicher für Lenes Kummer Anteilnahme haben, vielleicht gelang es ihm als Seelsorger, ihr den Kopf wieder zurechtzusetzen. Frau Gall beschloß, am andern Tage zu Pfarrer Wendtland zu gehen und ihm von Lenes unglücklicher Liebe zu Peter Hardt zu erzählen.

36.

Lene rief ihre sieben Kinder zum Abendbrot, und sie kamen und scharten sich alle um den Tisch. Erich sorgte dabei für Ordnung. Er packte Fritz an den Kragen und ließ ihn hinausmarschieren, damit er sich noch einmal wäsche, Trudchen bekam einen Klaps, weil sie mit den Füßen auf den Stuhl gestiegen war, und Kurt einen Puff, weil er so sehr mit den Beinen baumelte. Liese stand an der großen Suppenschüssel und füllte jedem den Teller mit Milchsuppe, und Lene schnitt das duftende Brot und strich es mit der goldgelben Butter, und es war ein liebliches Bild, das brotspendende junge Weib inmitten der quicklebendigen Kinder, die jeder ihrer Bewegungen mit verlangenden Augen folgten.

Der junge Mann, der im Vorbeigehen dieses Bild erhaschte, schien derselben Meinung zu sein. Er blieb wie angewurzelt stehen und ließ keinen Blick von der Gruppe am Tisch. Da hob Meta den Finger und zeigte nach dem geöffneten Fenster. „Da steht ja der Onkel Pastor Wendtland!“ Lene stieß einen kleinen Schrei aus, denn sie hatte sich in den Finger geschnitten. Klirrend fiel das Messer zu Boden.

Als Wendtland in das Zimmer trat, war Lene dabei, sich einen Leinwandstreifen um den blutenden Finger zu wickeln. Das ging aber mit der einen Hand ein bißchen ungeschickt. Da war er auch schon neben ihr und hatte mit ein paar sicheren Griffen den Finger verbunden.

„Was ein Pfarrer nicht alles machen muß“, lächelte er, „verletzte Finger heilen und manchmal auch“ — sein Blick wurde scharf — „ein verwundetes Herz.“

Was meint er damit? dachte Lene unruhig. Da brachte Liese noch einen Teller und Erich rückte einen Stuhl heran, Wendtland setzte sich zu ihnen, wie ein Familienvater. Er scherzte mit den Kleinen, behandelte mit Erich

ernsthaft wie mit einem Erwachsenen dessen Zukunftspläne und hatte Güte in der Stimme, wenn er mit Lene sprach.

Liese aß recht langsam aus Angst, die Suppe könnte nicht reichen, aber sie reichte, und alle wurden satt.

Bald nach dem Essen machte Wendtland seinen Mündeln den Vorschlag, ihm ein Stück des Weges das Geleit zu geben, falls Lene-Mutter es gestatte, denn zum Schlafengehen hatte es wohl noch Zeit. Da bat er auch Lene, sich ihnen anzuschließen, und sie verstand, er wollte ihr etwas sagen, was hier unter den Ohren der Kinder wohl nicht gut anging. Schweigend gingen sie nebeneinander her. Die Kinder liefen, sich jagend, voraus. Lene wartete befangen darauf, daß er sprechen sollte. Es war aber nicht jenes selige Gefühl in ihr, das sie damals erfüllt hatte, als er in der Stube der Frau Kranz ihre Hände in den seinen gehalten hatte. „Ich kam heute nicht allein meiner Mündel wegen her“, begann er endlich, „sondern Thretwegen, Fräulein Lene. Ich glaube, Sie haben es wohl gemerkt, daß ich Ihnen nicht nur meines Amtes wegen, sondern vor allem als Mensch großes Interesse entgegenbringe, und ich habe geglaubt — doch davon später. Ich habe Ihr innerstes Herz erforschen wollen und habe darin eine geheime Wunde entdeckt, die Sie vor aller Augen verborgen hielten — ein Leid um eine unerwiderte Liebe.“

Lenes Kopf flog hoch. „Um eine — eine unerwiderte Liebe?“ stammelte sie fassungsgelos. „Um eine Liebe, die Ihnen nicht das Glück gebracht hat — und wohl auch nicht mehr bringen wird. Verzeihen Sie, daß ich davon spreche, — aber ich habe Ihnen noch vieles zu sagen, was ich schon lange mit mir herumtrage und was ich Ihnen heute sagen muß, weil ich nicht länger damit warten kann.“

Da bekam Lene einen ganz steifen Rücken, ihr Gesicht war weiß, aber ihre Augen blickten stolz und abweisend. „Herr Pfarrer Wendtland, was Sie mir gesagt haben, genügt vollkommen. Mit meiner „unerwiderten Liebe“ werde ich schon noch allein fertig und brauche niemandes Trostworte und am allerwenigsten die Ihren!“. Zorn gegen den Mann erfaßte sie, der die zarten Gefühle ihres Herzens mit so brutaler Deutlichkeit zurückwies. Sie wollte sich abwenden, da faßte er ihre Hände, und als sie sie ihm zu entziehen versuchte, hielt er sie wie mit Zangen fest. „Hören Sie mich an, Fräulein Lenchen, Sie müssen doch einmal vergessen! Sie sind nicht geschaffen zum Verzicht und Trauern, Sie sind doch ein Mensch der Tat und des vollen Lebens!, des Lebens an der Seite eines Mannes, der Sie liebt, im Kreise einer glücklichen Familie. Und nun naht sich Ihnen dieser Mann und breitet sein ganzes Herz vor Ihnen aus und bittet Sie, seine liebe Ehefrau zu werden.“

Er spricht von Rahmke, dachte Lene, jetzt möchte er mir wohl zum Trost den Rahmke aufschwäzen. Mein Gott, was soll das nur, dieser Blick, in dem ich nichts als Liebe sehen kann und der mich wie mit tausend Magneten zu ihm hinzieht, diese Stimme, die mein Herz erbeben läßt — ach, aber diese grausamen Worte, die so unbarmherzig jede Hoffnung zertrümmern.

Er sagte: „Ich habe Sie so von ganzem Herzen —“ da klang helles Lachen auf, Fritz hängte sich an ihre Hände, die Wendland noch immer festgehalten hatte. „Ich bin erster! Ich bin erster!“ jubelte er, und da kamen auch schon Meta und Liese atemlos dazu. „Wir sind schon dreimal bis an die Brombeerbüsche gelaufen, und ihr steht noch immer an einem Fleck.“ „Wir gehen jetzt zurück, sagt Herrn Wendland „auf Wiedersehen!“ — gebot Lene den Kindern. „Und eine Antwort, Fräulein Lene, eine Antwort, wann bekomme ich die?“ Lene wandte sich zum Gehen. „Die Antwort habe ich ihm gestern bereits gegeben, ich bin kein Mensch, der von heute auf morgen seine Meinung ändert!“ Einen verständnislosen Blick sah sie nicht mehr.

Als sie schon fast zu Hause angekommen war, drehte sich Meta noch einmal um. „Der Onkel Pastor steht ja noch immer und schaut uns nach!“ Lene wandte den Kopf nicht mehr zurück.

Nachdem die Kinder schon lange zu Bett gegangen waren, saß sie dann noch in ihrem Schlafzimmer und sann Wendlands Worten nach. Warum hatte er ihr das angetan? Sie hatte sich ihm mit ihrer Liebe doch nicht aufgedrängt! Ach, wie sehr hatte ihr Gefühl sie doch betrogen, daß sie so sicher war, er liebe sie auch — und nun sprach er von ihrer unerwiderten Liebe, die ihr nicht das Glück bringen würde! Warum hatte er ihren Stolz so beleidigt? Warum hatte er nicht geschwiegen? Und wieder sah sie ihn vor sich mit diesen Augen, in denen die Liebe leuchtete, glaubte sie, seinen warmen Händedruck zu verspüren. Aus, aus war alles, sie brauchte nicht mehr auf ihn zu warten. Die zweite Enttäuschung in ihrem Leben, die größere, schmerzlichere. Sie würde sie verwinden, ja, das würde sie, denn sie war stark und kannte ihren Weg. Sie würde ihn auch ohne ihn und ohne Liebe gehen. Ohne Liebe?

Lene nahm das Licht und ging in die Schlafzimmer der Kinder. Neben ihrem Zimmer schliefen die drei Mädchen, im nächsten die vier Knaben. Lene ging von Bett zu Bett, deckte hier ein Paar abgestrampelte Beine zu, machte dort ein zu sehr verbuddeltes Köpfschen frei. Meta erwachte dabei und öffnete die Augen. „Lene-Mutter“ sagte sie schlaftrunken, schlang ein Armchen um Lewes Hals, die sich über sie gebeugt hatte, und drückte sie an sich. Dann sank auch schon wieder das Armchen herab, das Kind schlief weiter. Sieben Herzen, die ihr gehörten! Sieben Lieben würden ihr helfen, die eine zu ver-gessen.

Der Wind trug durch das geöffnete Fenster ein paar abgewehrte Kirschblüten herein. Zart und rein lagen sie auf ihrer Hand. Waren heute nicht auch von dem Baume ihres Lebens die schönsten und zartesten Blüten abgeweht? Wie hatte Wendland gesagt: „Sie sind ein Mensch der Tat und des vollen Lebens!“ Ja, sie wollte sich ein volles Leben schaffen! Sie wollte nicht als verschrobenes, altes Jüngferchen ein nutzloses Dasein führen! Sieben zarte Menschenpflänzchen waren ihr anvertraut. Sie würde daraus sieben herrliche, starke Bäume ziehen!

Wollte denn jeder Tag eine neue Beunruhigung für Lene bringen? Sie hörte vor dem Hause ein Auto halten. Als sie an das Fenster trat, stiegen gerade zwei junge Damen, die eine wohl noch ein Backfisch, aus dem Wagen und kamen auf den Hof. Lene ging ihnen entgegen. „Sind wir hier richtig bei Fräulein Lene Gall?“, fragte die Ältere. „Das bin ich“ erwiderte Lene und fragte sich, was die Fremden wohl von ihr wollten.

„Wir heißen Liedtke und kommen von Fräulein Erika Rahn“, sagte die ältere Dame wieder. Sie mochte wohl wenig über 20 Jahre alt sein. „O, von Erika!“ rief Lene erfreut, „bitte, kommen Sie doch in das Haus!“ Liedtke, ganz recht, so hieß ja die Familie, denen Erika die Wirtschafft führte. „Ein sehr netter, verwitweter Kaufmann — Glas und Porzellan — mit zwei Töchtern, die man liebhaben muß“, so hatte Erika von diesen Liedtkes geschrieben. Also das waren wohl die Töchter.

Die sechs Krans'schen Kinder liefen mit Peter über den Hof und auf die Straße, wo sie das Auto entdeckt hatten. „Ist da auch der kleine Peter, Erikas Sohn, dabeigewesen?“, wollten die Damen wissen und schauten den Kindern nach. Lene bejahte. Da sagte der Backfisch: „Lili, hast du auch den Wagen abgeschlossen, damit die Kinder da nichts anrichten können?“ „Meine Kinder werden in Ihr Auto nicht hineingehen“, sagte Lene, „die sehen es sich nur von außen an.“

Die Fremden blickten Lene überrascht an. „Ihre Kinder? Das sind Ihre Kinder?“ „Ja, gewiß“, antwortete sie, „das sind meine Kinder.“ „Oh, dann sind Sie wohl verheiratet? Wir wußten es nicht, Erika hat uns so viel Gutes von Ihnen erzählt, aber Ihren Mann und Ihre Kinder erwähnte sie nicht.“

Lene lächelte. „Ich habe auch keinen Mann, ich bin noch unverheiratet.“ Mit Vergnügen betrachtete sie die verdutzten Gesichter der beiden und fügte dann hinzu: „Es sind in dem Sinne meine Kinder wie Peter, Erikas Sohn.“ „Ach so!“ „Ah, natürlich!“ Man merkte es ordentlich, es war ihnen viel lieber, daß Erikas Freundin nur sozusagen die Mutter war.

„Ach, bitte, rufen Sie doch den Kleinen Peter herein!“ bat Lili Liedtke. „Komm, Peter, und gib den Tanten die Hand“, sagte Lene, „sie kommen von Muttechen.“

Peter besah seine Hände. Sie waren nicht sauberer als auch andere spielfrohe Jugendhände. Er hatte außerdem so ein bißchen den Staub von dem schönen Auto weggepußt. Da wischte er sie schnell ein paar Mal am Hofenboden ab, bevor er sie den beiden Damen reichte. „Warum habt Ihr denn Muttechen nicht mitgebracht?“ fragte er. „Muttechen konnte nicht fort“, sagte der Backfisch. „Aber sieh mal, was sie dir schickt“, und dabei holte sie eine sehr große Tafel Schokolade hervor.

„Er ist ein hübsches Kind“, wandte sich Lili Liedtke an Lene, „doch finde ich, er ist Erika wenig ähnlich.“ „Er ist seinem Vater wie aus dem Gesicht

geschnitten“, antwortete Lene. Ein überraschter Blick traf sie. „Sie kennen seinen Vater?“. Lene biß sich auf die Lippen. Sie ärgerte sich, daß sie Peterleins Vater erwähnt hatte. „Ich kannte ihn“, erwiderte sie zögernd.

„Wir haben großes Interesse daran, zu erfahren, aus welcher Familie das Kind väterlicherseits stammt.“ Lene machte ein abweisendes Gesicht. „Danach müssen Sie schon Erika selbst fragen.“ Was geht sie denn Peterleins Herkunft an?, dachte Lene empört.

Peter war an das Fenster gegangen und hielt seine Schokolade mit beiden Händen hoch. „Sucht mal alle, was ich hab!“ Jubelgeschrei antwortete ihm. „Ich muß jetzt zu meinen Geschwistern gehen“, sagte er und drückte sich durch die Tür.

„Erika bangt sich sehr nach dem Kinde, wir möchten es daher gern für ein paar Tage zu ihr mitnehmen.“ Lene sah Lili erschreckt an. „Mein Peterlein wollen Sie mir fortnehmen?“ „Ich möchte Sie herzlich bitten, uns das Kind anzuvertrauen, wir bringen es Ihnen wohlbehalten wieder! Erika weiß nichts davon, daß wir hier sind, wir wollen sie mit Peters Besuch überraschen.“

Lene zögerte, sie fühlte plötzlich ein heftiges Mißtrauen gegen die beiden Schwestern, die schienen das zu bemerken. Die ältere kramte in ihrer Handtasche und brachte ein Büchlein zum Vorschein. „Bitte, hier ist meine Legitimation, überzeugen Sie sich, wer wir sind.“ Lene blätterte in dem Ausweis. Gewiß, die Personenangabe stimmte, trotzdem hatte Lene das Gefühl, als dürfte sie das Kind diesen beiden nicht mitgeben. „Ich lasse Peter sehr ungern von mir“, sagte sie widerwillig. „Aber Erika ist doch die Mutter, gönnen Sie ihr doch die Freude, den Jungen wiederzusehen!“

Da kam Peter wieder hereingeflüzt. Er holte ein Stückchen eingewickelte Schokolade aus der Schürzentasche hervor. „Hier Lene-Mutter, das ist deins! Der Erich hat ganz genau geteilt, er hat die Kästchen abgezählt! Das Silberpapier verwahr aber für die Meta!“

„Peter“, sagte Lili Liedtke, „willst mit uns zu Muttchen fahren?“ „Mit dem Auto?“, schrie Peter auf. „Ja, mit dem Auto!“ Peter sprang von einem Bein auf das andere. „Lene-Mutter, ich werde mit dem Auto fahren und immer tuten, wenn einer über die Straße geht! Tutet das Auto sehr laut?“

„Willst du wirklich fort, Peter?“ fragte Lene. Er stand ein Weilchen still. Dann sagte er: „Zum Schlafengehen komme ich wieder nach Hause!“

Lili lächelte. „Ganz so schnell wird es wohl nicht gehen mit dem Zurückkommen. Einige Tage wird dich Muttchen schon behalten wollen.“ „Ach, Lene-Mutter, einige Tage, das ist nicht lange“, sagte er beruhigend. „Sei nicht traurig, ich bringe dir auch solche große Schokolade mit.“

Der Backfisch wandte sich an Lene. „Seien Sie nur unbesorgt, ich werde mein kleines Brüderchen schon hüten!“

Lene packte ein paar Sachen für Peter in ein Kofferchen. Sie ärgerte sich fast über sich selbst, daß sie ihn mitfahren ließ. Gewiß, Erika hatte ein Recht, ihn jederzeit von ihr zu verlangen, aber Erika hatte ihn ja nicht verlangt — und warum hatte der Backfisch Peter „kleines Brüderchen“ genannt?

Die ganze Woche lang fehlte Lene der Junge. Sie behandelte alle Kinder gleich, aber in ihrem Herzen hatte Peter doch noch ein kleines Extra-Plätzchen. Das kam wohl daher, daß sie ihn schon als kleines, hilfloses Geschöpf in ihr Haus und an ihr Herz genommen hatte. Aber dann nach einer Woche brachten ihn die Schwestern doch endlich wieder an, und er begrüßte freudig seine Lene-Mutter. Die jungen Damen ließen ein ganzes Paket Süßigkeiten für die Kinder da, und der Backfisch sagte beim Abschied zu Peter: „Auf Wiedersehen, liebes Brüderchen! Auf baldiges Wiedersehen!“ Da nahm Lene den Jungen in ihre Arme, und es war ihr, als hätte sie ihn einer großen Gefahr entrisen.

Peter war der Held des Tages. Er hatte ja so viel erlebt und wußte so viel zu erzählen. Die Krank'schen Kinder, die er jetzt seine Geschwister nannte, standen um ihn herum und starrten den Peter an, der schon eine Reise mit einem richtigen Auto zu einer fernen Mutter gemacht hatte. Peter erzählte, wie Elli, das war der Backfisch, mit ihm getollt und gespielt hatte, und Lili hatte ihn in die Konditorei und ins Kino mitgenommen. Und dann war da noch ein Onkel gewesen mit einer Brille. Der war am Tage mit Lili im Geschäft, aber abends hatte er sich auch mit Peter beschäftigt und war immer sehr gut zu ihm gewesen. Beim Abschied hatte er ihn gefragt: „Peter, möchtest du nicht für immer bei uns bleiben, und möchtest du nicht zu Mutterchen noch einen Vater haben?“ Da hatte er geantwortet: „Nein, hierbleiben kann ich nicht, ich muß doch nach Hause fahren, und einen Vater hab ich nicht, aber dafür eine Lene-Mutter!“

Lene wurde ganz blaß. Sie rief: „Peter, du hast einen Vater!“ und dann ging sie schnell hinaus. Jetzt sollte das Kind sie noch nicht nach seinem Vater fragen, jetzt noch nicht. Also darum hat man ihren Jungen fortgeholt, man wollte ihn kennenlernen, und sie hatte es instinktiv geahnt, daß man ihn dortbehalten würde. Daher das Interesse für Peterleins Vater!

Dann kam der Brief von Erika, den Lene erwartet hatte. Da schrieb sie: „Ich habe mir Liedtles Antrag immer wieder überlegt und habe zum Schluß „Ja“ gesagt. Ich sehne mich danach, ein eigenes Heim zu besitzen, mein Kind um mich zu haben, es selbst erziehen zu dürfen, — und ich sehne mich auch nach einem Menschen, der mir Freund ist und der mich vor den Härten des Lebens schützt. Es ist so schwer, sich in der Fremde sein Brot suchen zu müssen — du kennst das nicht, Lene. Hätte ich Liedtles Hand zurückgewiesen, ich müßte wieder fort, einen neuen Arbeitsplatz suchen. Das aber ist der Hauptgrund, weshalb ich Liedtke heiraten will. Er will Peterlein als sein eigenes Kind annehmen, ihm seinen Namen geben — und mein Sohn wird mich nicht nach seinem Vater zu fragen brauchen. Ich habe ihm

nichts verschwiegen, er weiß, daß ich ihm keine Liebe, aber Achtung und Vertrauen entgegenbringe und den guten Willen zu einer treuen Ehegemeinschaft. Meine Liebe gehört Peter Hardt, und ich bin eine von den Frauen, die nur einmal im Leben ihr Herz verschenken können. Peter ist für mich für immer verloren, verloren auch das kurze Glück, das wir einander schenkten. Meine Liebe zu ihm aber lebt, und ich werde sie auf seinen Sohn häufen und ihn in seinem Sohne lieben.“

Lene ließ den Brief sinken. Ach, Erika, Erika! Wie hat das Schicksal uns beiden den Geliebten versagt, daß wir unsere Liebe voll Trauer verbergen müssen. Auch Peterlein werde ich nun hingeben müssen, meinen Liebling! Aber Erika ist die Mutter, sie hat das größere Recht!

Lene raffte sich auf. Unnütz war das Sinnen! Sie hatte einen Lebenszweck gefunden — die sechs Kinder, die ihr noch verbleiben würden, — und auch Erika baute sich ein neues Leben auf — sie taten beide recht. An die Arbeit! An die Arbeit! Sie ist die beste Medizin gegen alle Seelenschmerzen.

38.

Lene saß im Stalle und melkte die Kühe. „Frollein!“ schallte die Stimme der Magd über den Hof, „Frollein Lene, es ist einer da, der Sie sprechen will!“ „Gleich!“ rief Lene zurück, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Strip! Strap! Strol! Strip! Strap! Strol! So, nun war sie fertig.

Mit dem schweren Eimer in der Hand kam sie aus dem Stalle. Da stand einer auf dem Hofe, den sie nie und nimmer hier erwartet hätte — Peter Hardt. Sie übergab der Magd den Milcheimer, und dann standen sie sich gegenüber und schauten sich sekundenlang prüfend und wägend an. Peter wußte nicht gleich, wie er sie anreden sollte. Durfte er noch das „Du“ vergangener Jahre gebrauchen, oder war es angebrachter, sie Fräulein Gall zu nennen? Lene löste sehr schnell diese Frage. „Du, Peter, du kommst zu mir?“, rief sie erstaunt. „Ja, ich!“, sagte er und wurde etwas verlegen. „Du hast es wohl nicht für möglich gehalten, daß ich noch den Weg zu meiner einstigen Gespielin zurückfinde?“ Er ist männlicher geworden und das steht ihm sehr gut, stellte Lene fest und sagte: „Du hast dich verändert, Peter.“ Peter bekam eine dicke Falte auf der Stirn. „Die letzten Jahre sind nicht spurlos an mir vorübergegangen.“ Er fragte: „Hast du etwas Zeit für mich, Lene?“ „Ja“, antwortete sie, „bis die Kinder ans der Schule kommen, hab ich Zeit. Geh nur in die Wohnstube, den Weg wirst wohl noch wissen“, und sie ging, der Magd noch einige Anweisungen zu geben.

Als sie in das Zimmer trat, sagte Peter: „Mein Vater sagte mir, daß du mich doch noch nicht ganz vergessen hast und meinen Namen öfter erwähnest.“ „Dein Vater war in der letzten Zeit häufiger hier und sprach dann jedesmal von dir.“ „Dann weißt du es auch schon, daß ich geschieden bin, Lene?“ „Ich weiß es.“ Für einige Minuten war es still zwischen ihnen,

dann sagte Peter: „Ich wollte, ich könnte die letzten Jahre auslöschen und wieder dort anknüpfen, wo wir standen, bevor ich in den Bolschewistenkrieg ging. Damals wußte ich, daß du mich lieb hast, Lene.“ Er machte eine Pause. Lene antwortete nichts. Da fuhr er fort: „Du hast aber bis heute nicht geheiratet, und darum komme ich jetzt, da ich wieder frei bin, und frage dich: Willst du mich noch, Lene, wenn ich dich bitte, meine Frau zu werden?“

Lene konnte ihre Überraschung über Peters unverhoffte Werbung nicht verbergen. Also doch, dachte sie, also ist er doch noch gekommen, nachdem er mich erst verschmäht hatte. Sie hätte kein Weib sein müssen, wenn diese Minute sie nicht mit Genugthuung erfüllt hätte. Und dann zog für eine Sekunde ein Gedanke durch ihren Sinn: Wenn ich Peter nehme, zeige ich damit Wendtland, daß er mir vollkommen gleichgültig ist! Peterlein könnte ich dann wohl auch behalten, denn dem Vater wird Erika den Jungen vielleicht lassen, wenn er ihm seinen rechten Namen gibt und ihn in seine Kindesrechte einsetzt. Doch bei dem Namen Erika zuckte es durch ihre Seele. Verrat! Das ist Verrat an der Freundin! Erika liebt ihn noch, Erika hat durch das Kind ein Recht an ihn!

Born stieg in Lene hoch. Sie sagte: „Du wirbst um mich, weil dein Vater es so wünscht, weil du eine gute Partie in mir siehst, weil du weißt, daß ich zu schaffen verstehe — und erwartest wohl gar, ich werde dir nun gleich glückstrahlend um den Hals fallen!“

Auf Peters Gesicht malte sich unliebsame Überraschung. „Lene“, stammelte er, „deshalb allein bestimmt nicht.“ — „Schweig!“ herrschte ihn das Mädchen an, „ich bin nicht gewillt, noch gar eine Liebeserklärung von dir zu hören! Wenn ich solch eine arme Waise wie Erika Rahn wäre, du wärst nicht gekommen!“

Peter schaute sie an, als hätte sie plötzlich den Verstand verloren. „Was, — was weißt du von Erika?“ „Alles weiß ich! Mehr weiß ich, als du selbst weißt! Erika ist meine Freundin. Ich weiß von eurer Liebe, und ich weiß, daß Erika ein Kind von dir hat!“ „Lene!“, schrie er da auf. „Lene, das ist nicht wahr! Sag, daß das nicht wahr ist!“ Er hatte sie an die Schultern gefaßt und schüttelte sie. Ihr kamen die Tränen in die Augen, so schmerzhaft war sein Griff.

Lene stieß ihn kräftig zurück. „Laß mich doch los, Peter!“, fauchte sie. „Alles ist wahr, was ich gesagt habe, und jetzt heiratet die Erika, damit dein Sohn, hörst du, Peter, — damit dein Sohn einen Vater und einen Namen bekommt, weil du ihn schon verlassen hattest, noch bevor er zur Welt kam!“

Ganz jämmerlich stand Peter vor ihr mit blassen, zitternden Lippen. „Ich wußte nichts davon, bei Gott, Lene, ich wußte nichts von dem Kinde.“ „Das ist auch deine einzige Entschuldigung“, sagte Lene. Sie hatte sich schon wieder beruhigt, holte Erikas Brief aus der Schürzentasche hervor und reichte ihn Peter. „Da, diesen Brief habe ich heute von Erika bekommen.“

Dann ging sie hinaus, und Peter stand und las den Brief und las ihn noch einmal, und seine Gedanken gingen zurück zu den Tagen, die voller Krieg und Ungewißheit gewesen und deren jeder Tod und Verderben drohend in sich trug. Da hatte er Erika gefunden. Er sah sie zum ersten Male im Kreise polnischer Frauen und erkannte in der lichtblonden Erika sofort ein Kind seines Volkes, so sehr hob sie sich schon auf den ersten Blick durch die Merkmale ihrer Rasse von den Frauen mit den slawischen Gesichtszügen und etwas hervorstehenden Backenknochen ab. Wie eine Blume aus seines Vaters Garten war ihm das Mädchen erschienen, und sein Blut war entbrannt, sie für sich zu gewinnen.

Peter schreckte empor. Es hatte jemand die Tür geöffnet. Ein kleiner Bube kam langsam herein, seine Augen waren gespannt auf Peter gerichtet. Die Beine gespreizt, die Hände auf dem Rücken verschränkt, blieb er vor ihm stehen, blickte ernsthaft zu dem Manne empor. „Die Lene-Mutter sagt, daß mein Vater hier ist, bist du das?“ Peter, der Mann, schaute auf das Kind und bekam ganz weite, große Augen. Waren seine Wünsche und Sehnsüchte schon lebendiges Fleisch und Blut geworden? So, ja so sahen ja die kleinen Geschöpfe seiner Träume aus, die ihn Vater nannten! Er hob den Jungen zu sich hoch, und ihre Augen brannten ineinander und Peter Hardt erkannte sich selbst in seinem Kinde wieder. Da kam es wie ein Schluchzen oder wie ein Schrei aus seiner Brust: „Ja, Kind, ja, ich bin dein Vater!“

Lene machte in der Küche die Mittagessuppe fertig. Da kamen sie zu ihr herein, der große Peter und der kleine Peter, und sie hielten sich fest an der Hand. Seine freie Hand reichte ihr der große Peter und sagte: „Lene, Mädchen, das werde ich dir nie vergessen“, und seine Stimme klang sehr bewegt, aber der kleine Peter rief ganz stolz: „Lene-Mutter, guck mal, wie gefällt dir mein Vater?“ Lene schaute von einem zum andern und lächelte so gütig froh, wie eine Mutter lächelt, die ihrem Kinde endlich einen sehnlichen Wunsch erfüllen konnte. Sie sagte: „Gut gefällt er mir, Peterlein, so gefällt er mir sehr gut, dein Vater!“ Plötzlich zog Peter Hardt hastig die Uhr. „Es muß doch jetzt ein Zug gehen, ob ich da noch —“. „Wenn du dich sehr beeilst, kommst du noch zurecht“, fiel Lene ein. Er faßte in die Tasche, ob er auch den Brief mit Erikas Adresse bei sich habe, er riß Peterlein noch einmal an sich und rief, schon in der Tür, „Auf Wiedersehen, Lene!“

Lene nahm den Jungen und schaute mit ihm durch das Fenster und hinter Peter Hardt her, der mit seinen langen Beinen die Straße entlang lief. Den Hut hatte er in der Hand. Lene lächelte dem Kinde zu. „Siehst du, Peterlein, wie er jetzt läuft? Ja, ja, wenn man sechs Jahre gesäumt hat, muß man sich nachher wohl eilen, nm nicht zuletzt noch zu spät zu kommen!“

Die Trauung Erikas mit Peter Hardt sollte ganz schlicht und still in der Schöntaler Kirche stattfinden, nur die Familie Gall war dazu geladen. Als aber das Brautpaar die Kirche betrat, war diese ganz angefüllt mit Menschen. Auf irgendwelchen geheimnißvollen Wegen hatten es plötzlich alle erfahren, was es für eine Verwandtnis mit dem Mädchen hatte, das sich vor ein paar Jahren bei der Lene Gall aufgehalten hatte und das jedem Fremden so scheu aus dem Wege gegangen war. Nun waren sie alle da und wollten die Braut sehen, die die Mutter von Lene Galls Peterlein sein sollte, und Peter Hardt wollten sie sehen, der sich jetzt doch eine deutsche Frau nahm und noch dazu eine „verflossene Liebe“. Jetzt reckten sie die Hälse, es war aber auch wirklich was zu sehen. Die Braut hatte ja kein Hochzeitskleid an und trug auch nicht Kranz und Schleier, sondern nur ein ganz einfaches, helles Kostüm! So etwas hatte Schöntal noch nicht erlebt. Die Hälse reckten sich länger, die Blicke wurden kritisch, und dann sah man sich gegenseitig an und lächelte wohlwollend. So etwas Liebliches und Armutiges wie diese Braut ohne Schleier hatte man hier allerdings auch noch nicht gesehen. Es war eine interessante Trauung. Da konnte man z. B. beobachten, daß Pastor Wendland öfter zu Lene Gall hinüberschaute und die hielt die Augen gar nicht gesenkt, wie sie es sonst tat, sondern blickte ihm frei und stolz in das Gesicht, und weil er so oft hinschaute, zog sich die Feier etwas in die Länge. Als das Brautpaar „Ja“ sagte, klang das so fest und froh, daß man es ihnen wohl glauben mochte, sie hatten beide den guten Willen zum gemeinsamen Weg.

Peterlein blieb noch ein paar Tage bei Lene. Erika und Peter sollten die erste Zeit für sich allein sein und Peterlein sich erst allmählich mit dem Gedanken an eine Umsiedlung vertraut machen. Davon wollte er vorläufig noch nichts wissen. Erika war ihm in den letzten Jahren entfremdet, auf seinen Vater war er wohl sehr stolz, aber — hier bei Lene-Mutter war er zu Hause, hier hatte er seine Geschwister, und hier wollte er bleiben. Vater und Mutter besuchten ihn täglich, und seine Freude war bei ihrer Ankunft immer groß, aber mitgehen? Nein, mitgehen wollte er nicht! Und Lene war froh, daß sie ihr Peterlein noch haben durfte.

Großvater Hermann Hardt aber drängte seinen Sohn, Peterlein in sein Haus zu holen, er wollte seinen Enkel um sich haben. Da kam denn endlich die Stunde, da Peterlein sein bisheriges Heim und seine Spielgefährten verlassen mußte, und nur der Gedanke an die weißen Kaninchen, die ihm der Großvater versprochen hatte, hielt ihn vom Heulen ab.

Lene brachte ihn selbst seinen Eltern. Die erwarteten ihn mit Großvater Hardt und der alten Dora am Eingang zum Park. Aber der Pforte hing ein großer, mit Blumen besteckter Kranz und darin prangte in roter Farbe die Auffschrift „Willkommen!“ Das war ein Werk Doras, die jetzt genügend Zeit für solche Dinge hatte, denn gleich nach dem Hochzeitstage war die junge Frau, mit einer Wirtschafterschürze bekleidet, in der Küche erschienen und hatte zu Dora gesagt: „Sie haben in Ihrem Leben schon so

viel gearbeitet, Fräulein Dora, daß es für Sie wirklich an der Zeit ist, endlich etwas auszuruhen. Dies hier wird fortan mein Platz sein.“ Dann hatte sie Dora an die Hand genommen und auf die Terrasse geführt. Sie hatte einen Sessel in die milde Morgensonne gerückt und das alte Fräulein hineingedrückt, und war dann ab und zu gegangen und hatte für sie alle auf der Terrasse den Frühstückstisch gedeckt. Der Dora aber war es so wohl gewesen, daß nun doch endlich zwei Hände da waren, die ihr die Arbeit abnahmen, denn sie war in der letzten Zeit sehr klapprig geworden. Seit Danusias Tode, seit Frau Eckhardt sie in solchen Schrecken versetzt hatte, fing sie bei jeder geringsten Veranlassung gleich an zu zittern, und die Hände und Beine wollten ihr dann kaum noch gehorchen.

Jetzt saß man wieder auf der Terrasse. Peterlein hatte seinen Platz zwischen dem Großvater und der Dora und löffelte behaglich Erdbeeren mit Schlagahne. Es waren die ersten Beeren. Dora hatte sie heimlich ganz früh aus dem Garten geholt und für Peterlein aufbewahrt. Auf dem Tische stand ein großer Blumenstrauß, und daneben lag eine Schachtel mit Schokoladenbonbons. Das hatten die jungen Bergers, Hardts nächste Nachbarn, herübergeschickt, dem jüngsten Hardt als Willkommensgruß bei seinem Einzug ins Vaterhaus. Dora schaute von Peterlein auf die junge Frau und schüttelte den Kopf. „Nein, wenn man daran denkt, daß das alles schon von Anfang an so hätte sein können —“ und ein Blick traf Peter, den der nur mit „Idiot, dummlicher“ übersetzen konnte. Er machte ein ganz zerknirsches Gesicht und faßte die Hand seiner Frau. „Schimpfen Sie nicht, Dorchchen, wir werden schon noch alles nachholen, nicht wahr, Erika?“

Lene blieb den ganzen Nachmittag bei Hardts. Peterlein lief durch das Haus, die Ställe und den Park, aber seine Lene-Mutter hielt er dabei an der Hand, die sollte auch hierbleiben, und die Geschwister sollten morgen alle nachkommen, denn hier war ja so viel Platz für sie alle.

Als die Sonne sich im Westen senkte, spähte Lene nach einer Gelegenheit, sich heimlich zu entfernen. Ihre anderen Kinder würden sie schon sehulich erwarten. Erika bemerkte Lenes Vorhaben. Sie drückte ihr die Hand und nickte ihr zu. Dann lockte sie Peterlein unter einem Vorwand in das Haus. Da schlich sich Lene schnell fort. Sie eilte um das Haus und wollte durch den Park zur Landstraße hin. Da rief es kläglich hinter ihr her: „Lene-Mutter! Lene-Mutter!“ Als sie sich umwandte, stand Peterlein auf dem Fensterbrett, und Erika und Peter hielten ihn umschlungen. „Lene-Mutter“, schluchzte er, „ich komme morgen wieder zu dir! Alle Tage werd ich zu dir kommen!“ Und Lene rief zurück: „Ja, mein Liebling, komm alle Tage zu mir!“ Dann winkte sie ihm noch einmal zu und ging ganz schnell fort.

Sie schritt die Straße entlang und sah nicht den rotgoldenen Sonnenglanz, der auf Baum und Weg lag, sie sah auch nicht die kleine Menschengruppe, die vom andern Ende der Straße ihr entgegenkam, denn Tränen verdunkelten ihren Blick, der Abschied von Peterlein war ihr doch recht schmerzlich. Aber er war ihr ja nicht verlorengegangen, es war so viel besser

für das Kind, und sie hatte ihr Theil dazu beigetragen, daß es seinen Vater und sein Vaterhaus gefunden hatte.

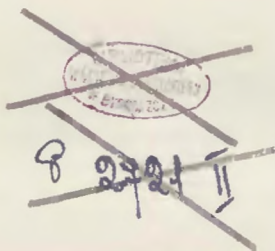
Die Gruppe vom andern Straßenende war näher herangekommen, es waren mehrere Kinder und ein Mann in ihrer Mitte, doch waren sie so von dem Abendschein der Sonne, die gerade hinter ihrem Rücken stand, umstrahlt, daß Lene nicht erkennen konnte, wer da ankam. Ein Meer von Glanz und Licht war um sie, war hinter ihnen, und Lene ging hinein in dieses Licht und diesen Glanz, und plötzlich blieb sie stehen und preßte die Hand auf das Herz, das mit einem Male so heftig klopfte, als ob es ihr aus der Brust herauspringen wollte.

Der da näher kam, war Pastor Wendland, und ihre sechs Kinder waren mit ihm. Da ließ Wendland die kleine Trude, die er auf dem Arm getragen hatte, zur Erde gleiten, und sie kam mit ausgebreiteten Armen auf Lene zugelaufen. Lene fing sie auf und hob sie zu sich empor, ihr erglühendes Gesicht an des Kindes Schulter verbergend, denn sie fühlte, daß es ihr heute nicht gelingen würde, ihm so ruhig und fest zu begegnen wie bei Erikas und Peters Trauung.

Sie stellte Trudchen auf die Erde und reichte Wendland zögernd die Hand. Wie er mich wieder anschaut, dachte Lene, es ist, als ob seine ganze Seele in seinen Augen läge — ich kann es gar nicht ertragen. Er hielt ihre Hand noch immer in der seinen. Er sagte: „Ein Kind hat bereits den Vater gefunden, wollen Sie den andern nicht auch einen geben, Fräulein Lenchen? Ich glaube bestimmt, daß die Kinder mit mir als Vater einverstanden sein werden, nur das andere weiß ich noch nicht so genau — ob Sie gewillt sind, das neue Familienoberhaupt anzuerkennen?“ Lene entzog ihm die Hand und blickte zu Boden. „Ach, — ich kann Sie doch nicht nur der Kinder wegen heiraten — wo Sie mich doch gar nicht mal liebhaben“, stammelte sie. Seine Stimme drückte höchste Verwunderung aus, als er rief: „Aber ich habe dich doch unendlich lieb, Lenchen, so lange ich dich kenne, liebe ich dich schon, wußtest du das denn nicht?“ Lene erwiderte nichts darauf. Lene schwieg. Wie hätte sie auch etwas sagen können, da sich zwei Lippen so fest auf ihren Mund preßten. Sie dachte nur, daß aber auch gerade die Kinder dabei sein müssen. Alle sechs standen um sie herum und Fris machte den Mund weit auf und sagte: „Aaah!“ und noch einmal „Aaah!“ und dann kam es in höchstem Diskant und seine Stimme überschlug sich förmlich: „Guckt doch mal die Lene-Mutter! Lene-Mutter küßt ja den Dinkel Wendland!“

Frau Gall stand und putzte Fenster. Das tat sie immer allein, denn noch nie hatte ihr eine Magd diese Arbeit recht gemacht. „Die Fenster des Hauses spiegeln die Seele der Hausfrau wider!“ — pflegte sie zu sagen. Weil sie nun so sehr auf äußerliche und innerliche Sauberkeit des Menschen hielt, so hatte sie auch so häufig an diesen Spiegeln ihrer Hausfrauenseele herumzuputzen. Da wurde die Gartenthür aufgerissen, und wilde Kinderfüße kamen den Gartenweg entlang und über die Veranda in das Haus

gerannt. „Großmutter, die Lene-Mutter hat einen Bräutigam!“ rief Liese, „Großmutter, der Onkel Wendland wird unser Vater!“ brüllte Fritz. Die Bänerin hatte nichts von dem verstanden, was die Kinder schrieten. „Was ist denn los? Was ist geschehen?“ Erschreckt kam sie von der Trittleiter hernnter. „Kinder, seid nicht so wild, ihr schmeißt mich ja um!“ Liese und Fritz zogen die Bänerin auf die Veranda. „Komm doch, Großmutter, die Lene-Mutter will doch heiraten!“ Da ging die Gartenpforte wieder auf, aber diesmal nicht so stürmisch. Wendland kam durch die Pforte und trug das schlafende Trndchen auf dem Arm, den andern Arm hatte er um Lene geschlungen. Da band die Bänerin mit zitternden Händen die Schürze ab. „Ach, du mein liebes Gottchen!“, murmelte sie, „ach, du mein liebes Gottchen!“ — und zwei dicke, helle Tränen liefen ihr über die Wangen.



BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
GDAŃSK

II 412212

~~at~~ Nie pożyczaj się do domu